

James Mavor



Aus dem

Reiche der Karpathen.



Ungarische Landschafts-, Sitten-, Litteratur- und Kulturbilder.

Von

Dr. Adolph Kohut,

Verfasser der Schriften: „Johann Gottfried von Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit“, „Alexander von Humboldt“, „Friedrich der Große und die Frauen“, „Aus meiner rheinischen Studien-Mappe“, „Moderne Geistesheroen“, „Lustige Geschichten aus dem Tokayerlande“, „Heitere Fahrten“, „Ragende Gipfel“ u. s. w.

Stuttgart.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1887.





Aus dem

Reiche der Karpathen.

Aus dem
Reiche der Karpathen.

Ungarische
Landschafts-, Sitten-, Litteratur- und Kulturbilder.

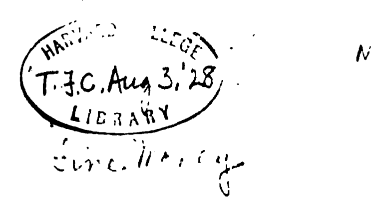
Von

Dr. Adolph Kohút,

Verfasser der Schriften: „Johann Gottfried von Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit“, „Alexander von Humboldt“, „Friedrich der Große und die Frauen“, „Aus meiner rheinischen Studien-Mappe“, „Moderne Geistesheroen“, „Lustige Geschichten aus dem Tokayerlande“, „Heitere Fahrten“, „Ragende Gipfel“ u. s. w.



Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1887.



K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. Carl Grüninger. Stuttgart.

Vorwort.

In den nächsten Jahren feiert das Ungarische Reich das Millennium seines Bestandes. Aus Anlaß dieses denkwürdigen Ereignisses dürfte ein Buch, welches Land und Leute aus eigener Anschauung und eigenen Beobachtungen schildert, nicht unwillkommen sein. Seit der so glänzend verlaufenen Landes-Industrie-Ausstellung zu Budapest im vorigen Jahre ist ja Ungarn ein Wallfahrtsort für Tausende und Abertausende geworden, die früher das Reich der Karpathen als keinen besonders interessanten Gegenstand ihres Studiums betrachteten; trotz alledem ist aber das Königreich der heiligen Stephanskrone im allgemeinen noch immer eine terra incognita, — für einen großen Teil des Publikums beinahe so fremd wie die geheimnisvolle Landschaft „Thule".

Das vorliegende Buch will keine wissenschaftliche Abhandlung über Ungarn sein, sondern greift aus der Fülle der Erscheinungen und Gestaltungen das

Bezeichnendste und Eigenartigste heraus. Es ist durchaus objektiv gehalten, und deshalb werden hoffentlich auch die Landschafts-, Sitten-, Litteratur- und Kulturbilder scharf und anziehend genug sein, um den Leser nicht allein für den Augenblick zu unterhalten, sondern ihm auch einen nachhaltigen Eindruck von dem schönen Ungarland und seinen Bewohnern zu hinterlassen. Der feurige Tokajer, der nicht minder feurige Csárdás, gute Zigeunermusik und schöne Ungarinnen sind ja auch in Deutschland beliebte „Hungaricae res“. Möge daher ein Buch, das über diese und andere Dinge plaudert und des Interessanten und Wissenswerten noch gar vieles vor Augen rückt, freundlich aufgenommen werden!

Dresden im August 1886.

Dr. **Adolf Kohút.**

Inhalt.

Das Land in seinen Gestaltungen.

Ungarn, „Magyarország“, ist seit 1868 in legislativer und administrativer Hinsicht mit dem ehemaligen Großfürstentum Siebenbürgen verschmolzen zu einem unzertrennlichen Staatsorganismus. Ebenso gehören zu Ungarn — dem „Reiche der heiligen Stephanskrone“ — zu „Transleithanien“ — in weiterer Beziehung: die königliche Frei- und bedeutende Hafenstadt Fiume samt Gebiet, Kroatien-Slavonien und die kroatische Militärgrenze. Das eigentliche Ungarn beträgt 4094,25 geographische Quadrat-Meilen, und rechnet man die eben genannten übrigen Bestandteile hinzu, so umfaßt das ungarische Staatsgebiet zusammen einen Flächen-Inhalt von 5853,23 geographischen Quadrat-Meilen. Man kann Ungarn daher die territorial mächtigere Hälfte der habsburgischen Monarchie nennen, denn die Länder der ungarischen Krone betragen 51,8 % des Gebietes des österreichischen Staates. Unter den Reichen Europas nimmt Ungarn

die siebente Stelle ein; es ist um 150 Quadrat-Meilen größer als Großbritannien und übertrifft Italien um 450 Geviert-Meilen.

Ungarn umfaßt zwei große Tiefebenen. Die kleinere, die oberungarische Tiefebene — auch das Preßburger Becken genannt — liegt zwischen dem einst berüchtigten Bakonywalde, wo die Räuber — Betyáren — eine mächtige Rolle spielten, sowie dem Leithagebirge, den kleinen Karpathen und dem inneren karpathischen Berglande an den beiden Seiten der Donau. Diese Ebene ist sehr fruchtbar. Anmutige Landschaften breiten sich hier vor unseren Blicken aus und unser Auge ist entzückt von dem reizenden und abwechslungsreichen Panorama, welches Hügel und Ebene, Wald und Feld, Rebenpflanzungen und Obsthaine bilden. Diese Gegend ist sehr bevölkert und Ortschaften und Städte reihen sich dicht an einander. Die größere, die niederungarische Ebene — das „Alföld" — wird nördlich und östlich von den Karpathen, südlich von der Donau und den alpinen Höhen und westlich von dem pannonischen Hügellande begrenzt. Es ist dies ein riesiges Flachland, die Heimat der bekannten Pußten — Heiden —, die sich oft meilenweit erstrecken, ohne daß ein Dorf oder ein Marktflecken das wüste und öde Einerlei der Landschaft unterbrechen würde. Nur zahlreiche Meierhöfe — ungarisch: Tanya's —, öde und fast pflanzenleere Flugsandhügel und ungeheure Sumpfstrecken bieten

einige Abwechslung dar. Nicht überall ist übrigens der Sand und die Unfruchtbarkeit das bezeichnendste Merkmal des „Alfölds“. In der unermeßlichen Heide tauchen urplötzlich auch herrliche Oasen auf und wir erblicken dort üppige Kornfelder und Weingärten, wo der köstliche Wein wächst, der als vinum hungaricum mit Recht einen europäischen Ruf genießt. Die riesigen Kornfelder erinnern uns daran, daß Ungarn die Kornkammer Europa's ist und die zahlreichen Obstbäume bekunden, daß hinsichtlich des Obstreichtums Ungarn vor keinem Lande Europa's zurücksteht. Doch auch schattige Wälder, üppig grünende Wiesen und allerliebste Teiche zieren die Tiefebene und gewähren dem Wanderer nach den trügerischen Bildern der fata morgana, die in den Pußten gar oft unsere Aufmerksamkeit fesseln und uns anlocken, eine angenehme Erholung. Der Landstrich zwischen Donau und Theiß, die sogenannte Kecskeméter Heide, ist sandig und von Sanddünen durchzogen; ebenso ist das Nyirgebiet, das nördlich und westlich von der Theiß umflossen ist, sandig, kahl und unfruchtbar, es hat wenig Wälder und Äcker und ist überdies sumpfig. Große Sumpfgebiete sind auch die längs der Theiß sich hinziehenden Landstriche Rétköz und Hoßzurét, und ebenso ist jetzt die einst so fruchtbare Debreczíner Heide — A Hortobágyi puszta — eine traurige und salzreiche Wüste. Desto fruchtbarere und anmutigere Landstriche breiten sich auf der rech-

ten Seite der mittleren Theiß bei Munkács, Unghvár und Ujhely aus, nämlich die Bodrog-Ebene und Takta-Köz.

Im „Alföld“ wohnt die eigentliche Masse des ungarischen Volkes, der Magyare. Hier im „Alföld“ lebte vorzugsweise Alexander Petöfi und hier wurden fast all die ungarischen Volkslieder geboren, welche von Mund zu Mund gehen und in der ungarischen Volkspoesie eine so wesentliche Rolle spielen. Dem Dichter erscheint die Pußta in ihrer Einförmigkeit ganz anders, wie dem nüchternen Beobachter, und die Fata morgana — „Délibáb“ —, diese Fee der Heide, begeistert ihn zu schwärmerisch-melancholischen Liedern. Hier nur eine Probe. In dem Gedichte: „Die Rumen der Tschárda“ singt Petöfi u. a.:

Schönes Tiefland! endlos deine Ebene strebet,
Du bist's, wo am liebsten meine Seele schwebet.
Bergland ist ein Buch mit seinen Thälern, Höhen,
Da muß Blatt für Blatt ich ohne Zahl umdrehen.

Aber Tiefland du, wo keine Berge ragen,
Liegst gleich einem Briefe vor mir aufgeschlagen.
Dich kann ich mit einem Blicke übersehen,
Und es stehn in dir gar herrliche Ideen.

Wie's mich schmerzet, daß ich auf der Pußta draußen
Während meines ganzen Lebens nicht kann hausen!
Hier möcht' ich im Freien leben, wie die Biene,
Frei, wie in Arabien der Beduine.

Pußta, du bist mir der Freiheit Bild, das hehre,
Und die Freiheit ist der Gott, den ich verehre.
Freiheit, meine Gottheit! darum nur ich lebe,
Daß mein Leben einstens hin für dich ich gebe . . .

Die Wüsten-Fee mit ihrem schillernden Gaukelspiel bildet das Entzücken des Volkes und seiner Dichter. Die magyarischen Pußtenbilder sind wahre Perlen der Poesie. Frau Fata Morgana ist „die Fee der Pußta-Auen". Alle die Freiheitssänger des ungarischen Volkes haben der Pußta ihre Huldigung dargebracht und das Tiefland verherrlicht. Wie ein roter Faden zieht sich durch ihre Naturbilder der Refrain:

Ach, ich lieb' die Heide! Nur da draußen fühl' ich
Ganz mich frei; im Kreise
Kann das Auge schweifen hin, wo's ihm beliebt, in
Ungehemmter Weise.
Nicht umstehn mich drohend da die finstern Felsen,
Ueber die im wirren
Lauf die Bäche schäumen, daß es klingt, als wollten
Sie mit Ketten klirren.

Sagt mir nicht, die Heide sei nicht schön! Des Schönen
Giebt es hier in Fülle,
Doch sie birgt es züchtig, wie die Maid ihr Antlitz
In des Schleiers Hülle;
Freunden, Wohlbekannten läßt sie ihre Reize
Unverschleiert sehen,
Und das trunkne Auge sieht entzückt ein Mädchen
Aus dem Reich der Feen!

Mit diesen beiden genannten großen Tiefebenen, speziell dem „Alföld“, steht die Fläche in Verbindung, die vom rechten Donauufer gegen den Plattensee hinaufzieht, ferner die Thalebene der Drau, die slavonische Ebene und die Thalebene der Sau.

Der größte Teil des ausgedehnten Gebirgslands Ungarns gehört den Karpathen an. Wer die Karpathen in Ungarn — Tátra, Fátra und Mátra — gesehen, der wird Franz Pulszky, dem Direktor des Nationalmuseums in Budapest, Recht geben, wenn er in dem Werke des österreichisch-ungarischen Kronprinzen: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ — „Az ostrák-magyar monarchia irásban s képben“ — behauptet, daß Ungarn ein gottgesegnetes Land sei. In seinen Bergen seien noch Schätze verborgen und es habe noch weite Strecken jungfräulichen Bodens. Leider sind die ungarischen Karpathen noch lange nicht so gekannt, wie die Alpen und sonstige mächtige Felsen und Gebirge Europa's, und doch verdienen dieselben, daß man aus aller Herren Ländern hinwandle, um dort die interessantesten geologischen, geographischen und ethnographischen Studien zu machen. Die hohe Tátra hebt sich aus den Zentralkarpathen zu gewaltiger Höhe empor. Sie steigt aus der fruchtbaren Zipser Hochebene auf und bildet eine riesige Granitmasse, um welche sich ringsum noch andere Gesteine lagern. Die hohe Tátra hat eine große Fülle von Seen, und ihre Bergspitzen,

Abhänge und Thäler sind mit Trümmergesteinen übersät. Die höchsten Bergspitzen sind die Gerlsdorfer, Lomnitzer und Eisthaler Spitze (2663, 2633 und 2629 m). Die meisten Seen sind von einem wahren Steinmeer umgeben, wodurch die ganze Scenerie einen wildromantischen Anblick darbietet. Welches Leben und Treiben herrscht in der hohen Tátra, wie großartig waltet und schaltet hier die Natur! Gemsen, Murmeltiere, Bären, Wölfe und Luchse hausen auf den Gebirgskämmen und in den wilden Thälern. In den reißenden Gebirgsbächen und Seen spielt die Forelle und hoch oben in den Lüften zieht der majestätische Aar seine Kreise. Auf den höchsten Höhen des Nadelholz- und Tannenwaldes blüht das Edelweiß, und Auerhähne und Birkhähne haben im Walde selbst ihre Wohnung aufgeschlagen. Hierzu kommt noch, daß die Tátra auch vorzügliche Mineralquellen birgt. 3000 Fuß über dem Meere liegt das neuerdings sehr besuchte Bad Schmecks, hart am Fuß der Schlagendorfer Höhe. Die krystallhellen Sauerbrunnen in Schmecks im Verein mit der reinen balsamischen Luft haben schon manchem Patienten Genesung gebracht. Von hier aus erreicht man leicht das Thal der Popper, die mit häufigen Wasserfällen über starre Felsblöcke herabstürzt. Nicht minder ist auch der von drei Seiten von steilen Granitmassen eingeschlossene Poppersee — 1550 m über dem Meeresspiegel — mit den grandiosesten

Wasserfällen versehen. Das erhabenste Schauspiel aber bietet der Wasserfall aus den Froschseen. Er ist allenthalben von steilen Felswänden und mächtigen Felsblöcken, die gewöhnlich selbst im Hochsommer mit Schnee bedeckt sind, umschlossen. In der Nähe liegt die Meeraugenspitze, von wo aus man eine wundervolle Aussicht auf das Tátragebirge genießt. Die zahlreichen Schluchten — wahre Abgründe, die oft eine Tiefe von 6000 Fuß haben — sind ungemein schaurig und dämonisch. Wenn, wie so oft, die berüchtigten Tátra-Nebel eine klare Übersicht nicht gestatten, ist die Besteigung des Tátragebirges an vielen Stellen ein kühnes Wagnis und mancher hat dafür schon mit seinem Leben gebüßt.

Petöfi nennt sein Vaterland das schönste Blatt im Weltenbuche und das Karpathengebirge die von Gott selbst an dessen Rand gezeichnete Initiale. Und diese Metapher ist nicht unzutreffend. Das zeigt sich erst so recht, wenn wir die zahlreichen Höhlen des Tátragebirges betrachten. Es sind gar merkwürdige Höhlen! Ich nenne hier nur die Baradla- und Dobschau-Höhle im Gömörer Comitat, die Drachen- oder Schwarze Höhle, das Goldloch, das Drachenloch, die Rosenhöhle und die Pfarrhöhle. Die Baradla-Höhle ist sicherlich die wunderbarste Höhle Europa's; der Haupteingang allein über 3 Viertel Meilen lang, die Gesamtlänge der Gänge über 4700 Klafter; doch hat manchen Gang bisher noch keines

Menschen Fuß betreten. Staunenerregend sind ihre massenhaften eigenartigen und schönen Tropfsteingebilde. Die Perle dieser Höhle sind die „Ruinen von Palmira". Es ist dies ein 4 bis 5 Klafter hoher Riesentempel, der auf 14 mächtigen, palmenartigen, gelben Tropfsteinsäulen voll phantastischen Schmuckes von Ranken und Lianen ruht. Nicht minder interessant ist die Eishöhle von Dobschau, zwei Stunden von dem gleichnamigen Dorf entfernt. Ich habe sie vor einigen Jahren besucht und der mächtige Eindruck, den dieses Naturwunder auf mich hervorbrachte, lebt noch immer fort in mir. Von der Ortschaft führen sehr gut erhaltene Wege zuvörderst zur Felskluft. Vor dem Auge breitet sich ein tiefer Abgrund aus, dessen eine Seite eine schiefe Riesenfelswand bildet. Infolge neptunischer Einflüsse ist die Berglehne in die Höhle gestürzt; ersterer entspringen fünf sehr wasserreiche Quellen, vor welchen zur Bequemlichkeit des Publikums Bänke angebracht sind. Die Quellen, welche romantische Wasserfälle bilden, vereinigen sich im Thale zu einem silberhellen Bach. 35 Holzstufen führen in die Eishöhle hinab. Die eiskalte Luft, welche uns schon jetzt entgegenweht, erinnert daran, daß wir uns bereits im Reiche des Eises befinden. Ein kleineres Stück des Nordpols begegnet uns hier. Zuerst gelangen wir in den kleinen Saal. Mit athemloser Bewunderung betrachten wir die ruhige Schönheit, welche über

diese launenhafte Schöpfung der Natur ausgegossen ist, und unser Erstaunen wächst, wenn wir in den maßlos großen Saal treten. Vor unseren Füßen breiten sich Eismassen von kolossalen Dimensionen aus, und an den wie Krystall glitzernden Eiszapfen, welche in den mannigfaltigsten und originellsten Formen die Wölbung umgeben, bricht sich in tausendfachen Strahlen das Lampenlicht. Einige titanenhafte Säulen unterbrechen den Zusammenhang und launenhaft gestaltete Figuren entzücken das bewundernde Auge. Ein ergreifendes und mächtiges Gefühl erfüllt unsere Brust beim Anblick all dieser imposanten, bezaubernden Schönheit. Wir empfinden unsere Nichtigkeit angesichts der erhabenen Schöpfungen der Natur. Unser Erstaunen wächst aber zur Anbetung der Schöpfung, wenn wir auf den in die Felswand gehauenen Stufen in eine noch tiefere Schlucht hinabsteigen müssen! Der grotesk gestaltete Bogengang, die Orgel und vor allem der Niagarafall, der sich hier in kleinerem Maßstabe wiederholt, üben auf uns einen überwältigenden Eindruck aus. Wir können uns von einem gewissen drückenden und beängstigenden Gefühl bei diesem grandiosen Anblick nicht frei machen. Die Wirklichkeit versetzt uns jetzt in die Märchen- und Sagenwelt, die wir aus unserer Kindheit in Erinnerung haben, und wir atmen erst dann erleichtert auf, wenn wir die 160 Stufen emporgestiegen und uns wieder im kleinen Saale

befinden. Aus der Höhle herauskommend, haben wir das Gefühl, als wenn uns ein phantastischer Traum umgaukelt hätte. In der Höhle selbst ist die Eisbildung fortwährend im Steigen. Überall schreiten wir dort auf mit Geländern versehenen Trottoirs. Die mittlere Wärme der ganzen Grotte beträgt 0,275 Grad Celsius.

Selbstverständlich hat die Sage all diese Bergriesen, Seen, Schluchten und Höhlen mit geheimnisvollen und zum Teil hochpoetischen Geschichten umwoben, deren Aufzählung mich zu weit führen würde. Die ragenden Granitwände der Karpathen mit ihren Wundern haben von jeher auf die Dichter aller Zeiten ganz eigenartig gewirkt, und noch jetzt fühlt man sich beim Anblick dieser Riesen der Steinformation oft veranlaßt, das Wort des Albigensergreises zu citieren, als er auf die granitne Bank der Urwelt sich legte:

Unter mir in wilder Flucht
Braust der Strom und stürzt von hinnen,
Starrend in die rege Schlucht
Seh' ich's Leben mit verrinnen . . .

Rausche, Zeit, vorbei, vorbei!
Deine Opfer, hab' sie alle!
Auch dein eig'ner Sterbeschrei
Tönt mir zu im Wasserfalle . . .

Das herrschende Gebirgsgestein der Karpathen ist Granit, der im östlichen und westlichen Teil des

Gebirges den hohen Rücken und auch die höchsten Spitzen bildet. Zwischen dem Granit tritt Gneis auf und am südwestlichen Ende des hohen Rückens geht er in Glimmer- und Talkschiefer über. An der Nord- und Westseite ist der Urgebirgsstock von Kalkgebirgen umsäumt, die zur unteren Liasformation gehören. Dieselben bilden förmlich eine kolossale Terrasse. Tiefe, felsige Thäler, durch welche die Zuflüsse des wilden Dunajez brausen, durchfurchen dieses Gebirge mannigfach und verleihen diesen Thälern den alpinen Charakter.

Der Boden Ungarns ist in den weiten Niederungen sehr fruchtbar und gewährt auch ohne Dünger durchaus reichliche Ernten. Ebenso sind mehrere Thäler, wie das schöne Waagthal, das Thal der Neutra 2c., und ferner das Hügelland mit Ausnahme der oberen Theißgegend, wo sich Flugsand findet, sehr ergiebig. Dagegen sind die höheren Karpathengegenden mit einigen Thälern im Norden und Nordosten und die sandigen Strecken westlich von der Donau wirklich unfruchtbar.

Auch in mineralogischer Beziehung hat Ungarn einen gesegneten Boden, denn der Humus besitzt unerschöpfliche Salz-, Eisen- und Kohlenlager, sowie reiche Kupfer-, Silber-, Gold- und andere Erzgänge. Infolge dieses Metallreichtums sind die Bergstädte Ungarns und Siebenbürgens zu hoher Blüte gelangt. Ungarn ist bezüglich des Bergbaus in sieben

Berghauptmannschaften: zu Ofen, Neusohl, Zips, Nagybánya, Orawitza, Szalatna und Agram eingeteilt. In der Ofener Berghauptmannschaft ist das wichtigste Produkt die Kohle, in der Neusohler das Silber, sowie Gold, Kupfer, Eisen und Blei, in der Zipser Eisen und Kupfer, in der Nagybányer Gold, Silber und Blei, in der Orawitzer Kohle und Eisen, in der Szalatnaer die Kohle und in Agram neben Kohle Eisen, Kupfer, Blei und Zink. Eine Berg-Akademie besteht in Schemnitz. Dieselbe wurde bereits im Jahre 1763 gegründet.

Neben den Ebenen, Bergen und Thälern darf eine Gestaltung nicht unerwähnt bleiben, die so bedeutungsvoll im Leben dieses Staates ist: der Wald, der nahezu ein Drittel des gesamten Staatsgebiets umfaßt. Am waldreichsten sind Siebenbürgen und Kroatien-Slavonien, während das eigentliche Ungarn selbst nur wenig Wald besitzt. In Bezug auf Holzreichtum nimmt Ungarn unter den Staaten Europas die vierte Stelle ein. In den Wäldern Ober-Ungarns sind die Hauptholzgattungen Fichten, Tannen, Eichen, Lärchen, Föhren und Weißbuchen; in den östlichen Waldungen, zu denen auch die Wälder Siebenbürgens gehören, Fichten, Tannen, Buchen und Eichen; in den niederungarischen Tiefebenen die Akazie, die Pappel und der Götterbaum, und in den Waldungen des Südens zumeist Eichen und Buchen. Leider werden in Ungarn vielfach große Verwüstungen durch

Abholzungen hervorgerufen und steht dort die Forstkultur noch nicht auf einer hohen Stufe, aber in neuester Zeit sind bereits beachtenswerte Anstrengungen gemacht worden, um bessere Ergebnisse zu erzielen, und vielfach mit glücklichem Erfolge.

Und wie die Berge Erze, so enthält der Boden Quellen aller Art, die dem Lande zum Segen gereichen — ich rede hier nicht von den Flüssen und Seen, die ich im folgenden Kapitel behandeln will, sondern von den Mineral- und Heilquellen. Nach dem ungarischen Geographen Hunfalvi giebt es zusammen 2216 warme und heiße, sowie kalte Quellen, Säuerlinge, alkalische Quellen u. s. w. Von den Bädern, welche durch ihre Heilquellen sich einen europäischen Ruf erworben haben, nenne ich, neben dem schon erwähnten Schmecks, Mehadia, Trencsin-Teplitz und Sliács. Am bekanntesten in Deutschland ist die Bitterquelle Hunyady János.

Nach all diesem muß man bezüglich der Gestaltungen des Landes das Urteil Franz Pulszky's unterschreiben, daß es in Europa kein anderes Land giebt, welches so viele und so große Kontraste aufzuweisen hätte, wie das Gebiet der ungarischen Krone . . . Die Natur hat die einzelnen großen Teile Ungarns auf verschiedene Weise zugeschnitten und gestaltet und jedem seine speziellen Schönheiten zugeteilt; sie hat jedem Landstriche eine besondere Physiognomie aufgedrückt und ihn mit verschiedenen eigenartigen

Schätzen reichlichst ausgestattet. In die Eingeweide der Gebirge bettete sie verschiedene Erze, Steinkohlen und andere nützliche Mineralien, die Fluren bekleidete sie mit fruchtbarer Ackerkrume, sie schuf sprudelnde Quellen, rauschende Bäche, schleichende Flußadern und majestätisch dahinwogende Ströme. In der That, das von den Karpathen als ein großartiges Amphitheater umschlossene Reich ist ein schönes und gesegnetes Land!

Fluß- und See-Bilder.

Wie Ungarn die Karpathen als seine bezeichnendsten Berge betrachten kann, so kann auch die Donau gewissermaßen ein ungarischer Strom genannt werden. Sämtliche Flüsse des Karpathenreiches außer dem Poprád, welcher durch den Dunajez der Weichsel zufließt, gehören zum Gebiete der Donau. Der Ungar nennt die Donau nicht blau, sondern „blond“ — a szőke Duna — und in diesem Kosenamen verrät er die Liebe, die er für die Hauptverkehrsader seines Landes hegt. Von Theben, einem Marktflecken von etwa 1800 Einwohnern, oberhalb Preßburgs, durchläuft sie ganz Ungarn bis Orsowa, wo sie die österreichisch-ungarische Monarchie verläßt. Ihre Stromgeschwindigkeit ist sehr wechselnd. Am reißendsten ist sie bei Neu-Palanka, wo sie ihre Katarakte bildet, beim Eintritt ins Gebirge bei Moldova durch die obere Stromschnelle und beim Austritt aus demselben bei Skala Gladowa durch die Enge des Eiser-

nen Thores. In der Mitte des Stromes birgt sich die Klippe Brány und gleich unterhalb zieht ein Riff quer über den Strom in einer Tiefe von $3^1/_2$ Fuß. Eine Meile unterhalb Orsowa, an der Grenze Serbiens und schon auf rumänischem Gebiete, befinden sich die Felsenklippen des Eisernen Thores. Wer von Wien aus auf einem Fahrzeug der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft die Donau entlang bis Orsowa fährt, der wird entzückt sein von den Wandelbildern der abwechslungsreichsten Art, die an ihm vorübergleiten. Hart an der Donau, am Fuße eines mächtigen Hügels liegt das schon genannte Theben. Auf dem Kalkfelsen, der an der March-Mündung ausspringt, trotzt die Ruine einer berühmten Burg, die 1809 von den Franzosen gesprengt wurde. Der pittoreske Trümmerhaufen wirkt vom Schiffe aus gesehen sehr malerisch und bringt uns das Wort des Dichters in Erinnerung, welches er auf die Donau gedichtet:

Wie oft zerreißt den Busen deiner Flut,
O Strom, der Schiffe Kiel, der Stürme Wut!

Sie reißen Wunden dir so tief und weit,
Wie nie dem Menschenherzen je ein Leid.

Und doch, wenn Sturm und Schiffe sind vorbei,
Schließt spurlos sich die Wunde stets aufs neu.

Nur wenn das Herz einmal zerrissen ist,
Kein Balsam je die Wunden wieder schließt . . .

Vorbei geht es nun an Hainburg, mit der gewaltigen Burg, wo einst König Etzel geweilt hat, dann durch das hohe Felsenthor bei Theben nach dem lebenslustigen Preßburg, der ersten bedeutenden Stadt Ungarns — der alten Krönungsresidenz —, der wir auf unserer Donaufahrt begegnen. Preßburg liegt amphitheatralisch auf den Abhängen der kleinen Karpathen ungemein malerisch. Gegen Süd, Ost und Nordost dehnt sich eine weite Ebene aus und auch die Donau tritt hier unmittelbar in die Ebene ein und teilt sich in mehrere Arme. Sie bildet mit dem Wieselburger Arm die kleine Schütt (Szigetköz), der andere Arm, die sogen. Neuhäusler Donau, macht mit dem Hauptstrome die große Schütt aus. Diese größte der Donauinseln, — auf ihr liegen außer Komorn 13 kleinere Städte und Marktflecken, 146 Dörfer und 75 Pußten — war in den Zeiten des Königs Sigismund und Mathias Corvinus wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt. Sie hieß damals der „goldene Garten“ und die Sage erzählt, daß hier „tündérek“ — Feen — gewohnt haben, aus deren Haaren Goldkörner gefallen seien, von welchen man auflesen konnte, so viel man wollte. Auf einer 9½ Meilen langen Strecke fährt der Dampfer zwischen den beiden Schütt-Inseln und einem Gewirre von Auen, Sandbänken und Schotterinseln hindurch. Das Donaubecken, in welchem die Schütt-Insel liegt, bildet den Mittelpunkt der oberungarischen großen Ebene.

An den Ufern entlang erblickt man magyarische Rinder- und Pferdehirten („gulyás“ und „csikós“) in ihren breitkrämpigen Hüten und weißen Pluderhosen, wie sie die Herde weiden, oder die Pferde grasen lassen, und der fremdartig-originelle Typus macht den Ausländer darauf aufmerksam, daß es bereits magyarisches Land ist, welches sich vor ihm ausbreitet. Dann kommt die Stadt Raab, welche in einer schönen Ebene an der Mündung der Raab und Rabnitz in den Donauarm liegt. Nun gelangen wir in den Festungsrayon von Komorn, der durch die heldenhafte Verteidigung des Generals Klapka im Jahre 1849 so berühmt gewordenen Festung. An Neszmély, dem Weinort par excellence, vorbei fahrend, erblicken wir die Kuppeln des Graner Domes, der von einer Anhöhe weit in die Landschaft hinausragt. Hier, im „ungarischen Rom“, ließ sich der erste apostolische König der Ungarn taufen. Südwestlich von Gran öffnet sich ein weites Thal, in welchem die Donau, sich ausbreitend, einige größere Inseln bildet. Zwischen malerischen Uferpartien dahingleitend, wobei Porphyr- und Kalkfelsen ihre Schlagschatten werfen und sich in den Wellen der Donau spiegeln, nähern wir uns der schönsten Stadt Ungarns und einer der prächtigsten Städte der Welt — Budapest. Der Fluß macht hier eine bedeutende Krümmung, an deren Ausbuchtung uns die Ruinen der Festung Visegrád entgegenblicken, die einst, als das Anjou'sche

Geschlecht über Ungarn herrschte, eine Königsburg voll Prachtliebe und Luxus war; jetzt ist sie verfallen.

Zur Linken haben wir jetzt die anmutige und bezaubernde Margareteninsel. Auf diesem stromumrauschten Eiland duften die seltensten und kostbarsten Blumen, stehen Platanen, wie sie stattlicher selbst nicht im Orient anzutreffen sind, und sprudeln heiße Heilquellen. Der Besitzer, Erzherzog Joseph, hat alles aufgeboten, um dieses reizende Fleckchen Erde zu einem geradezu himmlischen Aufenthalt zu gestalten. Dann kommen die riesigen Schiffswerften von Altofen, welche die bedeutendsten des Kontinents für die Flußschiffahrt sind. Der Dampfer fährt unter dem Bogen der Margaretenbrücke hindurch und vor uns breitet sich das herrliche Panorama von Budapest aus. Budapest bietet das schönste Flußbild Europas. Rechts erhebt sich Ofen mit dem Festungs- und Blocksberge, dazwischen die Kettenbrücke, das größte Werk dieser Art des Kontinents, auf welche ich noch zu sprechen kommen werde, und auf dem breiten, stolzen, majestätisch einherflutenden Strom bewegen sich fortwährend zahlreiche große und kleine Dampfer. Die kleinen Schraubenboote besorgen den ganzen Tag die Überfahrt von einer Seite des Wassers nach der anderen; die Raddampfer: „Hattyú“ — Schwan — und „Fetschke“ — Schwalbe — fahren in einem Zuge nach Altofen und der Margareteninsel und von da

wieder zurück. Daneben ziehen mächtige große Dampfschiffe ihre Furchen und kurze Schleppdampfer dampfen mühevoll gegen den Strom aufwärts. Wie auf dem Strome ein bewunderungswürdiges, flottes und frisches Leben und Treiben herrscht, so auch an den Ufern. Alle Nationalitäten sieht man dort vertreten: Ungarische Bauern und Bäuerinnen in ihrer Nationaltracht, den Deutschen, den Slovaken, den Zigeuner, den Juden u. s. w., und der Lärm, der sich allenthalben erhebt, das laute Sprechen und Rufen in allen Sprachen, das jauchzende Aufschreien und Lachen, . . . all das beweist, daß wir in einer Stadt sind, wo sich die orientalische Lebhaftigkeit bereits geltend macht. Der Donauquai hat nicht seinesgleichen. Malerisch hingebettet liegt die schöne und aufblühende Stadt zu beiden Seiten der Donau und herrliche Paläste spiegeln sich in den Fluten dieses hier besonders wundervollen Stromes wieder. Unmittelbar hinter der Eisenbahnbrücke verbreitert sich der Strom, einem See gleich, und umfließt in zwei gewaltigen Armen die fruchtbare, mehrere Quadratmeilen große Insel Csepel.

Man trennt sich schwer von Budapest, um die Reise stromabwärts fortzusetzen. Der Dampfer hält sich ans rechte Ufer des Hauptarmes. Wir gelangen zunächst nach Erd oder Hanzsabég. Hier brachte Ludwig II. von Ungarn die erste Nacht zu, als er mit kummervollem Herzen den Türken entgegenzog,

um bei Mohács Reich und Leben einzubüßen. Herzog Karl von Lothringen erfocht hier einen glänzenden Sieg über das von Suleiman Pascha befehligte türkische Heer am 23. Juli 1684. Von hier verflacht sich die Gegend immer mehr und bietet wenig malerischen Reiz. An Kalocsa, Szegzárd, Baja, Mohács vorbei, gelangen wir an den Ort Batina, wo der Franzenskanal in die Donau mündet und dieselbe oberhalb Monostorszeg mit der Theiß bei Földvár verbindet. Von Batina abwärts hat die Donau eine Menge Arme, worauf das Draueck folgt. Von der Draumündung aufwärts liegt Essek, die Hauptstadt Slavoniens. An den schönen Gestaden Slavoniens bildet einen besonders hübschen Punkt das romantisch gelegene Bergschloß Illok mit seinen vielfachen historischen Erinnerungen. Gegenüber der Theißmündung, am rechten Ufer der Donau, liegt Alt- und Neu-Slankamen, bekannt durch den Sieg Eugens von Savoyen über die Türken, und an der Savemündung, gegenüber von Belgrad, Semlin. Am linken Ufer der Donau befindet sich in einer Art sumpfigem Delta die Mündung des Temesflusses bei der Grenzstadt Pancsova. Während am rechten Ufer die Sau die Grenze bildet und jenseits dieses Flusses bereits serbisches Gebiet ist, geht am linken Ufer das ungarische Territorium noch bis Orsowa, jenseits welchem Orte sich die rumänische Grenze hinzieht. Orsowa liegt in einer weiten Einbuchtung des

Csernathales, welches hier in das Donauthal mündet; nicht weit davon entfernt befinden sich die berühmten Herkulesbäder bei Mehadia, die sich durch ihre romantische Lage besonders auszeichnen. Gleich unterhalb Orsowa beginnen die oben erwähnten Stromschnellen und Engpässe, welche unter dem Namen des großen Eisernen Thores allgemein bekannt und gefürchtet sind. Die Donau wird hier von vielen Seiten von hohen Felsen, den Ausläufern der Karpathen und des Balkan, eingefaßt. Aber diese Felsen und Klippen ragen nicht allein aus den Ufern hervor, sondern sie sind auch im Strome selbst und veranlassen überall gefährliche Wirbel. Das Fahrwasser wird immer schmäler, und da hier überall Klippen sind, fließt die Donau, trotz ihrer Tiefe, in lauter Wirbeln und Strudeln dahin. Der Strom ist so reißend, daß man 2 deutsche Meilen auf die Stunde rechnet und die Fischer können nur mit äußerster Vorsicht durch die vielen engen Gänge und Felsen hindurchsteuern, zumal die Wellen durch ihr Tosen oft das Kommandowort übertönen. Diese Wasserstraße ist die großartigste in Europa. Sie ist 2275 m lang und in ihr wechselt die Breite des Wasserspiegels zwischen 1137 und 606 m. Ganz wunderbar ist die Scenerie. Die das Eiserne Thor bildenden Gebirge sind mit Buchen-, Walnuß- und Eichenbäumen reichlich bedeckt. An der ungarischen Seite des Stromes zieht sich die schöne Széchényistraße

hin und an der serbischen Seite sieht man die Spuren des kunstreichen Weges, auf welchem einst Trajan sein Heer entlang führte. Die Regulierung des Eisernen Thores beschäftigt schon seit Jahren die Donaustaaten, ohne daß bisher eine Verständigung hierüber zu stande gekommen wäre. Was lange währt, wird hoffentlich endlich gut!

* * *

Das eigentliche Kind Ungarns, der Typus des leidenschaftlichen Magyarentums im „Alföld“, ist die Theiß. Die Theiß nimmt ihren Ursprung aus dem Hochgebirge und geht fast unmittelbar in die ungarische Ebene über. Die echten Söhne Arpáds haben daher am liebsten diesen Fluß, der gleich ihnen in der Tiefebene das eigentliche Ungarn erblickt und der im Lande selbst entspringt und mündet. Von Nagy-Szöllös an betritt die Theiß das große ungarische Tiefland, welches sie in zahlreichen Windungen durchstreift. Man hat diesen Fluß mit Recht mit dem Mississippi verglichen. Abgesehen von dem reißenden Charakter desselben, werden beide durch Annahme eines Zuflusses — Missuri, Szamos —, der größer und wasserreicher ist als der Hauptfluß, bedeutend; beide gefährden die Schiffahrt durch aus dem Hochgebirge herabgewälzte Baumstämme und ergießen sich in fruchtbare, schwüle, aber schwer kultivierbare Niederungen.

Die Nebenflüsse der Theiß haben zumeist den Charakter von Wildwasser, wodurch die Gefährlichkeit der Theiß noch bedeutend erhöht wird. Trotz aller so löblichen Regulierungsarbeiten sind die Theißüberschwemmungen, denen u. a. Szegedin bereits zweimal seinen Untergang zu verdanken hatte, nicht ganz aufzuhalten. Infolge dessen sind im Theißgebiete zahlreiche Sümpfe entstanden, von denen ich nur den Ecseder Láp (Sumpf) nenne, der einst blühende Landschaften enthielt und 5 bis 10 Dörfer umschloß, jetzt aber ein mit Schilf und Wurzelgeflecht bedecktes Sumpfland ist. Ebenso entstehen Steppenbäche und das Auftreten des Grundwassers, welches in manchen Jahren quellenartig aus dem Boden steigt, sich weithin ausbreitet und dann ganze Strecken unfruchtbar macht. Nicht alle diese Sümpfe sind schmutzig und gesundheitsschädlich, manche sind krystallklar. Sie leisten vielmehr hier, wie Erasmus Schwab sagt, im Haushalt der Natur den Dienst, welchen anderswo die — hier mangelnden — Wälder leisten, indem sie einerseits Wasserdämpfe aushauchen, anderseits die von den Winden herangewehten Dunstmassen, welche unmittelbar neben den Sümpfen durch die aus der erhitzten Pußta aufsteigenden trockenen Luftströme spurlos zerstreut werden, so verstärken und verdichten, daß diese über den Lagunen rasch Wolken bilden, welche entweder sogleich ihren Inhalt herabsenden oder von den Winden in entfernte

wasserlose Gegenden getragen werden. Allerdings erhält der Boden der Heide nicht von ihnen allein seine Nahrung; denn allmählich, soweit nur immer die Theiß durch Infiltration unter der Erdoberfläche wirken kann, schlägt sich ein ungemein reichlicher Tau nieder und fristet bis zum Juli das Leben der Gräser in der ausgedorrten Erdkrume.

Am ungeberdigsten ist die Theiß zwischen Marmoros und Ujlak. Hier ergießt sich die Szamos in die Theiß; aber auch jene ist eine wilde Tochter des Gebirges und so schwillt der Strom mächtig an. Eine gleiche Zerstörerin ist auch die schnelle Körös, die sich bei Csongrád in die Theiß ergießt. Es ist zu hoffen, daß, wenn die Regulierungsarbeiten dieses Stromes vollendet sein werden, die Theiß eine mächtige Pulsader des östlichen Ungarns werden, und Handel und Verkehr noch gedeihlicher sich entfalten wird als bisher.

Die Ufer der Theiß sind im allgemeinen öde und leer. Nur Möwen umflattern, ihre heiseren, gellenden Töne ausstoßend, das Schiff, ebenso stehen manchmal stelzbeinige Störche am Strande; hie und da taucht ein Pelikan, ein Ibis und ein fischender Reiher auf. Desto geschäftiger ist das Treiben zahlloser Enten und Rohrhühner in den Sümpfen. Auf den nassen Wiesen tummeln sich Heer- und Moorschnepfen, Kibitze, Pfeifer, Staare, Krähen, Raben, Sumpfeulen u. s. f. Einen imposanten Anblick bietet der Fischadler.

Karl Braun-Wiesbaden behauptet, daß die Theiß so fischreich sei, daß ihr Bett in ihrem unteren Laufe zum öfteren ein drittel Fische und zwei drittel Wasser enthalte. In Deutschland habe man eine sprichwörtliche Redensart: wenn man sagen will, daß irgend ein Ding in überreichlicher Fülle vorhanden sei, dann behaupte man, man habe so viel davon, „daß man die Schweine damit mästen könne.“ Diese Redensart treffe in Ungarn buchstäblich zu. Denn wenn die Theiß nach einigen der häufigen Überschwemmungen, welche sie anrichte, in ihr Bett zurückkehre, so lasse sie auf dem Inundationsgebiet so viel Fische zurück, daß man die Sauherden dort auftreibe und mit Fischen füttere. In Szegedin habe man Karl Braun erzählt, es sei noch nicht lange her, daß man für einige tausend Fische nur wenige Dukaten habe zu zahlen brauchen . . . So weit meine Erfahrungen reichen, habe ich den Fischreichtum der Theiß nicht so groß gefunden. Vielmehr scheint die Zahl wie die Größe der Theißfische abzunehmen, trotz des ungarischen Sprichworts: „Annyi hala van a Tiszának, mint vize“ (die Theiß hat so viel Fische wie Wasser). Auch andere Forscher, u. a. der schon citierte Kenner Ungarns, Erasmus Schwab, sind meiner Ansicht. Diese Abnahme rührt davon her, weil durch die Regulierung viele ansehnliche Teiche und Sümpfe trocken gelegt werden; nun aber leben die meisten Fische in Teichen und Sümpfen, weil diese wärmer

sind und mehr Nahrung enthalten. Die laichenden Fische, welche im Flusse leben, gehen aber fast alle in das warme Teichwasser. Auch übersieht man, welche Verheerungen die Fischottern anrichten, die sich hier ganz ungestört vermehren können. Indem die Fische abnehmen, werden sie auch teurer. Im Juni pflegt die Beute des Fischers eine große zu sein, da die merkwürdige Theißblüte eintritt. Ein nahezu mikroskopisches Tierchen, die Eintagsfliege, erscheint nämlich neun Tage hindurch in so großen Massen über und auf dem Wasser, daß die Fische, welche diesen Leckerbissen sehr gern haben, auf der Bildfläche des Wassers auftauchen. Die Theiß enthält u. a. Störe, Hechte, Barsche, Zander, Schleien, Karauschen, Kaulköpfe u. s. w. Hier gedeiht auch der Halászlé, eine sehr schmackhafte Fischsuppe, welche aus mehreren Fischsorten bereitet wird und eine wahre Delikatesse ist.

* *
*

Weitere bedeutende Flüsse Ungarns sind die Drau, welche nach ihrer Vereinigung mit der Mur bis zu ihrer Mündung auf einer Strecke von 36 Meilen für größere Ruderschiffe fahrbar ist; die Sau, von großer Wichtigkeit wegen der Verbindung des Binnenlandes mit Fiume und des Handels mit Serbien und Bosnien und der Herzegowina. Die Sau bildet bei Semlin den Grenzfluß zwischen Österreich

und der Türkei. Für das eigentliche Ungarn hat aber eine weit größere Bedeutung wie Drau und Sau die Marosch. Dieser Nebenfluß der Theiß ist der eigentliche Fluß des Banats, wo er schiffbar wird, während er in Siebenbürgen noch ein wildes, gefürchtetes Gewässer ist, — womit nicht gesagt sein soll, als ob er nicht ein ebenso wilder Geselle sei wie die Theiß. Nikolaus Lenau, über dessen Beziehungen zu Ungarn ich weiter unten in einem besonderen Kapitel rede, hat diesen Fluß in mehreren seiner Gedichte verherrlicht. Wer kennt nicht sein glutvolles Gedicht: „Mischka an der Marosch"? Dort heißt es u. a.:

Von der Theiß, der klaren, fischereichen,
Ist der Geiger Mischka hingezogen,
Wo der Marosch barsche Wogen,
Brausend durch beschäumte Klippen streichen . . .

Mischkas Hüttlein mit dem Halmendach
Ragt empor vom Grund nur wenig Spannen,
Und vorüber wild und jach
Stürzt die Marosch durch die Felsen, Tannen . . .

Wie im Land, von wannen Mira stammt,
Dort in Indien heiß die Sonne flammt,
Süße Frucht mit schnellem Strahle reifend,
Also urgewaltig, schnell ergreifend
Ist ins Herz die Liebe ihr gedrungen,
Weinend ist sie ihm ans Herz gesprungen . . .

Und vorüber braust an Wort und Kuß
Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.

Nur zuweilen ruhn und horchen beide
Nach der Marosch ungestümen Wellen,
Wie einst von der Paradieseswreide
Aufgelauscht das Wild den Tigrisquellen . . .

An den Ufern der Marosch gedeiht sehr üppig die Weide, welche sich oft meilenweit erstreckt und die Korbflechter sitzen dort behaglich und verfertigen ihre kunstvollen Geflechte. Diese Poesie der Weiden hat Lenau in seinen Schilfliedern vorzüglich verkörpert. Die schwermütige, von Wasserdünsten geschwängerte Luft der Weidenbüsche prägt sich treffend in folgendem stimmungsvollen Gedicht aus:

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief;
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild . . .

Ja, ja, das ist die Melodie von der Marosch!

* * *

Neben den hier flüchtig skizzierten Flußbildern dürfen auch einige der bemerkenswertesten Bilder der

Seen nicht fehlen, welche für die hydrographischen Verhältnisse Ungarns von hohem Interesse sind. Die größte Bedeutung für Handel und Verkehr unter allen Seen besitzt der Plattensee (ungarisch: Balaton tava). Dieser liegt zwischen den Komitaten Weszprim, Sümeg und Szala in einem länglich schmalen Becken. Außer dem Szala-Flüßchen ergießen sich noch 31 Bäche in denselben; an seinen Ufern entspringen 9 starke Quellen, und sein Wasser hat einen mineralischen, zusammenziehenden Geschmack.

Wie die Pußta, das Alföld und die Karpathen, so hat die ungarische Lyrik auch den Plattensee mit den glühendsten Farben geschildert. Der Lyriker Alexander Kisfaludy hat ihn besonders reizend besungen. In der That verdient dieser See die aufrichtigste Bewunderung. An Umfang übertrifft er den Bodensee fast um die Hälfte und überragt bei weitem auch den Genfersee. Die Ungarn nennen den Balaton das weiße Meer, „fehér tenger". Nun, das Wasser des Sees ist nicht weiß — sondern grün, aber dieses Lichtgrün ist durchsichtig und krystallhell. Die Fläche erglänzt in eigentümlichem Lichte. Die Ufer des Sees sind umrahmt von dem Grün der Weinberge des Bakony-Waldes, aus welchem die zahlreichen villenartigen großen und kleinen Winzerhäuschen hervorschimmern. Einen feierlichen Eindruck macht es, wenn man vom Ufer aus in stiller Mond-

nacht das sanfte, wie Sphärenmusik klingende Rauschen des Sees, welches nie aufhört, vernimmt. Dieses Schäumen und Rauschen soll den zahlreichen kohlensauren Gasen in dem Seeuntergrund seinen Ursprung verdanken ... In der Nähe des Plattensees ist auch ein sehr besuchter Badeort: Balaton-Füred, Ungarns Pyrmont, mit vorzüglichen Sauerbrunnen und schönen Anlagen. Der genannte Dichter Kisfaludy, dem am Hauptplatze des Ortes, dem Theater gegenüber, eine Statue errichtet ist, widmete s. Z. dem Bade Füred folgenden Vers:

„Lelked erejét a sors hullámai edzik,
Testednek e tó nyújt vidám életerőt.“

Auf deutsch:

Gleich wie die Seele sich stählt im Kampf mit den Wogen des Schicksals,
Badet der Leib sich gesund hier in den Fluten des Sees.

Der Plattensee selbst ist unzähligemal besungen worden. So sagt u. a. Johann Garay:

Ist's holdes Spiel, ist Himmelsfügung,
Was ich hier schau' im Seesstrand?
In rot, weiß, grünem Farbenschmucke
Umschließt den See das Uferband.

Blutfarben glühen Veszprims Marken,
Von Somogys Grenze blinkt es weiß,
Und grün, wie Sammet eines Edens,
Winkt dort herüber Zalas Kreis.

Rot, weiß und grün, das sind die Farben,
Die sich erkor die Nation, —
Bedarf noch anderen Flaggenschmuckes,
O Heimatssee, dein Wellenthron?

Der Plattensee hat eine berühmte Fischspezialität, den „Fogasch", auf deutsch Zahnfisch. Derselbe wird gegen 20 Pfund schwer, hat einen sehr deliziösen Geschmack und ist einigermaßen mit dem Zander verwandt. Die Umgebung des Sees bietet mehrere verlockende Ausflüge. Hier ist zunächst die Halbinsel Tihany, die weit in den See vorspringt und in steilen Ufern abfällt. Berühmt ist die den See beherrschende alte Benediktinerabtei von Tihany; darunter soll sich das Grab des Königs Andreas befinden. Höchst interessant ist ein Ausflug in den nahen Bakonywald, wo einst die berüchtigtsten Räuber Ungarns à la Rozsa Sándor hausten, bis die ungarische Regierung vor etwa $1^1/_2$ Jahrzehnten den Grafen Gedeon Ráday als königlichen Kommissar aussandte, der in seiner schneidigen Weise mit seinen Panduren den modernen Fra Diavolos ein Ende mit Schrecken bereitete. In diesem jetzt sehr sicheren Walde befindet sich die renommierte Cistercienser Abtei Sircz, die ein eigenes Gestüt hat; nicht weit davon erhebt sich der durch seine romantische Lage sich auszeichnende Marktflecken Kesztheln. Der Verkehr am Balaton hat sich in den letzten Jahren sehr gehoben und jetzt herrscht in den Ortschaften an den

Ufern des Plattensees: in Keszthely, Siófok, Badacsony, Almadin eine rührige bauliche Thätigkeit. Nur schade, daß die Veranstaltungen nicht systematisch und nach einem klaren Plane, sondern nur sprunghaft betrieben werden! Wer ein echt magyarisches Bad, wo die ungarische Sprache fast ausschließlich herrscht, wo vorzügliche ungarische Musik erklingt und vortreffliche Nationalgerichte und Ungarweine zu Hause sind, kennen lernen will, der wird in Balaton-Füred alle seine Wünsche befriedigen können! —

Von den übrigen Seen nenne ich hier noch den Neusiedlersee (ungarisch: „Fertő"), zwischen den Komitaten Wieselburg und Ödenburg. Der Neusiedlersee hat etwa $5^1/_2$ Quadratmeilen Fläche, mit niedrigen Ufern, welche mit Rohr- und Weidengebüschen bedeckt sind. Sein Wasser setzt ein mineralisches Laugensalz ab, welches früher in einigen umliegenden Ortschaften zu Salz- und Sodagewinnung versotten und als Heilbad gegen Hautausschläge rc. benutzt wurde. Der See ist sehr fischreich und hat zahlreiche wilde Gänse, Rohrhühner, Enten u. s. w. Vor einigen Jahren nahm der Wasserstand desselben plötzlich ab, aber schließlich füllte sich sein Bett doch bald wieder. Im Stuhlweißenburger Komitat befindet sich ferner der Velenczeer- und im Bácser Komitat der Palicser-See, welche beide aber für den Verkehr fast keine Bedeutung haben. Zahlreich sind auch die kleinen

Sumpf- und Pußtenseen, von denen manche natronhaltig, also Sodaneseen sind, so z. B. der „Fehér tó“ nördlich von Szegedin. Ebenso weisen die Karpathen, wie schon oben erwähnt, mehrere kleine Bergseen auf.

Städtebilder.

Wie für Frankreich Paris die Pulsader des ganzen politischen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens ausmacht, so für Ungarn die Stadt an der „blonden“ Donau, das ganz entzückend gelegene Budapest, welches zu den großartigsten Metropolen der Welt gehört. Wenn der Österreicher, speziell Wiener, sagt: „Es giebt nur a Kaserstadt, es giebt nur a Wien“, so sagt der Ungar: „Éljen Budapest!“ Sein Herz klopft höher, wenn er auch nur den Namen seiner Hauptstadt hört. Wie der Mohammedaner für Mekka, so hat er eine heilige Verehrung für diese Perle unter den Residenzen.

Budapest verdient aber auch die Anerkennung, die ihm von aller Welt gezollt wird. Wie ein junger Riese, dessen Kräfte immer mehr wachsen, so nimmt Budapest in den letzten Jahrzehnten an Macht und Stärke fortwährend zu. Neidisch blickt die schöne

Kaiserstadt an der blauen Donau auf ihre Nebenbuhlerin, und wenn auch im vorigen Jahre die Gemeinderäte von hüben und drüben sich Besuche machten und gegenseitige Komplimente austauschten, so verhindern diese Höflichkeitsreden nicht den Ausbruch der Eifersucht des Wieners, der vergebens Vereine zur Hebung des Fremdenverkehrs gründet, während Budapest auch ohne künstliche Mittel blüht und gedeiht und Fremde aus aller Herren Ländern herbeizieht. Neben Budapest kommt nur noch Szegedin in Bezug auf Bevölkerungszahl und raschen Aufschwung in Parallele.

Bis zum Jahre 1873 gab es nur ein Pest, aber seitdem heißt die Stadt offiziell Budapest, denn die Städte Pest, Ofen (ungarisch Buda), Altofen (Ó-Buda) und Steinbruch (Köbánya) wurden damals unter dem Namen Budapest zu einem Ganzen vereinigt. Diese mächtige Residenz zählt jetzt fast 400 000 Einwohner; Berlin ausgenommen, kennen wir keine Stadt in Europa, die in so verhältnismäßig kurzer Zeit eines solchen Bevölkerungszuwachses sich zu erfreuen hatte, wie die Metropole des Magyarenreiches.

Den Eindruck, den die Hauptstadt auf den Fremden ausübt, der mittels Dampfers nach Budapest kommt, habe ich bereits zu schildern gesucht; er ist aber ebenso überwältigend, wenn man auf der Eisenbahn oder zu Wagen Budapest erreicht. Die Hauptstadt Ungarns liegt an den beiden Seiten der Donau, die hier in

ihrer ganzen Breite und Schönheit dahinflutet und ein wirklich königlicher Strom genannt werden kann. Wie schon oben erwähnt, trägt die Donau hier zahlreiche Dampfer, Schlepp- und sonstige Schiffe aller Art. Von der Königsburg in Ofen aus gesehen, breitet sich dem Beobachter ein Panorama von geradezu entzückender Pracht aus. Am 23. Juni 1852 schrieb der damalige K. preußische Gesandte Otto von Bismarck, der jetzige Reichskanzler, aus dem Ofener Königsschlosse jene Worte, die noch heute zutreffen. „Wärest Du hier", so lauten seine Worte an seine Gemahlin, „so könntest Du jetzt auch auf die mattsilberne Donau, die dunklen Berge auf blaßrotem Grund und auf die Lichter sehen, die unten aus Pest heraufscheinen. Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Pest." Und seitdem hat sich Pest in kaum vergleichbarer Weise verschönt, sind Hunderte von neuen Palästen, prachtvollen Plätzen und herrlichen Anlagen entstanden!

Pest und Ofen verbindet mit einander die berühmte Kettenbrücke, welche in den Jahren 1842 bis 1849 erbaut wurde und die ihr Entstehen dem großen Patrioten Grafen Stefan Széchényi verdankt. Dieses weltberühmte Werk ist ein wahres Wunder der Baukunst und gereicht seinen Schöpfern, den beiden englischen Architekten Clark, zur großen Ehre. Die Wassertiefe der Brücke an den Mittelpfeilern beträgt 40 Fuß, die Länge der Brücke ist 1230 Fuß, die Spannweite

zwischen den beiden Mittelpfeilern 600 Fuß. Die Pfeiler bestehen aus Mauthausener kolossalen Granitblöcken, die Brückenbogen aus Sandstein. Die Landpfeiler sind mit je zwei riesigen Löwen geziert. Zu beiden Seiten dieser Kettenbrücke ziehen sich schön gebaute Quais und Magazine mit Bureauxgebäuden hin.

Budapest ist eine alte, aber auch junge Stadt. Die Römer errichteten sie, Tataren und Türken zerstörten sie, 1838 ging sie durch eine kolossale Überschwemmung zu Grunde, aber neben alten Überresten aus der Römer- und Türkenzeit erhebt sich die moderne Groß- und Weltstadt mit ihren Villen, ihren Prachtpalästen, ihren Statuen und all dem Luxus und dem Raffinement der heutigen Architektonik. In diesem Wechsel des Modernen und Alten liegt ein eigenartiger Reiz und er drückt Budapest das Gepräge des Interessanten und Romantischen auf. Während das eigentliche Pest zwischen grünen Wäldern in der Ebene liegt, breitet sich Ofen höchst malerisch auf Bergen und Hügeln aus. Neben der erwähnten Kettenbrücke verbinden noch zwei Brücken die beiden Donauufer mit einander.

Der Ofener Festungsberg ist amphitheatralisch gebaut mit meist villenartigen Häusern und dazwischen zerstreuten Gärten. Am Fußende dieses Berges befindet sich die erwähnte imposante Königsburg. Ein durch den Berg getriebener Tunnel verbindet die im

Thale hinter der Festung liegende Christinenstadt mit der Pester Seite. Noch weiter südlich befindet sich der Blocksberg, der von einer starken Citadelle gekrönt wird.

Budapest umfaßt 10 Stadtteile, die einen Umfang von 18600 Hektar haben. Die innere Stadt hat die eleganteſten Paläste mit großartigen Mode- und Kunstetablissements, wie denn überhaupt die Hauptstadt eine große Reihe prächtiger Straßen und Plätze aufweist. Die großartigste Straße ist entschieden die Radialstraße mit riesigen Palais- und Monumentalbauten, am Waizner Boulevard beginnend und im Stadtwäldchen endigend. Dieses Stadtwäldchen (város liget) ist übrigens das Alpha und Omega der promenierenden Budapester Welt: es ist dasselbe, was der Berliner Tiergarten dem Spree-Athener, der Königliche große Garten dem Dresdener, der Prater dem Wiener. Sehr hübsch ist übrigens auch die Elisabeth-Promenade, der Széchényi-, Deák- und Petöfi-Platz. Von den namhaftesten Gebäuden seien hier besonders hervorgehoben: die neue Oper, der Akademiepalast, das Hauptzollamt, das Postpalais, das neue Rathaus, das neue Börsengebäude, das Tükörypalais. Während es in den früheren Zeiten zum guten Tone gehörte, daß die Millionäre und Magnaten nach Wien und Paris übersiedelten und sich dort Paläste erbauten, zieht sich der hohe Adel jetzt immer mehr und mehr in

die Hauptstadt zurück und erachtet die Verschönerung von Budapest als eine patriotische Pflicht.

Wie die Stadt selbst in hohem Grade interessant ist, so fesseln auch die verschiedenen Nationalitäten in ihren mannigfachen Trachten unsere volle Aufmerksamkeit. In dieser Beziehung erinnert Budapest vielfach an Konstantinopel. Budapest, diese Vermittlerin der Kultur zwischen dem Orient und dem Occident, liegt an einem Kreuzweg von Rassen und so kreuzen sich daselbst die buntesten Völkerschaften, Stämme und Typen und diese erzeugen originelle Zwischenformen. Neben Magyaren, Deutschen und Juden — die letzteren sind jetzt im großen und ganzen gute Magyaren — Slaven, Ruthenen, Rumänen, Raizen, Serben, Russen, Griechen, Armenier — ja, wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?

An Heilquellen und Bädern ist Budapest sehr reich gesegnet. Vor den Thoren von Ofen liegen Quellen, die den Namen Ungarns bis in die fernsten Weltteile getragen haben. Und ebenso liegt zwischen den beiden Ufern von Budapest die wiederholt erwähnte Margareten-Insel. Am Fuße des Blocksbergs befindet sich das Blocks-, Bruck- und Raitzenbad, am Fuße des Josephberges das Lukas- und Kaiserbad. Das bekannteste und besuchteste Bad ist wohl das Kaiserbad, welches schon seit zwei Jahrtausenden sich großer Beliebtheit erfreut und bereits

in den Römerzeiten stark benutzt wurde. Es besitzt 11 Quellen von 22—52° R, zahlreiche Porzellan- und Marmorwannenbäder, ein Dampfbad, eine offene Herrenschwimmschule mit konstanter Temperatur von 21° und eine elegante, gedeckte Damenschwimmschule. Die Perle des Donaustroms, die Zierde Budapests, ist jedoch die Margareten-Insel. Wer Lust hat, gegen seine gichtischen, rheumatischen und Nervenleiden, gegen Skrophulose und Hautkrankheiten dort Heilung zu suchen, dem kann ich den Besuch dieser Insel nur aufs beste empfehlen. Nur Monaco ist mit der Margareten-Insel an Schönheit zu vergleichen. Die breite Donau umgiebt und badet dieses lange und elegante Eiland, das zu schwimmen scheint, wenn der Strom bewegt ist. Der Insel gegenüber liegen jene berühmten Weinberge, welche den ausgezeichneten Ungarwein liefern. Auf der Insel befindet sich auch die Moschee des Gül Baba, eines türkischen Heiligen, welchen fromme Türken aufzusuchen pflegen, um an seinem Grabe inbrünstig zu Allah und seinem Propheten zu beten.

In dieser schönsten unter allen Städten, welche sich im mächtigen Donaustrome spiegeln, pulsiert ein sehr reges, man möchte fast sagen, fieberhaftes Leben nach den verschiedensten Richtungen. Budapest ist der Sitz der Regierung und der meisten Zentralbehörden, des Parlaments, der wissenschaftlichen und künstlerischen Institute, des Handels und des Verkehrs. Die Be-

völkerung ist im großen und ganzen leichtlebig und flott, aber auch ernste Arbeit, Gewerbe- und Industriefleiß stehen in hoher Blüte. Was Ungarn in dieser Beziehung leisten kann, bewies ja die so glänzend verlaufene Landes-Industrie-Ausstellung im vorigen Jahre, welche den großen Kulturfortschritt des Karpathenreiches in den letzten Jahrzehnten glänzend bekundete. Die Höflichkeit und Artigkeit gegen den Fremden berührt sehr wohlthuend, und der ritterliche Sinn des ungarischen Volkes verleugnet sich nirgends in den Straßen Budapests. Natürlich kommt die berühmte ungarische Gastfreundschaft am meisten in der Gesellschaft zum Vorschein. Auf Schritt und Tritt begegnet man den Zeichen des Gedeihens und Blühens der Stadt. Gleichsam über Nacht entstehen die schönsten Gebäude, ja sogar Straßen, und sicher ist, daß innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts keine Stadt Europa's — Berlin ausgenommen — so außerordentliche Fortschritte gemacht hat. An politischen, wissenschaftlichen, litterarischen, musikalischen und geselligen Vereinen giebt es großen Überfluß. Die Klubs werden zahlreich besucht und auch an mannigfaltigem Sport ist kein Mangel. Die Budapester Wettrennen erfreuen sich eines besondern Rufes und werden von der Crême der Gesellschaft beiderlei Geschlechts sehr eifrig frequentiert.

Eine große Rolle spielen und ein sehr belebendes

Moment zugleich bilden die ungarischen Zeitungen, die im Lande der absolutesten Preßfreiheit in großer Anzahl vorhanden sind und im allgemeinen vortrefflich redigiert werden. Die namhaftesten Blätter, wie z. B. „Nemzet", „Pesti Napló", „Egyetértés" u. s. w. erscheinen im Format der Times, aber auch die kleineren Tagesblätter wie „Pesti Hirlap", „Budapesti Hirlap" 2c. bieten eine Fülle des interessantesten und lehrreichsten Lesestoffes. Dabei erscheinen wissenschaftlich-belletristische, illustrierte und nicht illustrierte Tagesblätter, Wochen- und Monatsschriften, wie „Fövárosi Lapok", „Magyar Salon", „Budapesti Szemle", die samt und sonders einen bedeutenden Leserkreis haben. Von den in deutscher Sprache gedruckten Zeitungen sind die namhaftesten der „Pester Lloyd" und das „Neue Pester Journal", die mit großem Geschick redigiert werden. Besonders anzuerkennen ist die Charakterfestigkeit und Loyalität der anständigen ungarischen Presse, sowie die Sorgfalt, womit speziell im Feuilleton von den namhaftesten Schriftstellern und Gelehrten die brennendsten und bedeutsamsten künstlerischen und gesellschaftlichen Fragen behandelt werden.

Für die Unterhaltung ist durch zahlreiche Belustigungsorte und Anstalten Sorge getragen. Obenan unter diesen steht natürlich die Bühne. Es giebt fünf Theater. Das großartigste ist die im italienischen Renaissancestil erbaute neue königliche Oper, ein

Prachtbau ersten Ranges. Neben der königlichen Oper — deren jetziger Intendant Graf Keglewitsch ist — steht im gleichen Range das ungarische Nationaltheater, an welchem die elektrische Beleuchtung eingeführt ist. Hier werden nicht allein die vorzüglichen Originallustspiele und Dramen von Katona, Szigligeti, Madács, Csiky, Berczik, Abrányi, Frau von Beniczky-Bajza u. a., sondern auch die besten Bühnenstücke des Auslandes in zumeist vorzüglichen Übersetzungen aufgeführt.

Was in Budapest dem Fremden besonders pikant erscheint, ist der Umstand, daß außer dem Geist des Occidents ihn bereits auch ein Hauch des Orients berührt. Neben Prachtbauten und den elegantesten Villen stehen unansehnliche und verfallende Häuser aus den Türkenkriegen, neben dem vornehmen, nach dem neuesten Pariser Muster gekleideten Stutzer geht ein barfüßiger Slovake oder Bosnjáke in seiner Nationaltracht, neben der magyarischen und deutschen Sprache dringen serbische, ruthenische, türkische und Zigeunerworte an sein Ohr. Zahlreich sind die modernen und hocheleganten Restaurants und Hotels, aber auch an primitiven Csárden, die ihren asiatischen Ursprung nicht verleugnen können, ist kein Mangel.

Wo viel Licht, ist auch viel Schatten. So auch hier. Trotzdem eine großartige Wasserleitung gesundes Trinkwasser spendet, trotzdem die Stadtreinigung in skrupulöser Weise gehandhabt wird und die

Behörden für die sanitären Verhältnisse das Möglichste aufbieten, so sind doch die gesundheitlichen Zustände in vielen Häusern recht traurige. Es herrscht dort oft eine miserable Luft durch den Mangel an gehörigen Ventilationsvorkehrungen und daher haben die Erkrankungen der Atmungsorgane in Budapest unverhältnismäßig viele Opfer gefordert. Hierzu kommt, daß das Proletariat in der Hauptstadt ein sehr großes ist. Die Zahl der Dienstboten beiderlei Geschlechts beträgt über 30000 und eine gleiche Höhe auch die der Arbeiter, beziehungsweise Taglöhner. Es giebt leider Häuser, in denen in einem Zimmer mehr als zehn, zuweilen sogar 20—30 Personen eingepfercht leben, d. h. vegetieren.

Eine böse Beschwerung des großstädtischen Lebens ist auch die betrübend hohe Ziffer der Kindersterblichkeit bei den ärmeren Volksklassen. Die zahlreichen Kellerwohnungen sind die Verbreiter von Miasmen. Durch Errichtung von Arbeiterwohnungen und ähnliche Maßnahmen, besonders aber wenn die Hauswirte die enormen Mietpreise herabsetzten — die Wohnungen sind sehr teuer — könnte diesem Übel gründlich gesteuert werden! . . .

*　*
*

Romantisch und hoch interessant ist die Umgebung Budapests. Ich nenne z. B. das Dorf Fóth. Hier befindet sich eine Kirche, die der Besitzer Fóth's,

Graf Stefan Károlyi, in den Jahren 1845—56 mit einem Kostenaufwand von zwei Millionen Gulden erbauen ließ. Sie steht auf einer eigens angelegten, 14 Fuß hohen schönen Terrasse. Ihre Façade ist 70 Fuß breit und hat zwei imposante viereckige Türme von 143 Fuß Höhe, zwei andere ähnliche Türme stehen hinter dem Sanctuarium, sind aber nur 90 Fuß hoch. Eine weitere Sehenswürdigkeit Fóth's ist der ungeheure Park und das gräfliche Schloß. — Am bekanntesten ist das berühmte Lustschloß des Kaisers und Königs Franz Joseph, Gödöllö, in dem Dorfe gleichen Namens, von Budapest mit der ungarischen Staatsbahn in einer Stunde zu erreichen. Das königliche Schloß wurde zur Zeit Maria Theresia's vom Fürsten Grassalkowics erbaut und kam später in den Besitz des Barons Sina, von dem es der ungarische Reichstag im Jahre 1867 für Se. Majestät ankaufte. Das Gebäude trägt den Charakter der Zeit, da es entstand. Es besteht aus einem Mitteltrakt, dessen Erdgeschoß zwischen vier gekuppelten Säulenpaaren eine Durchfahrt in den Park gestattet, während das hohe Obergeschoß über einem Balkon drei hohe Bogenfenster und ein kuppelförmiges Dach zeigt. Es enthält über 100 Zimmer, die alle sehr stilvoll, aber einfach eingerichtet sind. Die ganze Anlage macht den Eindruck hoheitsvoller Größe. Im Schlosse zeigt man noch das Bett Maria Theresia's, einen reizend eingelegten alten Schrank —

ein Geschenk des Sultans — und die Thongeschirre, in denen sich ehedem der Gründer der Grassalkowics'schen Fürstenfamilie zu Fünfkirchen als armer Student sein Mittagessen bei den Kapuzinern holte. Die Umgegend des Schlosses ist hügelig und waldig und bietet ziemlich ergiebige Jagd. Das Dorf Gödöllö — das ungarische Compiègne — beginnt immer mehr die Sommerresidenz der reichen Pester zu werden. Das Dörfchen ist in der That ein allerliebster Aufenthaltsort mit seinen Gärten und Parkanlagen und seiner frischen, würzigen Luft.

*   *
*

Budapest ist schon, wie man sieht, eine vornehme Grossstadt, die ihren kosmopolitischen Charakter nicht verleugnet. Wer jedoch das ungarische Volksleben in all seinen Eigentümlichkeiten und seiner Urwüchsigkeit kennen lernen will, muss das „Alföld", die bereits gekennzeichnete ungarische Tiefebene, besuchen. Hier findet er den „tősgyökeres magyar ember" — den echten, unverfälschten Magyaren —, und so lade ich den geehrten Leser ein, mit mir einen kurzen Spaziergang in einige der bedeutendsten Städte des Alfölds zu unternehmen. Es sind dies das Schmerzenskind Europa's, das aus seinem Wellengrabe neu erstandene Szegedin, dann Debreczin, Kecskemét, Körös, Czegléd, Miskolcz, Szolnok, Tokaj u. s. w. Bei der grossen Aufmerksamkeit, welche

das tragische Geschick des magyarischen Chicago wiederholt in Europa hervorgerufen und in Rücksicht darauf, daß Szegedin die größte und schönste Stadt Ungarns nach Budapest ist, sei es mir gestattet, bei der Beschreibung dieser Niobe unter den Städten etwas länger zu verweilen.

Dank der rastlosen Energie der ungarischen Regierung und den Bemühungen des genialen Wiederbauers dieser Stadt, des Grafen Ludwig von Tisza, eines Bruders des hochverdienten und thatkräftigen Ministerpräsidenten Ungarns, Koloman von Tisza, aber auch infolge der humanen Unterstützung der gesamten gebildeten Welt, ist Szegedin zwar die jüngste, dafür aber die hübscheste und bevölkertste Stadt Ungarns nach der Hauptstadt. Sie ist eine moderne, elegante Stadt mit stolzen Palästen und Villen, mit Prunkgebäuden und monumentalen Bauten geworden. Als ich gegen Ende März 1883 die Auferstandene besuchte, war ich nicht wenig erstaunt von den zweckmäßigen Anlagen und der geschäftlichen Rührigkeit, die sich allenthalben bekundete. Die Kunst der Ingenieure hat dafür gesorgt, daß die reißende Theiß hier nicht aufs neue die Errungenschaften der Kultur zu Schanden mache. Schützende Wälle umgeben die Stadt und rufen den Fluten der Theiß ein „Quos ego!“ zu. Eine prachtvolle Brücke ist über die Theiß errichtet und breite Straßen, große und freie Plätze, neue, wahrhaft grandiose Häuser-

reihen verleihen der Metropole des Alfölds eine großstädtische Physiognomie. Unter den vielen Tausenden, die vor einigen Jahren hierher aus aller Herren Ländern zusammengeströmt waren, um an dem Fest der Wiedergeburt einer versunkenen Stadt teilzunehmen, hat wohl niemand sich des Gedankens entschlagen können, daß hier, mit Hilfe der Edelsten und Besten der Menschheit, eine an amerikanische Elasticität und Schwungkraft erinnernde Großthat vollbracht wurde.

Die Rekonstruktion Szegedins war eine planmäßige und die modernen Grundsätze der Hygiene, der besonderen Rücksichtnahme auf Luft, Licht, Wasser-Zu- und Ableitung u. s. w. sowohl wie diejenigen der Baukunst kamen hier zur vollsten Geltung. Bei der Katastrophe von 1879 gingen etwa 146 Menschen und fast 5000 Häuser zu Grunde; um einem ähnlichen vernichtenden Schicksalsschlag zu entgehen, wurde Szegedin mit allen möglichen Schutzvorrichtungen versehen: ein Ringwall von mächtigem Umfang schützt das Terrain vor Überschwemmungen; und 15 bis 38 Meter breite gerade Straßen — die an diejenigen von Berlin und New-York erinnern —, zwei erhöhte Ringstraßen, viele Plätze und Parks machen einen imposanten Eindruck. Der Grund und Boden wurde, wo es nötig war, expropriiert, dann nivelliert, kanalisiert und endlich das Terrain nach hygienisch geregelter Bauordnung mit nicht zu hohen Häusern

bebaut. Die Privatbauten repräsentieren bereits einen Wert von mehr als 17 Millionen Gulden, etwa 5000 Häuser sind neu erstanden, die Bevölkerungsziffer hat ungefähr 80000 erreicht. Eine gesunde und moderne Stadt ist nun entstanden und wird aller menschlichen Voraussicht nach den verheerenden Elementen des reißenden Gewässers Trotz bieten. Die schönsten Gebäude Szegedins sind: das Rathaus-, das Finanz-, Gerichts- und Telegraphen-Gebäude, die Kirchen, die Quais, die Eisenbrücke. Das so prächtige, am Ufer der Theiß in imposanter Höhe sich erhebende Theater ist leider im vorigen Jahre eine Beute der Flammen geworden.

Die königliche Freistadt Szegedin zerfällt in fünf Stadtteile: in die innere, die obere, die untere Stadt, die Rochusstadt und Neu-Szegedin. Sie hat 23 Plätze, 8 öffentliche Gärten und 8 Friedhöfe. Die Hauptverkehrsadern sind: das obere und untere Quai-Ufer, 1600 Meter lang, die Ludwig Tisza'sche und die große Ringstraße. Kleinere Ringstraßen sind die Wiener-, Berliner-, Brüsseler-, und Pariser-Straße. Szegedin hat seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter dadurch bekundet, daß es seinen Straßen die Namen der genannten Städte verlieh. Bereits existieren 267 ganze und 21 halbe Straßen und Gassen. Die Hauptstadt verbinden mit Neu-Szegedin, beziehungsweise dem Stadtteile jenseits der Theiß, zwei Brücken — beide stehende — die Eisenbahn- und die

neue Brücke. Die letztere hat 401 Meter im Umfang und ist eines der schönsten Kunstwerke. Die Zahl der nach der Überschwemmung übrig gebliebenen Gebäude beträgt 385, und im Vergleich mit den neuen, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Gebäuden bieten die kümmerlichen Wohnhäuser aus früherer Zeit einen recht trostlosen Anblick. Szegedin besitzt vier römisch-katholische Kirchen, zwei Kapellen, eine Synagoge, ferner ein lutherisches, ein evangelisches und ein griechisch-katholisches Gotteshaus. Wie die Konfessionen, sind auch die Völkerschaften in reicher Auswahl vertreten. Ungarn, Deutsche, Slaven, Rumänen, Serben, Kroaten und Zigeuner leben recht friedlich neben einander. Wie für die Kirchen, so ist auch für die Schulen bestens gesorgt worden. Ich zählte 37 Normalschulen, eine Lehrer-Erziehungsanstalt, eine städtische Musik- und Industrieschule, ein Taubstummen-Institut, eine Landwirtschaftsschule, ein Hebammen-Institut u. s. w., auch ein Gymnasium und eine Realschule sind vorhanden und die Zahl der Vereine ist eine sehr große. Die Somogyer Bibliothek verfügt über 60000 bis 70000 wertvolle Werke, aber auch die Kasinos, Schulen u. s. w. haben ihre Bibliotheken.

Szegedin macht den Eindruck einer verkehrreichen Industrie- und Handelsstadt. Hier blüht in erster Linie der Getreidehandel und wird das jährlich aus Szegedin und Umgegend exportierte Getreide auf

eine Million Meter-Zentner geschätzt. Von den übrigen Handels-Artikeln, die hier zu Hause sind und die sich sogar im Ausland einen Ruf verschafft haben, nenne ich: Paprika, diesen Pfeffer, welcher dem „Gulyás" die pikante Würze giebt und der als Bestandteil des Paprika-Hähnels in Österreich-Ungarn und teilweise auch in Deutschland allgemein geschätzt wird; ferner: Speck, Fett, Seife, Federn, Eier, Obst, Rohleder, Spiritus und — Hadern (Lumpen, aus denen Papier u. s. w. bereitet wird). Von den Fabriken sind die namhaftesten die Spiritus-, Spodium-, Ziegelei- und Mehlfabriken. Von großer Schönheit ist die Ludwig Tisza'sche Ringstraße mit ihren ein- und zweistöckigen Häusern. Dort befinden sich unter anderem auch die lutherische und reformierte Kirche, zwei der stilvollsten Gebäude Szegedins. Die seit 1882 in Gebrauch genommene kolossale Theiß-Eisenbrücke wäre ohne Überschwemmung wohl nie zustande gekommen und doch bildete sie seit Jahrzehnten das Ziel der heißesten Wünsche der Szegediner, da sie den regen Verkehr mit dem Banat vermittelt und für den Handel von größter Tragweite ist. Ein wonniges Gefühl ergriff mich, als ich in den Straßen einherflanierte, ohne bis über den Hals im Kotmeere zu waten, wie vor 1879. Damals waren nur wenige Straßen gepflastert, und wenn es regnete, versank man schier in unergründlichem Schmutz, jetzt sind die Hauptstraßen sämtlich mit gutem Würfelpflaster und

erhöhten Trottoirs versehen; statt der engen und krummen Nebengassen erblickt man ganze Reihen systematisch angelegter, breiter und luftiger Straßen, und aus Lehm gebaute Hütten sind den ein- und zweistöckigen eleganten und mit geschmackvollen Fronten versehenen Häusern gewichen. Die Stroh- und Rohreindachung — diese in Ungarn so sehr beliebte Decke der Häuser — ist gänzlich geschwunden. Szegedin darf dem Schicksale eigentlich dankbar sein für das große Unglück, von welchem es im Jahre 1879 betroffen worden. Jene Katastrophe hat es bewirkt, daß diese Stadt sich heute so stolz und so schön erhebt, eine Zierde des Landes, der Stolz seiner Bewohner.

* * *

Die magyarischste unter allen Städten des „Alföld“ ist jedoch Debreczin — das „kalvinische Rom“ genannt, weil die Reformierten hier eine theologische Hochschule besitzen. Diese königliche Freistadt liegt in der sog. Debrecziner Heide, an der ungarischen Nord-Ost- und der Theißbahn. Sie ist nächst Budapest der zweitwichtigste Handelsplatz Ungarns, zählt etwa 50000 Einwohner und besitzt u. a. eine Bibliothek von über 80000 Bänden mit den seltensten Werken und Handschriften. Debreczin trägt das Gepräge einer echten Magyarenstadt: breite und stundenlange, aber schlecht oder nur spärlich gepflasterte Straßen, kleine Häuser, mehrere Kirchen, Bauern-

hütten und verschwindend wenige Paläste — ein schönes und riesiges Dorf, das den stolzen Namen einer k. Freistadt führt. Diese Bauernstadt hat aber einen Flächenraum von vielen Meilen. Es ist ein charakteristisches Zeichen des magyarischen Volksstammes, daß er es liebt, in großen Ortschaften, die sich recht weit ausdehnen, zu wohnen. Die Stadt ist sehr wohlhabend, weil die Bevölkerung eine fleißige ist. Die industrielle Thätigkeit derselben erstreckt sich auf Zeuge, wollene Kotzen, Leder, Seife, Messer, Thonpfeifen, rote Pfeifenköpfe, Schuhwerk, Hornwaren, Schafpelze, überstrickte Knöpfe, Tabak u. s. w. Außer den regelmäßigen Wochenmärkten finden 4 berühmte Jahrmärkte und ein großer Pferdemarkt statt.

Einen ähnlichen Charakter hat auch die Stadt Kecskemét. Hier ist Katona, der größte Dramendichter Ungarns, der Verfasser des „Bank-bán" geboren, der dort ein sehr hübsches Denkmal besitzt, und dort studierten u. a. auch Jókai und Petöfi. Der letztere hat der Stadt ein hübsches Gedicht gewidmet, welches mit der Strophe beginnt:

Im Niederland ist Kecskemét 'ne weitberühmte Stadt,
Ich bin geboren dort, und ess' an ihrem Brot mich satt;
Den Weizen hat dazu ja auch ein Ungarmann gesät,
Mit „Hahnenmilch"* backt ihn die Maid, daß besser es gerät ...

Der Ackerbau blüht dort in außerordentlichem Maße. Für Wissenschaft und Litteratur geschieht viel;

* scherzhaft für Wasser.

neben kleinen Bauernhäuschen giebt es auch schon mehrere schöne Wohngebäude, welche den städtischen Einfluß nicht ganz verleugnen können. Die fleißige und rührige Bevölkerung erfreut sich im allgemeinen eines gedeihlichen Wohlstandes und es gebührt ihr das Verdienst, daß sie die Obstkultur in Ungarn zu einer selbst im Auslande bewunderten Höhe entwickelt hat. Kecskemét ist die Obstkammer Österreich-Ungarns. Die Obstfelder haben hier eine riesige Ausdehnung; daneben gedeiht auch die Weinkultur ganz besonders. So viel Obst, wie Kecskemét, exportiert keine einzige Stadt in Ungarn, ja keine in Europa. Durch Fleiß, Ausdauer und Intelligenz haben die Bewohner Kecskeméts ihrem sandigen Boden diese Kulturerrungenschaften entlockt. Eine ebenso hohe Stufe nimmt auch die Viehzucht ein. Österreich, und teilweise auch Deutschland, beziehen aus Kecskemét die besten und fettesten Borstentiere. Seine prächtigen Aprikosen und Pfirsiche sendet Kecskemét nach dem fernsten Rußland, wo sie ein sehr gesuchter und teuer bezahlter Artikel sind; seine Trauben und Melonen kennt und schätzt man in ganz Europa; die berühmten Gänseleber-Pasteten enthalten das Fett der Gänse aus der genannten ungarischen Freistadt; der Engländer führt von dort Eier in ungeheuren Rationen aus, und selbst in der Türkei, in Ägypten und Indien sind die Kecskeméter Äpfel eine besondere Delikatesse.

Zwischen Kecskemét und dem benachbarten Körös — auch Nagy-Körös genannt —, einer Stadt von etwa 20000 Einwohnern, hat von jeher eine gewisse Rivalität gewaltet. Hier wurde der größte Epiker Ungarns, Arany János, geboren. Auch diese Stadt betreibt starke Viehzucht und emsigen Weinbau; der Vieh- und Wollhandel ist ein beträchtlicher, nur zeigt leider die Bevölkerungszahl keine Zunahme und ist infolge dessen in der Entwicklung der Stadt eine gewisse Stagnation eingetreten.

Ich habe noch Tokaj's oben Erwähnung gethan, obschon dieser Ort im Zempliner Komitat liegt und sich in keiner Weise mit Szolnok, Czegléd, Miskolcz und anderen Städten des Alfölds, die samt und sonders das gleiche Gepräge haben, vergleichen läßt; aber weil Tokaj in der Hegyalya, (Niedergebirge), dem berühmten Weingebirge, sich birgt, der uns den köstlichsten Nektar spendet, sei seiner noch mit wenigen Worten flüchtig gedacht. Hier, sagt Dr. G. Bossart, am südlichen Saum des oberungarischen Berglandes, wo dasselbe unvermerkt in die Steppe geht, hat man ein echtes und rechtes Bild der beiden Pole des oberungarischen Lebens. Auf der einen Seite herrliche Weinberge, welche den edlen Tokajer spenden, auf der anderen die weite Pußta ... Was Tokaj selbst betrifft, so hat das Städtchen etwa 5000 Einwohner; kommt aber die Zeit der Weinlese, so schwillt Tokaj zu einer Stadt

von 10—15 Tausend Einwohnern an. Von allen Seiten strömen die Arbeiter zur Weinlese herbei. Wenn die Trauben auf den Höhen der Hegyalya zu reifen beginnen, ziehen, nach althergebrachter Sitte, die Weinbergswächter, Pastores, mit ihren Flinten auf der Schulter, nach dem Rathause, um den Eid abzulegen, daß sie ihres Amtes treu walten werden. An und für sich ist Tokaj ein recht unsauberes Nest, das — wie Karl Braun-Wiesbaden sehr richtig bemerkt — mit jedem Konkurrenten in der Türkei oder in Süditalien dreist in die Schranken treten kann. Aber was schadet das? Desto schöner und verführerischer ist der Tokajer! Unzählig sind daher auch die Aussprüche zu Ehren dieses Weines. „Nullum Vinum nisi hungaricum“ — „Vinum Tokajense est decus et gloria mensae“ — „Die Tokajer sind schwarze oder hochbrünette Schönheiten, die Rheinweine blonde“ — „Die Tokajer erobern die Zungen und Gaumen im Sturm ....“ Das sind so einige der Hymnen zu Ehren des Gottes Bacchus in Tokaj, denen sich noch viele andere hinzufügen ließen.

* * *

Die Städte im übrigen Ungarn haben einen ganz anderen Charakter als diejenigen im ungarischen Tiefland. Ich muß mich hier natürlich nur auf einige der namhafteren Städte beschränken. Reden wir zuerst von der alten Krönungsstadt Preßburg (un-

garisch Pozsony). Sie liegt auf der linken Uferseite der Donau, an dem Eingangsthore aus Österreich nach Ungarn. Wie hoch die Intelligenz der Bevölkerung entwickelt ist und welches Streben dort herrscht, beweist schon die Thatsache, daß der Unterrichts- und Kultusminister Ungarns, Herr von Trefort, mit der Idee umgeht, in Preßburg die dritte Universität des Landes — die eine ist in Budapest, die zweite in Klausenburg — zu errichten. Trotzdem diese Stadt die gleichen Vorteile der geographischen Lage mit dem benachbarten Wien teilt, hat sie zu keiner Zeit mit der österreichischen Kaiserstadt auch nur annähernd die Konkurrenz aufnehmen können. Ihre Lage an der Donau ist eine malerische und sie bildet die Station der österreichischen Staatsbahn und Ausgangspunkt der Waagthalbahn. Preßburg hat den Typus einer deutschen Stadt. Sie besteht aus der inneren Stadt und den Vorstädten, hat 7 größere Plätze, 11 katholische Kirchen — u. a. die gotische Kirche, die 1090 St. Ladislaus erbauen ließ, wo die Könige Ungarns gekrönt wurden — und an der Donau befand sich ehemals — bis 1873 — die mit steinernem Geländer umgebene Rampe, wo die Könige von Ungarn nach vollzogener Krönung in ungarischer Tracht hinaufsprengten und das Schwert nach allen vier Himmelsgegenden schwangen, zum Zeichen, daß sie das Reich gegen die ganze Welt schützen wollten. Am jenseitigen Donauufer befindet sich der Aupark,

nach dem Vorbild des Praters in Wien, und vor dem Theater ziehen sich Spaziergänge in einer 170 Schritt langen Promenade hin. In der Geschichte spielte Preßburg keine kleine Rolle. Die Glanzepoche Preßburgs fällt in die Regierungszeit des Königs Mathias Corvinus, der hier die s. Z. von den größten Gelehrten geleitete: „Academia Istropolitana“ gründete.

Eine deutsche Stadt ist auch Kaschau in Oberungarn, wenn auch natürlich dort noch andere Nationalitäten außer den Deutschen wohnen. Von Poprad fährt man nach Kaschau durch das anfänglich ziemlich enge, aber mit Buchenwald geschmückte Hernadthal hinab. Die Stadt besitzt eine Anzahl ansehnlicher öffentlicher Gebäude sowie einige neue Paläste ungarischer Magnaten. Ich bemerke hier, daß in Kaschau sowohl wie in Preßburg und anderen Städten Ungarns selbstverständlich die ungarische Sprache die Amtssprache ist, und daß alle gebildeten Deutschen, teilweise auch die Slaven, sich alle Mühe geben, das schöne, aber schwere magyarische Idiom sich anzueignen. Interessant ist die aus dem Mittelalter stammende Elisabeth-Pfarr- oder Domkirche. Kaschau ist eine gewerb- und verkehrreiche Stadt mit 26000 Einwohnern; früher war sie der Hauptstapelplatz des Verkehrs zwischen Ungarn und Polen.

Eperies gehört infolge seiner geschichtlichen Bedeutung und seiner vielen Naturschönheiten gleich-

falls zu den bemerkenswertesten Städten Ober-Ungarns. Die Hauptstraße hat Stellen, welche an Nürnberg erinnern; alte Häuser im phantastischen Stil der Renaissance und Bauten aus dem 17. Jahrhundert finden sich noch wohlerhalten vor. Alles ist hier nett, sauber und glatt in der äußeren Form — die Häuser wie die Menschen. Der auf Äußerlichkeiten wenig gebende Sohn des Alfölds verspottet den Oberländer gewöhnlich als „Svihák" — aber mit Unrecht. Auf dem Hauptplatz zu Eperies befindet sich eine historisch interessante Denksäule. An dieser Stätte hat vor gerade zwei Jahrhunderten, im Jahre 1687, der berüchtigte Caraffa, „der die Ungarn niedermähte wie Weizenhalme", das Blutgerüst errichten lassen, auf welchem 30 in grüne Gewänder gekleidete Henker und Henkersknechte ihre schreckliche Arbeit thaten. Hier fanden ungarische und deutsche Bürger ihren Märtyrertod.

Seit den letzten 50 Jahren sind diese Städte Ungarns mehr und mehr in den Hintergrund getreten und Budapest zum Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens der ungarischen Nation geworden. Alle namhafteren Politiker, Dichter, Schriftsteller, Künstler, Gelehrten, Anwälte, Ärzte und öffentlichen Charaktere leben in Budapest. Ganz dieselbe Erscheinung gilt ja auch in Bezug auf Frankreich, wo Paris das Gehirn des Landes ausmacht, und die Provinz vollständig von dem Zentralnervensystem der Seinestadt abhängig

ist. Das Werk der Zentralisation ist übrigens noch lange nicht beendet und so wird voraussichtlich der Aufschwung der Hauptstadt und das Abhängigkeitsverhältnis der Provinzstädte von derselben mit der Zeit noch mehr zunehmen. Das reiche und mächtige Bürgertum Ungarns wohnt in den Städten, namentlich in den größeren, welche es wie einst im römischen Reich die civitas romana, zu bevölkerten industriellen und kommerziellen Emporien geschaffen hat. Trotz dieser Independenz von der Metropole sind die Städte in Ober-Ungarn seit den letzten Jahrzehnten zu einer gedeihlichen Blüte gelangt, weil dort Industrie und Handel einen immer größeren Aufschwung nimmt. Die große fruchtbare Ebene des Alfölds ist von der Natur auf den Ackerbau angewiesen, infolge dessen ist die Bevölkerung in den Städten des Alfölds keine dichte und hemmt der Mangel an Steinen, Holz und Verkehrsmitteln wesentlich die wünschenswerte Entwicklung dieser Emporien. Hingegen entfaltet sich in der Peripherie des Alfölds und den anmutigen Thälern Siebenbürgens überall die echte Stadt, wenngleich dieselbe oft eine geringere Seelenzahl besitzt, wie die großen Dörfer der ungarischen Ebene.

Zum Schluß dieser Betrachtung sei noch darauf hingewiesen, daß Ungarn auch eine Hafenstadt — die einzige — besitzt, nämlich Fiume. Diese Stadt liegt angesichts des im Südwesten emporragenden Monte Maggiore höchst malerisch an der Mündung der Fiu-

mara in den Quarnerobusen. Der Handel Fiume's, welches Freihafen ist und unter den österreichisch-ungarischen Seehäfen den zweiten Rang einnimmt, ist sehr bedeutend. Auch hat Fiume eine lebhafte Industrie. Sein auf 15 Werften betriebener Schiffbau ist der namhafteste an der ganzen ungarisch-kroatischen Küste. An der Küste der Adria gelegen, macht Fiume äußerlich den Eindruck einer deutschen Stadt, ist aber durchaus italienisch was die Mehrzahl der Bevölkerung betrifft, wenn auch gut ungarisch gesinnt. Die Zahl der Italiener beträgt 9000, die der Kroaten 7000, die der Slaven 2000, während Ungarn und Deutsche zusammen nur 1200 ausmachen. Fiume gehört seit 1868 staatsrechtlich zum ungarischen Staate. Die Gesetze für Fiume werden im ungarischen Reichstag geschaffen, ein ungarischer Gouverneur — gegenwärtig Graf Zichy — repräsentiert in der Hafenstadt die ungarische Staatsgewalt, trotz alledem ist gesetzlich Fiume ein „separatum corpus" der heiligen ungarischen Krone, infolge dessen bildet die ein wenig verwickelte Fiumer Frage eine der vielen brennenden staatsrechtlichen Fragen Ungarns. Aufgabe einer weisen Politik muß es sein, Fiume nicht nur provisorisch, sondern auch definitiv für die Stefanskrone zu erobern, wenn das Karpathenreich in der That mächtig sein und bleiben soll von der Donau bis zur Adria!

Geschichtliches und Politisches.

Rinkmar, der Erzbischof von Rheims, ist der erste westeuropäische Schriftsteller, welcher der Ungarn Erwähnung thut; er meldet im Jahre 862, daß zu den alten Feinden des Reiches Ludwig des Deutschen, den Normannen, nun noch ein neuer hinzugekommen sei — das Volk der Ungarn. In diesem Jahre werden wohl schon einige magyarische Scharen das ostfränkische Reich beunruhigt haben, aber erst einige Jahrzehnte später brach der hunnisch-scythische Völkerstamm von der Wolga und dem Ural — in Asien — auf und suchte und fand eine dauernde Heimat an den Ufern der blonden Donau, in den grünenden Gefilden des ungarischen Tieflandes, am Fuße der Karpathen. Der Gründer des ungarischen Reichs war Árpád, der Sohn des Wojwoden Álmos, und so werden es in den nächsten Jahren tausend Jahre seit dem Bestehen dieses Staates und wir

finden es ganz angemessen, wenn man sich in Ungarn überall anschickt, das Millenarium festlich zu begehen. Árpád wurde durch Nationalvertretung Fürst der Ungarn und zwar sollte diese Würde immer in seinem Hause bleiben. Ein Jahr darauf leisteten die Ungarn dem byzantinischen Kaiser Leo dem Weisen gegen die Bulgaren treffliche Dienste. Arnulf, König der Deutschen, rief 889 im Kriege mit Swatopluk, Großfürst von Mähren, ebenfalls die Magyaren zu Hilfe. Während sie unter Árpád Arnulf treu zur Seite standen, fielen die Bulgaren und Petschenegen über ihr Land her, verheerten und nahmen es größtenteils ein. Die Magyaren mußten sich daher neue Sitze im Westen suchen, und sie drangen 889 unter Árpád bis zur Theiß und Bodrog vor, wo die slavische Bevölkerung zu Hause war. Sie eroberten in diesem Jahre den Strich zwischen den Karpathen und dem Sajó, das Sajóthal bis zum Matragebirge und das Hernadthal bis zur Tatra und ein Jahr darauf das heutige Siebenbürgen und das Temescher Banat, sowie das bis Zagyva reichende Gebiet. Neun Jahre darauf eroberten sie auch das Gebiet zwischen der Donau und der Theiß. Die durch die Karpathen in Ungarn siegreich eingedrungenen Magyaren bestanden aus sieben verbündeten Stämmen und die Summe der waffenfähigen Mannschaft bezifferte sich auf 216000. Árpád war nicht allein ein kühner Heerführer, sondern auch ein weiser Staats-

mann. Nach Eroberung des Landes hielt er eine große Volksversammlung in Puszta-Szer ab, auf welcher die Grundzüge der Landeseinteilung und der späteren Burgverfassung festgesetzt wurden. Er selbst schlug auf der von ihm eroberten Insel Csepel seine Residenz auf, wo er 907 in der Blüte seiner Jahre starb, nachdem er schon einige Jahre vorher seinem Sohn und Erben Zsolt (Zoltán) als Fürsten huldigen ließ.

947 mußte Zsolt, der 950 starb, die Regierung seinem Sohne Taksony überlassen, der 25 Jahre lang auf dem Throne war. Auch unter seiner Herrschaft hörten die kriegerischen Expeditionen nicht auf. Die Ungarn verheerten die Lombardei, Frankreich, Italien und die Rheinlande, wurden aber am 10. August 955 von Otto I. auf dem Lechfelde aufs Haupt geschlagen. 40000 Magyaren fielen in der Schlacht, und nach der Sage sollen nur 7 verstümmelte Krieger als die Träger der schrecklichen Hiobsbotschaft nach Ungarn zurückgekehrt sein. Der entsetzliche Verlust veranlaßte Taksony, seine Aufmerksamkeit mehr auf den friedlichen Ausbau seines Landes im Innern zu richten. Nach seinem 972 erfolgten Tode erhielt sein Sohn Geyza I. die Regierung. Dieser Friedensfürst, der Italiener und Deutsche in sein Land berief und unter dem das Christentum mächtig vordrang, bahnte auch friedliche Beziehungen zwischen Ungarn und dem deutschen Reiche an. Er vermählte seinen

Sohn Stephan mit der Tochter des bayrischen Herzogs Heinrich des Zänkers, Namens Gisela. 994 ließ sich Geyza mit seiner Familie taufen. Sein Sohn und Nachfolger Stephan I., der Heilige, — der Nationalheilige Ungarns, dessen Namenstag im ganzen Lande als ein Feiertag festlich begangen wird — befahl im ganzen Lande die Taufe. Er stiftete zahlreiche Schulen und Kirchen, u. a. das Erzbistum in Gran, erhob die Prälaten zum ersten Stande des Reiches und verordnete die Abgabe der Zehnten an die Geistlichkeit. Er erhielt deshalb den Namen des Heiligen und auf sein Ansuchen im Jahre 1000 eine Krone — die Stephanskrone — vom Papste und ließ sich am 15. August 1000 in Gran zum Könige krönen. Stephan I. war also der erste König der Ungarn; auch machte er im Einverständnisse mit Papst Sylvester II. die ungarische Kirche von der deutschen unabhängig und so schuf er ein selbständiges ungarisches Reich und eine selbständige ungarische Kirche. Wenn Árpád der Gründer Ungarns, so war Stephan der Schöpfer des ungarischen Staates. Er gab dem Lande auch eine neue Regierungsform. Die Thronfolge blieb Árpáds Stamme gesichert und seine Majestätsrechte wurden erweitert. Zur Erleichterung der Rechtspflege und als Hofämter traten ein: der Palatin, das Hauptorgan für Verwaltung und Rechtspflege im Lande, der Hofrichter — judex curiae —, später der Landrichter und dann der Schatzmeister.

1002 bekriegte Stephan I. den Fürsten von Siebenbürgen, Gyula, welcher dem Christentum widerstrebte, nahm ihn gefangen und machte Siebenbürgen zu einer ungarischen Provinz. 1031 starb Stephans einziger Sohn Emmerich und nun erkannte er auf Antrieb seiner ränkesüchtigen Schwester Gisela anstatt eines Árpáden den Sohn derselben von einem burgundischen Grafen, Peter, zum Nachfolger. Der erste gekrönte König der Ungarn starb am 15. August 1038.

Ein Ereignis von weittragender Bedeutung in der ungarischen Geschichte spielte sich unter Ladislaus IV. Regierung (1272—1290) in der unmittelbaren Nachbarschaft Ungarns ab: der Sieg Rudolfs von Habsburg über den Böhmer-König Ottokar im Jahre 1278. Nach diesem Siege faßte das Haus Habsburg im Osten Deutschlands festen Fuß und Österreich wurde eine Weltmacht. An diesem welthistorischen Ereignis, dessen Schauplatz die Umgegend von Dürnkraut war, nahmen auch die Ungarn thätigen Anteil: Ludwig IV. eilte mit einem Heere von 60000 Mann Rudolf von Habsburg zu Hilfe und trug nicht unwesentlich zum Siege des erlauchten Ahnherrn der ruhmreichen habsburgischen Dynastie bei. Die Dynastie Árpáds erlosch mit Andreas III. im Jahre 1301. Sie hatte den ungarischen Staat gegründet und dessen Unabhängigkeit vier Jahrhunderte hindurch gegen mächtige Feinde verteidigt.

Von den ungarischen Königen aus dem Hause

Anjou sind die namhaftesten und verdientesten Karl Robert und Ludwig der Große, die das Land zu einem mächtigen Staate machten. Die Herrschaft Ungarns reichte unter der Regierung des letzteren vom schwarzen und adriatischen bis zum baltischen Meere, aber die zarten Hände der Töchter Ludwigs, Maria und Hedwig, waren zu schwach, um das große Werk ihres Vaters fortzusetzen. Für Ungarn folgte eine Zeit der Wirren; hierzu kam noch ein neuer Feind — der Türke. König Sigismund aus dem Hause Luxemburg, den die ungarischen Stände im März 1387 neben Maria zum Könige wählten, focht wiederholt gegen die Türken. Zum Glück für Ungarn und Europa besaß damals das ungarische Reich in Johannes Hunyadi einen Patrioten und Feldherrn, der mit vollem Recht der Schirmer der Christenheit genannt wurde. Die ungarische Nation setzte ihm das schönste Denkmal, indem sie seinen Sohn Mathias zum Könige wählte.

Die Regierungszeit des Königs Mathias I. Corvinus bildet den Glanzpunkt in der 1000jährigen Geschichte Ungarns. Niemals war das Reich im Innern so stark und nach außen hin so mächtig. Durch weise Gesetze, gewissenhafte Rechtspflege, durch ein neues Zoll- und Steuersystem, welches den Handel hob und den Staatsschatz bereicherte, brachte er in ganz Ungarn Ordnung zuwege und förderte ungemein die allgemeine Wohlfahrt. Er besiegte die

Könige von Böhmen und Polen und erwarb dadurch Polen und Schlesien, er bekämpfte den deutschen Kaiser Friedrich III. und eroberte ganz Österreich. Das ausgehungerte Wien mußte Ende Mai 1485 sich ergeben. Ganz Europa sah mit Bewunderung auf den genialen Feldherrn und den großen Staatsmann, der entschieden der größte König der Ungarn war. Noch jetzt lebt im Munde des Volkes das Sprichwort; „Meghalt Mátyás király, oda az igazság!“ — „König Mathias ist tot — die Gerechtigkeit ist dahin!“ Unter ihm entstanden prachtvolle Bauten, er zog italienische und deutsche Künstler ins Land und förderte aufs eifrigste die Wissenschaft. 1467 gründete er die Universität zu Preßburg und die enorme etwa 50 000 Bände enthaltende Bibliothek zu Ofen — Corvina —. Ein päpstlicher Legat, ein Zeitgenosse des gewaltigen Mannes, schrieb über ihn: „Durch sein Gemüt, seine Art zu sprechen, seine Gewohnheiten, seine Tapferkeit, seine Geistesschärfe überragt er weit alle Herrscher, die ich kenne. Er ist als König unermüdlich, durch und durch kriegerisch und mehr ein Mann der That als der Worte. Wenn ich nach Rom zurückkehre, werde ich so viel über ihn berichten, daß Eure Heiligkeit in der ganzen Christenheit niemand finden werden, der würdig wäre, mit ihm auch nur verglichen zu werden.“

Nach Mathias' Tode erlosch allmählich der Glanz des ungarischen Reiches. Für das ungarische Volk

begann ein viele Jahrhunderte hindurch währender Kampf für seine Existenz gegen die Selbstsucht und Beschränktheit seiner eigenen Söhne und die Osmanenherrschaft. Am 6. Oktober 1527 wählten die Stände Ferdinand I. zum König von Ungarn. Mit ihm kam das Haus Habsburg auf Ungarns Thron. Ferdinand wurde am 5. November 1527 mit der Stephanskrone gekrönt. Die Osmanen ließen trotz der voraussichtlichen Hilfe, die nunmehr Ungarn seitens Österreichs erwachsen sollte, nicht ab, Ungarn zu befehden und nach Kräften zu ruinieren. Jahrhunderte lang krümmte sich Ungarn unter dem Despotismus der türkischen Herrschaft. In Ofen saß ein Begler-Beg, unter dem 14 Sandschakate standen. Vergebens bluteten ungarische Helden wie Martinuzzi, Bethlen Gábor, Jurisics, Dobó, Szondy, Niclas Zriny im Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes gegen den Muselmann — erst Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen war es vorbehalten, die Herrschaft der Osmanen zu brechen und Ungarn aus einer fast 200jährigen Knechtschaft und schmachvollen Gefangenschaft zu erretten.

Fast so aufreibend wie der Kampf gegen die Türken war der parlamentarische, den Ungarn mit Österreich zu bestehen hatte, ein unblutiger, aber nichtsdestoweniger schmerzlicher Kampf für die Verfassung und die staatliche Selbständigkeit. Schon unter der

Herrschaft Kaiser Rudolfs begannen die Mißverständnisse, aber erst mit Joseph I., einem der tolerantesten und aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, kam der Friede zustande und mit demselben begann für Ungarn eine neue Epoche. Die Konstitution Ungarns wurde dann noch weiter entwickelt, nachdem unter Karl III. die pragmatische Sanktion geschaffen war, und die ungarische Nation ritterlich die Königin Maria Theresia verteidigt hatte — die Stände riefen, als die Königin am 11. September 1741 in der Reichsversammlung zu Preßburg erschien und erklärte, sie erwarte die Rettung der Monarchie nur von der Tapferkeit und Treue der Ungarn, „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia“. Unter ihren Nachfolgern traten neue Verfassungswirren ein und als Franz I. 1825 den ungarischen Reichstag zusammenberief, da machte sich unter Führung des Grafen Stephan Szécsényi, „des größten Ungarn“, wie ihn die Magyaren nennen, der den Wahlspruch hatte: „Magyarország nem volt, hanem lesz“ — „Ungarn war nicht, sondern wird sein!“ — die heftigste Opposition geltend. Seit jener Zeit kam die Nationallitteratur zu hoher Blüte; Poeten wie Franz Kazinczy, Franz Kölcsey, Karl Kisfaludy, Michael Vörösmarty und andere traten auf und begeisterten die Nation durch ihre Dichtungen. Graf Szécsényi gründete 1830 die ungarische Akademie der Wissenschaften, welche für Sprache und Geschichte Ungarns große Verdienste sich

erworben und den nationalen Geist in dem Volke stets wach zu halten gewußt hat.

Die französische Revolution 1848 machte in dem gährenden Ungarn den tiefsten Eindruck. Am 3. März beschloß die Ständetafel, in welcher jetzt Kossuth das entscheidende Wort führte, in einer unverzüglich an den Monarchen Ferdinand V. zu richtenden Adresse den Wunsch zu äußern, Ungarn eine selbständige Verwaltung zu geben. Die Adresse verlangte ein verantwortliches ungarisches Ministerium und sprach zugleich die Bitte aus, daß der König Mitglieder der ungarischen Statthalterei an den Reichstag beordere, welche unter persönlicher Verantwortlichkeit die vollziehende Gewalt ausüben und die nötigen Aufklärungen ꝛc. geben. Daneben beschlossen die Stände, die uralte ständische Verfassung zu beseitigen und die modernen Ideen zu verwirklichen. Dieselbe Bewegung erfaßte auch das Volk. Die Nachricht von dem Wiener Aufstande entfesselte vollends die Geister und am 15. März 1848, dem Gedenktag der werdenden ungarischen Freiheit, brach der Sturm los: in 12 Punkten verlangte die städtische Behörde zu Pest von der Regierung Aufhebung der Censur, Preßfreiheit, ein verantwortliches ungarisches Ministerium, jährlichen Zusammentritt des Reichstages in Budapest, Religionsfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz u. s. w.

Durch kaiserliches Handbillet vom 17. März er-

folgte die Ernennung des Erzherzogs und Palatins Stephan zum kaiserlichen Stellvertreter in Ungarn, und des Grafen Ludwig Batthyányi, bisher Führer der Opposition in der Magnatentafel, zum Ministerpräsidenten. Der Preßburger Reichstag wurde am 11. April vom König persönlich geschlossen und alle vom Parlament beschlossenen Gesetze sanktioniert.

Die Freiheiten, welche Ungarn durch seinen zähen Widerstand errang, entfesselte in den nichtmagyarischen Ländern der ungarischen Krone, deren Hauptherd Kroatien ward, einen gefährlichen Sturm der Nationalitäten gegen Ungarn. Diese wollten alle die Unabhängigkeit von Ungarn erringen und sich ihm politisch gleich stellen. Die kroatischen Völkerschaften hatten sich, durch Jellachich aufgestachelt, gegen die Ungarn erhoben und als der Pöbel den mit dem Oberbefehl sämtlicher Truppen in Ungarn beauftragten Feldmarschallieutenant Grafen von Lamberg am 28. September ermordete, wurde der ungarische Insurrektionskrieg unvermeidlich. Am 4. Oktober erklärte Ferdinand V. den ungarischen Reichstag für aufgelöst und ernannte Jellachich zum militärischen Oberbefehlshaber in Ungarn.

Es ist hier nicht meine Absicht, eine Geschichte des ungarischen Revolutionskrieges zu schreiben, da sie mich zu weit führen würde und dieselbe wohl noch bei den meisten der älteren Generation in frischer Erinnerung sein dürfte. Die Tragödie nahm ihren

Abschluß bei Világos, wo General Görgey am 12. August 1849 sich den der österreichischen Monarchie zu Hilfe gekommenen Russen auf Gnade und Ungnade ergab. Schon am 20. August konnte Fürst Paskewitsch dem Zaren schreiben: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Kaiserlichen Majestät.“ Nur die Festung Komorn, wo der kühne General Klapka befehligte, gehorchte dem Befehle Görgey's, sich zu ergeben, nicht; sie hielt bis Ende September standhaft aus und ertrotzte dadurch die günstigsten Bedingungen, die zu erlangen waren.

Um den Frieden der Krone mit dem Lande zu besiegeln, traten der hochherzige und liebenswürdige junge König von Ungarn Franz Joseph und seine hohe Gemahlin Elisabeth am 4. Mai 1857 eine zum Triumphzuge sich gestaltende Reise durch Ungarn an. Der Kaiser befahl im Anschlusse an die vollkommene Amnestie vom 8. Mai dess. J., die Rückgabe der konfiszierten Güter der nach der Revolution kriegsgerichtlich Verurteilten. Das Gesuch mehrerer Magnaten und Bischöfe um Wiedereinführung der früheren ständischen Verfassung blieb zwar unbeachtet, doch versprach der König, für Aufrechterhaltung der nationalen Sprache und Eigentümlichkeiten Sorge tragen zu wollen. Es wurde deshalb auch angeordnet, daß die Staatsbeamten in Ungarn künftig zu $^2/_3$ aus dortigen Landeskindern bestehen und bei allen Gerichten

Eingaben in ungarischer Sprache angenommen werden sollen. Am 1. September 1859 erließ der König ein Patent, wodurch er den Protestanten Ungarns die selbständige Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten zugestand, aber die Ungarn forderten ihre Kirchenverfassung von 1849 zurück. Die Ende Juni 1861 nach Wien gebrachte Adresse des ungarischen Landtages berief sich auf die pragmatische Sanktion, lehnte das Oktober- und Februar-Patent ab, forderte die Wiedervereinigung Kroatiens mit Ungarn, die reinste Personalunion und die vollste Autonomie.

Der Konflikt spitzte sich immer mehr zu und die Spannung zwischen Wien und Pest wurde stärker, als der Ausbruch des 1866er Krieges die Augen davon abzog. An der Spitze der ungarischen Politik stand damals Franz von Deák, neben Koloman von Tisza der größte Staatsmann, den die Ungarn bisher hatten. Dieser Politiker, dessen öffentliche Laufbahn im Jahre 1822 begann und der bis zu seinem im Jahre 1876 erfolgten Tode den größten Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes übte, war nicht nur ein großer Patriot und tüchtiger und rechtschaffener Charakter, sondern auch ein besonnener und vorsichtiger Diplomat. Herr von Beust, der damalige leitende Staatsmann Österreichs, verständigte sich daher mit Franz von Deák und Ungarn, und so kam im Februar 1867 der Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften endlich zu stande.

Mit dem Ausgleich von 1867 beginnt eine neue Ära in der Geschichte Ungarns. Die Ausdauer und die Klugheit Ungarns führten endlich zum Ziele. Die Kernpunkte des Ausgleichs, welcher die Basis des staatsrechtlichen Baues des ungarischen Reiches und dessen Beziehungen zu Cisleithanien bildet, bestehen in folgendem: Ungarn erhielt alle seine politischen Rechte zurück und bildete mit Siebenbürgen, Kroatien und der Mititärgrenze als Österreich jenseits der *Leitha* ein eigenes Königreich mit einem eigenen Ministerium. Ungarn verzichtete aber seinerseits auf die Personalunion und gab die Gemeinsamkeit des Heeres und der Diplomatie bis zu einem gewissen Grade zu, dagegen keine Gemeinsamkeit der Finanzen. Die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten hat durch das Institut der Delegationen beider Reichshälften zu erfolgen. Am 17. Februar 1867 trat das erste *verantwortliche ungarische Ministerium* ins Leben, das im Sinne Deáks gewählte Kabinet des Grafen *Julius Andrássy*. Das Land machte definitiv Frieden mit der Krone und der Kaiser von Österreich wurde am 8. Juni feierlich zum *König der Ungarn* („Magyar Király“) gekrönt. Das neue Österreich heißt nun seitdem offiziell: „Die *österreichisch-ungarische Monarchie*“. Dem ruhmreichen Kaiser und König Franz Josef wird die Geschichte es zur höchsten Ehre anrechnen, daß er ein mustergültiger konstitutioneller Fürst ist, der mit

größter Gewissenhaftigkeit und peinlichster Sorgfalt das Werk von 1867 zu pflegen sich zur Aufgabe gemacht hat. Selbst zu einer Zeit, da die Ausgleichsverhandlungen zwischen Franz v. Deák und Sr. Majestät zu keinem Ziele zu führen schienen — im Jahre 1861 — ist der strenge ungarische Spartaner Deák voll Lob der edlen Herrscher- und Charaktertugenden des Monarchen. So schreibt Deák — vergl. „Deák Ferencz Beszédei" („Reden Franz v. Deáks, Budapest, Franklin-Gesellschaft") — einmal u. a.: „... Seine Majestät hat Einsicht und Herz. Ich bin überrascht, wie gründlich er die Sachen kennt und mit welcher Gewissenhaftigkeit er sie behandelt." Daher wird der König von Ungarn von den Magyaren aller Parteien so geliebt und verehrt wie nur je der König Mathias I. Corvinus, der populärste Monarch des ungarischen Volkes. Der König wie die Königin Elisabeth (Erschébeth) sprechen ein vorzügliches ungarisch, ebenso Kronprinz Rudolf, der gelehrte Herausgeber des Werkes: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild". Der König ist der treueste Freund der Nation und seine Achtung vor der Verfassung und seine Liebe zu seinen Völkern weisen ihm einen Ehrenplatz in dem Pantheon der guten und weisen Herrscher aller Zeiten an. Die Lebenskraft der Monarchie besteht nunmehr nicht im Zentralismus, sondern im Dualismus. Auch zwischen Ungarn und Kroatien-Slavonien kam der

Friede zu stande durch den Ausgleich vom 21. Juli 1868. Bei gemeinsamen Beratungen nehmen hinfort kroatische und slavonische Magnaten und Deputierte an dem ungarischen Landtage teil. In dem polyglotten Ungarn ist seit dem 29. November 1868 die magyarische Sprache die Staatssprache und die der gesetzlichen Verfügungen. Seitdem erstarkt der ungarische Staatsgedanke immer mehr.

Nach Beusts Rücktritt am 6. November 1871 wurde Graf Andrássy an seiner Stelle Reichsminister für die auswärtigen Angelegenheiten; ihm folgte in Ungarn Graf Melchior Lónyay. Lónyay hatte nicht die Popularität Andrássy's. Gewisse finanzielle Machenschaften desselben erregten im ganzen Lande sehr böses Blut; er mußte seine Entlassung nehmen und der Handelsminister Slávy übernahm sein Portefeuille.

Infolge der langwierigen Krankheit ihres Führers geriet die Deákpartei immer mehr ins Wanken und das Budget wurde immer ungenügender. Am 1. März 1874 gab das Kabinet Slávy seine Entlassung und am 21. März kam das neue unter Bittó's Präsidium zu stande, ein Deákisten-Kabinet, in welchem aber Ghiczy, der Führer der Zentrumspartei, als Finanzminister saß. Der Führer der Linken, der geniale Redner und Staatsmann Koloman von Tisza, sah ein, daß der staatsrechtliche Hader dem Lande nur zum Unheil gereichen müsse und so gab

er namens seiner Partei den Widerstand gegen den Ausgleich von 1867 auf und verschmolz die Linke mit der Deákpartei und bildete daraus die große liberale Partei („Szabadelvű Párt“). Das Ministerium Bittó trat am 28. Februar 1875 ab und in dem neuen des Barons Wenckheim, in welchem Koloman von Tisza das Innere erhielt, war dieser die Seele. Am 16. Oktober wurde er Wenckheims Nachfolger als Ministerpräsident.

Nun kam der rechte Mann an die Spitze der Regierung. Mehr als 10 Jahre ist dieser hervorragende Staatsmann der Leiter der Geschicke seines Vaterlandes, und unter seiner Führung ist Ungarn ein gekräftigtes, nach Innen starkes, nach Außen geachtetes Staatswesen geworden, das ungeheure Kulturfortschritte gemacht hat. Minister, welche zehn Jahre und länger ihres Amtes walten, sind in der Gegenwart mit ihrem Drängen nach Fortschritt auf allen Gebieten des menschlichen Daseins und Verbesserung der sozialen Verhältnisse eine große Seltenheit und deshalb war es ganz natürlich, daß dieses Ereignis von Ungarn freudig begangen wurde. Fast 11 Jahre steht nun Koloman v. Tisza an der Spitze der ungarischen Regierung, die er mit großer Geschicklichkeit und im Geiste des Grafen Andrássy bisher geführt hat und voraussichtlich noch lange führen wird. Gerade bei jungen Verfassungsstaaten, in denen die Parteien mit leidenschaftlichem Eifer ihre Ziele ver-

folgen, ist es von großer Wichtigkeit, daß sich Männer finden, welche eine feste Mehrheit um sich vereinigen und auch die Achtung der politischen Gegner zu erringen wissen. Diese Bedingungen erfüllt Tisza in hervorragender Weise und hat dadurch in die Entwicklung Ungarns eine Festigkeit und Stetigkeit gebracht, welche das Vertrauen in die Dauer des bestehenden Zustandes bei der ungarischen Bevölkerung nicht minder wie in Österreich und im übrigen Europa fest begründet hat.

Als Tisza an die Spitze der Regierungsgeschäfte trat, boten Parlament und Mehrheit ein klägliches Schauspiel innerer Zerfahrenheit; überdies hatte eine leichtsinnige finanzielle Wirtschaft das junge Staatswesen an den Rand des Bankrotts gebracht. Ihm gebührt nun das Verdienst, daß er eine ihm mit unbedingtem Vertrauen folgende Kammermehrheit geschaffen, und daß er die finanziellen Zustände Ungarns außerordentlich gehoben hat. Das Land besitzt jetzt einen soliden Kredit, und die ungarischen Staatswerte notieren höher als je. In beiden Häusern des Parlaments, in den Klubsitzungen, in den ungarischen Delegationssitzungen wie im Rate der Krone hat Tisza sich bisher als ein Taktiker bewährt, der von keinem Ereignis überrascht wird. Aus vier Wahlkampagnen ist er bereits als Sieger mit großer Mehrheit hervorgegangen. Welchen Einfluß dieser Staatsmann auf die öffentliche Meinung seines Vaterlandes

übt, bewies er in der bosnischen Frage, indem er die fast allgemein unbeliebte Okkupation Bosniens und der Herzegowina seinen Landsleuten mundgerecht zu machen wußte. Am ersprießlichsten bewährte sich seine Thätigkeit in inneren Verfassungsfragen. Er hat die aus dem Jahre 1848 stammende Repräsentativverfassung von Grund aus umgeändert, indem er eine Revision des Wahlgesetzes, die Arrondierung eines Teils der Komitate und die Reform des Oberhauses durchführte. Die radikalen Politiker sind freilich mit seiner Reform der Magnatentafel nicht einverstanden. Sie machen ihm den Vorwurf, daß er nicht konsequent in der Durchführung der liberalen Grundsätze sei und der Opportunitätspolitik einen größeren Spielraum lasse, als es sich mit den Grundsätzen der starren Doktrin vertrage. Wenn man aber erwägt, wie mächtig die Aristokratie in Ungarn ist, und welche Herkuleskräfte nötig sind, um Übelstände, die sich wie eine ewige Krankheit forterben, zu beseitigen, wird man die organisatorischen Reformarbeiten Tisza's nicht gering anschlagen. Im Gegenteil — man muß seinen zähen Willen und seinen Mut bewundern.

Nicht unerwähnt darf ich schließlich die Stellung Tisza's zu Deutschland lassen. Er hat stets in der auswärtigen Politik, soweit sich in derselben sein Einfluß geltend machen konnte, eine deutschfreundliche Richtung vertreten und die Allianz Österreich-Ungarns

mit Deutschland lebhaft befürwortet. Auf seine Veranlassung hat im Sommer 1870 der ungarische Reichstag sich für die strikte Neutralität gegenüber dem deutsch-französischen Kriege ausgesprochen, und dieser Beschluß hatte eine große Tragweite. Er stand und steht hierin ganz auf Seiten des Grafen Julius Andrássy, dem bekanntlich schon 1868 die Beust'sche Presse den Vorwurf machte, daß er „dem Fürsten Bismarck die Mainlinie auf der Schüssel entgegentrage". Die ungarischen Sektionsräte im Auswärtigen Amt zu Wien, die auf Vorschlag Tisza's ernannt werden, vertreten natürlich die deutschfreundliche Politik des ungarischen Premiers.

* * *

„Die Hoffnung und das Vertrauen, daß die, unsere getreue ungarische Nation vorzugsweise charakterisierenden Gefühle der Treue für den König und der Anhänglichkeit an die Verfassung im Laufe von weiteren Jahrhunderten in jenen Palästen Ausdruck finden werden" — mit diesen Worten eröffnete der Kaiser und König Franz Joseph am 20. Mai 1885 die beiden Häuser des ungarischen Reichstages. Diese Worte bezeichnen am besten die politische Lage Ungarns: die Liebe zum Herrscherhaus geht Hand in Hand mit der Anhänglichkeit an die Verfassung. Der edle Monarch hat seinem Glauben und dem der ungarischen Nation an

den unerschütterlichen Bestand der Verfassung Ungarns so beredt Ausdruck gegeben, daß es für undenkliche Zeiten ausgeschlossen erscheint, daß das tausendjährige Erbe je Einbuße an Macht und Ansehen erleiden könnte.

Seit der dualistischen Gestaltung des habsburgischen Reiches hat Österreich in Ungarn einen verläßlichen und aufrichtigen, durch die Gemeinschaft der höchsten politischen und materiellen Lebensinteressen unlösbar verbundenen Freund und Genossen gefunden. Durch diesen Frieden zwischen den beiden Reichshälften ist auch die äußere Machtstellung der Monarchie wesentlich gehoben und gefördert worden. Dieses günstige Ergebnis droht aber in dem Augenblicke sehr unvorteilhaft alteriert zu werden, wenn der Dualismus in einen — Trialismus ausartet. Die Starcsevicsianer des kroatischen Landtags streben aber auf dieses Ziel hinaus. Ungarn hat der Autonomie Kroatiens bereits genug Zugeständnisse gemacht, jede weitere Lockerung im politischen Gefüge kann nur Unheil bringen. Überdies besitzen Kroatien, Slavonien und Dalmatien keineswegs jene innere Kraft, welche erforderlich wäre, um den Krystallisationspunkt eines neu zu bildenden Staates abzugeben. Die tausendjährige Konstitution Ungarns läßt sich nicht annullieren.

Auch der früher so verheerende Kampf der Nationalitäten gegen den ungarischen Staatsgedanken hat wesentlich an seiner Schärfe eingebüßt.

In keinem Staate können die Serben, Rumänen ꝛc. sich so frei bewegen, wie in Ungarn, wo die Regierung von ihnen nichts verlangt als das Unterlassen von demagogischen Hetzereien gegen das Bestehen des ungarischen Staates und die Anerkennung der verfassungsmäßigen Gesetze. So hat z. B. die im April 1884 in Groß-Kikinda stattgehabe serbische Landesversammlung eine loyale und patriotische Haltung bekundet. Die Serben haben sich eben mit dem staatsrechtlichen Zustande von 1867 ausgesöhnt und die Gründung einer besonderen serbischen Nationalpartei aufgegeben. Auch unter den Rumänen ist eine mächtige Partei vorhanden, welche für das Ergreifen einer Aktivitätspolitik sich entschlossen hat, wenn auch keineswegs geleugnet werden soll, daß die Schürereien der „Rumania Irredenta" gegen Ungarn die Aussöhnung zwischen den Ungarn und Rumänen sehr erschweren.

Wenn Ungarn in der auswärtigen Politik selbstverständlich keine eigenen Wege geht, sondern nur der Wiener Politik sich anschließt, so dürfte ihm doch schließlich in der Zukunft die Lösung eines sehr schwierigen Problems übertragen werden. Der Reichsfinanzminister und Minister für Bosnien, B. von Kállay, hat im Mai 1883 in einem Vortrag vor einer gelehrten Gesellschaft zu Budapest von der „Mission Ungarns" gesprochen. Dieselbe bestehe in der Vermittlung zwischen dem Osten und Westen,

für welche Ungarn der berufenste Faktor sei. Der Orient könne nicht immer in starrer Abgeschlossenheit verharren; der Riesengeist des Occidents werde einmal die noch aufrecht stehenden Schranken niederreißen und Ungarn werde in diesem großen, geistigen Kampfe den Ausgleich der 1000jährigen Gegensätze zweier Welten versuchen. . . Ich stimme Kállay bei. Schon Kossuth hat die Idee der Donau-Konföderation angeregt, einer Verbindung aller Länder längs des Laufes der mittleren und unteren Donau, die bis tief in das Herz der Balkanhalbinsel reichen sollte und in der Ungarn als der zivilisierteste und mächtigste Bestandteil die Führerrolle zu spielen hätte. . . Das ist allerdings alles noch Zukunftsmusik, aber im Orient wird ja das Unwahrscheinliche Ereignis!

Nur Fortschritt und Freiheit haben das Karpathenreich in das rege europäische Kulturleben eingeführt und es auf jene hohe Stufe der Gesittung erhoben, die uns in der Landes-Industrie-Ausstellung im vorigen Jahre in so glanzvoller Weise entgegengetreten ist. In den letzten Jahren hat sich die Meinung Europa's betreffs Ungarns wesentlich gändert: Der junge Verfassungsstaat hat sich überall Achtung errungen. Treffend sagte der Wiener Abgeordnete Professor Sueß am 20. Mai 1885: „Ungarns Beispiel lehrt, daß ein Volk sich nur dann der Freiheit erfreuen kann, wenn es in

Augenblicken der Bedrängnis den Prinzipien der Freiheit nicht untreu wird. Und es lehrt noch Eins — daß durch die Prinzipien des Liberalismus nicht nur die große breite Schichte des Volkes zu immer größerer Teilnahme an der Verwaltung des eigenen Staates herbeigerufen werden kann, sondern daß in allen diesen Schichten die vorhandenen lebendigen Kräfte geweckt und auf diese Weise die Prinzipien der Freiheit zu den Grundlagen des materiellen Wohles werden." Die Landes-Industrie-Ausstellung hat gezeigt, daß Ungarn in erstaunlich rascher Zeit aus einem asiatischen ein moderner Kulturstaat geworden ist.

Volkscharakter und Volkstypen.

Der ungarische Volkscharakter vereinigt in sich die mannigfaltigsten moralischen und geistigen Fähigkeiten. Wie sollte dies auch anders sein? Hier im Karpathenreiche finden wir all die klimatischen, natürlichen und politischen Unterscheidungsmerkmale, welche auf die Bildung des Charakters eines Volkes Einfluß haben. Nordungarn, das rauhe Karpathenland, ist ein Stück Norwegen, die Tiefebene dagegen eine Art Sahara. Debreczin ist das kalvinische, Gran das katholische Rom, Budapest ist kosmopolitisch, international, Hermannstadt deutsch und Szegedin stockmagyarisch. Von Siebenbürgen her strömt uns die romanische, von jenseits der Donau die germanische, von Norden die slavische Blutmischung zu, wobei ich der kleinen Bestandteile des Judentums, des Zigeuner-, Italiener-, Türken- und Armenierblutes gar nicht gedenken will. Wo so viele Eigenarten und Absonderlichkeiten, so viele Gestalt-

ungen und Wesenheiten zusammenwirken, muß ja ein besonders reichausgestatteter Volkscharakter entstehen. Hieraus erklärt sich die Schmiegsamkeit in allen geistigen Schöpfungen, in den Einrichtungen, ja sogar in den einzelnen geschichtlichen Epochen des Landes. Der Ungar bewegt sich in Extremen. Bald ist er himmelhochjauchzend, bald zu Tode betrübt. Bald kennt seine Freude, seine Lust, seine Begeisterung keine Grenzen und er schäumt auf wie der Franzose und wie — Champagner; bald ist er das Phlegma selbst, gleich dem Engländer, kalt, berechnend, von einem gesunden Egoismus, Opportunist durch und durch. Diese verschiedenen Stimmungen und Strömungen entfalten sich oft ohne bemerkbare Übergänge, und schon das ungarische Sprichwort sagt: „Sirva vigad a Magyar“ — der Ungar freut sich weinend —, ein Wort, das diese seelischen Vorgänge trefflich illustriert. Der Ungar ist eben zu sehr abhängig von Zeiten, Verhältnissen, Naturereignissen, Ernten, allerlei Konjunkturen u. s. w. Diese eigentümliche Erscheinung findet einerseits ihre Erklärung in dem bunten und so verschieden gearteten Völkerkonglomerat zwischen der Donau und der Theiß, an den Ufern der Drau und Sau und anderseits in den vielen Katastrophen, denen das Land in dem Jahrtausend seines Bestehens ausgesetzt war. So schreckliche Schicksalsschläge wie die auf dem Lechfeld, bei Varna, Munkács und Világos, solche Demütigung wie von

den Mongolen, Türken und anderen Nationen, welche Ungarn im Laufe seiner Geschichte erduldete, gingen an dem Volkscharakter nicht spurlos vorüber. Die Thatsache, daß das Karpathenreich alle diese Heimsuchungen überdauern konnte, während rings umher die blühendsten Reiche im Kampfe um das Dasein zu Grunde gingen, beweist, daß erstens der Ungar sehr zäher Natur ist, dem Antäus in der Fabel gleichend, welcher immer frischere Kraft schöpfte, je mehr er zu Boden geworfen war, und daß er zweitens ein tapferer und kühner Krieger ist. Reizend hat dieses Empfindungsleben seines Volkes Petöfi in einem Stimmungslied geschildert, welches also lautet:

Schon seit lange schlägt den Ungar Gottes Hand,
Was die Zukunft bringet, ist ihm unbekannt.
Ob ihm jemals noch ein guter Tag anbricht?
Soll er lustig, traurig sein — er weiß es nicht.

Doch, hat Gott auch diesem Volke Leid beschert,
Gab er ihm auch, was den Kummer rasch verzehrt.
Wo gedeihen beſſ're Weine, schön're Frau'n,
Als in Ungarns üpp'gen, anmutsreichen Gau'n?

Her ein Mädchen, her ein Mädchen! daß voll Lust
Ich's mit beiden Armen drück' an meine Brust,
Küssend saug' ich seine süße Seele ein
Und vergesse, ach, so manche bitt're Pein.

Und der Wein? Hei, gebt den Wein mir endlich her!
Weinen mög' in mich das Glas die rote Zähr'!

Feurig wie der Blitz ist seine heiße Flut,
Facht erstorb'nes Leben selbst zu neuer Glut.

Du, Zigeuner, aber spiel' — ich lohn's dir schon:
Doch spiel so, daß mir das Herze brech' davon,
Es zerbrech vor Lust und Wehe ganz und gar....
Hei, umsonst — nur so vergnügt sich der Magyár!

Die Völker, welche außer den Magyaren — der relativen Mehrheit der Bevölkerung —, im Karpathenreiche wohnen, sind: Slovaken, Ruthenen, Serben, Rumänen, Deutsche, Juden, Griechen, Armenier, Albanesen, Bulgaren, Arnauten, Italiener, Zigeuner ꝛc. In Bezug auf Religion und Konfession bekennen sich 53 % zur römisch-katholischen, 23 % zur evangelischen, über 10 % zur griechisch-orientalischen, und 3 % zur griechisch-katholischen Kirche, 4 % sind Juden. Außerdem giebt's noch die Sekte der Nazarener und Sabbatharier. Die ersteren nennen sich selbst: „Christen, die von der Sünde bekehrt, ein heiliges Leben führen und nach Ablegung des Glaubensbekenntnisses das heilige Evangelium Christi angenommen haben.“ Es sind dies fromme Schwärmer, die gegen das Waffentragen eine Abneigung haben und die sich weigern, ihre Kinder taufen zu lassen. Gesetzlich ist die Sekte übrigens nicht anerkannt. Die Sabbatharier sind die im Udvarhelyer Komitat zum Judentum übergetretenen Székler. Das Sabbathariertum hat im 16. Jahr-

hundert seinen Ursprung und den Unitarismus zum Vater. Dieser leugnet die Gottheit Christi und hat judaisierende Tendenzen.

Das Hauptinteresse erweckt natürlich der Charakter des magyarischen Volkes. Ich will mich hier nicht auf die Kontroverse einlassen, ob die Magyaren mit den Finnen oder Alttürken verwandt sind, sondern nur hervorheben, daß der „Magyar ember“ seinen nomadisierenden Ursprung nicht verleugnen kann. Die Söhne Árpáds bewohnen zumeist die großen Ebenen, namentlich das Gebiet an der Theiß von Tokaj bis Szegedin. Nur im Heveser Komitat an der Matra sind sie auch im Gebirge angesiedelt. In 29 Komitaten bilden sie die Mehrheit. Sie sind meist von mittelgroßer, kräftiger Gestalt, haben einen sehr starken Nacken, fast runden Kopf, bleichen Teint, dunkle und feurige Augen und meist schwarzes Haar. Der ungarische Schnurrbart ist ja bekannt, und der Magyare verwendet viel Sorgfalt auf die Pflege desselben. Was seinen Charakter betrifft, ist er lebendig, in der Regel ernst und gedankenvoll, doch auch munter, feurig, hochherzig, gutmütig, ohne Falsch, leicht zu erregen, leidenschaftlich, ritterlich, äußerst gastfrei, mutig bis zur Tollkühnheit, vor allem aber von einer beispiellosen und hingebungsvollen Vaterlandsliebe. Sein Wahlspruch ist:

Der Freiheit und der Liebe Gut
Vor allem andern not mir thut!

Für meine Liebe bringe dar
Ich selber mich,
Und für die Freiheit bringe dar
Die Liebe ich.

Schon Franz von Löher hat die Fabel von den ungarischen Gelagen genügend beleuchtet — nichts von alle den Exzessen, die dem Volke angedichtet werden, ist stichhaltig. Der Bauer und Viehzüchter ist kein Säufer und kein Trunkenbold. Er zeigt Mäßigkeit im Essen und Trinken; allerdings trinkt er gern guten Ungarwein, aber nie gebranntes Wasser. Die Alkoholpest kennt er nicht! In seinen kleinen Hütten auf gestampftem Erdreich lebt der Landmann und es ist bewunderungswürdig, wie bedürfnislos der magyarische Volksstamm ist. Der Magyar hat, wie Löher sagt, etwas Wagiges und Hochgemutes und eine ungemeine Thatkraft. Er begreift rasch, was man ihm zeigt, faßt eine Arbeit tüchtig an und schlägt gleichsam mit eisernen Tatzen drein. Der Ungar giebt den besten Soldaten und Dienstboten ab. Nur muß man ihn zu behandeln wissen und wohl aufpassen, wenn der Zeitpunkt eintritt, wo man ihm nichts mehr zumuten darf, sonst giebt es Halloh und arge Geschichten.

Will man die Charaktereigenschaften, wie sie in der Seele des Magyaren liegen, recht ausgeprägt schauen, so betrachte man den Csikós, d. h. den Pferdehirten mit der langen Peitsche, den Gulyás

oder Rinderhirten mit seinem Hackebeil, den Juhász oder Schafhirten, dann den Kanász oder Schweinehirten und den Halász oder Fischer. Diese Leute bilden keineswegs eine besondere Stammart, sondern sind Gutsknechte, die sich natürlich am behaglichsten in den weiten Pußten mit ihren Tanyas, ihren Csárden, ihren Délibábs und ihrer öden Einsamkeit, wo sie still vor sich hin träumen können, fühlen. Die Freiheit auf wüster Ebene — das ist das Ideal des Magyaren auf der Heide. Der Csikós treibt die Pferde bis auf die entferntesten Weiden. Das Pferd ist seine Seligkeit, und er fliegt auf demselben dahin wie der Sturmwind der Wüste. Sein Roß ist ungesattelt und ungezügelt und gehorcht ihm willenlos. Der Csikós trägt einen runden, niedrigen, mit einer Feder, oder einem Busch der „Árva leány“ — der Steppenpflanze — geschmückten Hut, das kurze Hemd deckt kaum die braune Brust und statt Beinkleider — dieser unaussprechlichen Errungenschaft der modernen Zivilisation — fallen unter dem Ledergurte weite, weiße und befranste „Gatyen“ — leinene Unterbeinkleider —, die bis zum Knie reichen, auf die gespornten pferdeledernen Tschismen (Stiefel) herab. Den Staat des Csikós macht noch eine schwarze fransige Halsbinde, eine mit blanken Zinkknöpfen geschmückte Weste und der zierliche, auf die Schulter gehängte Spenzer („Mente“) aus. Im Herbst und Winter trägt er noch eine Art Über-

wurf aus zottigen Loden — Guba genannt —. Mit der Gewandtheit des russischen Tabuntschik, sagt Erasmus Schwab, oder des amerikanischen Gaucho schwingt er seine aus Hanf und Roßhaaren gedrehte Leine — „Karikás“ —, wenn es gilt, einen Wildling mitten aus der Herde herauszuholen. Dem einen Tier nähert sich der Csikós rasch, wirft ihm den Lasso um den Hals, reißt es zur Erde und sitzt bereits auf dem Rücken des wilden Rosses; bei einem andern, ungemein argwöhnischen, läßt er ebenso sehr seine Schlauheit und Behendigkeit, als seine Kraft und Sicherheit, seine Kühnheit und Geistesgegenwart bewundern. . . Der Csikós auf seinem unansehnlichen, aber aus lauter Atem zusammengesetzten Rosse ist das trefflichste Material für den Huszár und so innig mit seinem Pferde verbunden, daß er als Soldat nicht begreifen kann, daß man ihm es als ein Vergehen anrechne, wenn er für sein Pferd Hafer und Heu stiehlt. Dem Csikós hat der deutsch-ungarische Dichter Carl Beck im „Jankó, der Roßhirt“ ein sehr poetisches Denkmal gesetzt.

Der Gulyás (Rinderhirt) hütet die Rinder auf ausgedehnter, fetter Weide der Pußta. Wie der Csikós, so ist auch der Gulyás unempfindlich gegen die tropische Hitze wie nasse Witterung; nur wenn es gar zu kalt ist oder der Sturm zu sehr rast, hüllt er sich in einen burnusartigen Überwurf aus Wollstoff, „Szür“ genannt, der mit Tulpen und

allerlei bunten Blumen geziert ist. Der Juhász (Schafhirt) ist dafür fast immer in seine lange Bunda (Pelz) gehüllt. Dieselbe schützt ihn im Winter gegen die Kälte, im Sommer gegen die Hitze, dient ihm als Zelt und Bett zugleich. In der Hand hält er einen langen, krummen Stab. Die Schafe folgen den Glocken der Hämmel, noch mehr aber einigen Eseln, und hinter dem Schäfer schlendern die starken Wolfshunde einher. Der Schweinehirt — Kanász — haust mit seinen Borstentieren hauptsächlich in den Sumpfgegenden des Alfölds, wo er mit seinem scharfen, glänzenden Beil seine Scharen zusammenzuhalten weiß. Diese Waffe — „Fokosch“ — weiß er mit großem Geschick zu handhaben. Interessant ist es, der Mahlzeit der Hirten auf der Pußta beizuwohnen. Sie legen sich um den dampfenden Kessel (Bogrács) und bereiten da ihr köstliches, wenn auch einfaches Mahl: das Gulyasfleisch mit Gemüse, Mehlspeisen („Huluschka“), Speck mit Paprika — und die Söhne der Wildnis bewähren sich als geschickte Köche. Dazu trinken sie aus dem Steppenkrug (Kulács) den schmackhaften ungarischen Landwein. Allerdings sind sie nicht daran gewöhnt, hohe Gäste an ihrer Tafel zu sehen — hier und da verirrt sich nur ein „Betyár“, Räuber, oder „szegény legény“ — dito — oder ein ähnlicher dunkler Ehrenmann dahin, aber immer wird er mit großer Gastfreundschaft bewirtet — notabene wenn er

unterläßt, ein Schaf oder Rind aus der Herde zu stehlen. Die Halásze sind Fischer, welche längs der Theiß in einzelnen Uferhütten zusammenwohnen. Es ist dies ein stämmiges und kräftiges Völklein, zu Land wie zu Wasser zu Hause. Diese Typen des magyarischen Bauern bilden gewissermaßen die Telegraphen der monotonen Pußta; sie sind die lebendige Romantik der Heide. Für den Ethnologen bieten diese Csikóse, Gulyáse, Juhásze, Kanásze und Halásze ein interessantes Studium. Diese von der Kultur noch wenig beleckten Söhne der Steppe sind wohlgestaltete, kräftige Figuren mit gebräuntem Antlitz, frischer, elastischer Haut und glänzendem, mit Fett (Kenöcs) bearbeitetem Haare. Ihr gestählter Körper, ihre einfache und natürliche Lebensweise kennt die Krankheiten der Kulturmenschen nicht, und die Sorgen und Mühen des Daseins existieren für sie nicht, — es sei denn der Liebeskummer, wenn die Herzallerliebste sie nicht erhört oder gar ihnen untreu wird.

Diese Söhne der Wildnis fühlen sich im allgemeinen sehr glücklich in der Pußta und in ihrem Berufe. Sie tauschen wahrlich nicht mit dem „tekintetes Úr“ (dem „gnädigen Herrn“) der Stadt! In freier Luft, auf Feld und Heide schwellt Kraft und Lebenslust die männlichen Adern. In den Volksliedern der Ungarn rühmt sich schon der Bojtár — der Unterknecht des Hirten — naiv des

Glückes, als er mit 20 Gulden Jahreslohn und 50 Kreuzern Handgeld an einem Gute des Grafen Széchényi antritt, — die 50 Kreuzer kommen freilich nicht in die Sparkasse, denn die hat er sogleich in der Csárda verjubelt! Wie selig ist nun aber erst der Gulyás selbst! Man höre z. B. das nachstehende Volkslied:

Ich bin, — ja ich! — der Rinderhirt,
Ich bin's, der's Vieh zur Weide führt;
Wenn mein Bojtár im Regen geht,
Da liege ich im Himmelbett.

Ich hab' Bojtáren zwei, auch drei,
Die hüten mir die Herde treu;
Inzwischen geh' ich ohne Wahl
Und flöte durch Gebirg und Thal.

Ich hab' in Hülle Milch und Wein,
Mein Stübchen hellt des Feuers Schein;
Doch wo ich immer geh' und bleib,
Umschlingt mein Arm ein schlankes Weib.

Ungemein poetisch sind die Stimmungsbilder, welche das Heimweh des Husaren nach seiner Steppe und seinem Heim schildern, wenn er in der grenzenlosen Ferne der Heide eine einzelne Rauchsäule erblickt. Mag aus der Fülle derselben nur das nachstehende Lied mitgeteilt werden:

Was lauscht dort ferne in der Pußta Mitte?
Vielleicht ist es gar meines Vaters Hütte.
Bin weit gewandert, war bei frohen Festen,
Doch spricht mein Herz: daheim ist es am besten.

Im Herbste zieht die Schwalbe in die Ferne,
Doch kehrt im Lenz zu ihrem Nest sie gerne;
Sie zog durch Berg und Thal, nach Süd, nach Westen,
Doch zwitschert sie: daheim ist es am besten.

Ins Lager führet, schmuck, man den Husaren,
Viel Land und Leute sieht er in zehn Jahren;
Gewinnt sich Lieb', gewinnt sich Ruhm, den größten,
Doch seufzt sein Herz: daheim ist es am besten.

Die Nationaltracht der Magyaren in Dörfern und Städten ist eine farbenprächtige. Die Männer tragen einen oben eingedrückten Hut mit breiten, aufgeschlagenen Krämpen und eine Pelzmütze oder einen Kalpak. Das Hemd ist kurz, aber weitärmelig. Die Beinkleider sind eng und reich mit Schnüren besetzt und reichen bis an die Knöchel. Darüber werden bis an die halbe Wade reichende Stiefel — Csismen — mit Sporen und Schäften, welche oft mit Gold-, Seiden- und Silberschnüren verziert sind, getragen. Gleich den Csikosen, tragen im Sommer auch die Landleute weiße Leinwandhosen, die bereits erwähnten Gatyen. Die übrige Toilette besteht aus blauer Tuchweste, mit vielen kleinen weißen und gelben Knöpfen besetzt, hellblauem oder schwarzem Dolman und dem kurzen Rock — Attila —. Im Winter und bei nasser Witterung wird darüber ein reich verschnürter Pelz — Bekes — getragen, ebenso der gleichfalls oben genannte Szür, ein mantelartiges Kleid, sowie die

Bunda. Die Magyarinnen sind in weite, faltige, halblange Röcke und Jacken von hellblauem oder grünem Halbtuche, welche unter dem Mieder von einem Gürtel mit Franzen festgehalten werden, gekleidet. Ein mit Schnüren und Bändern besetztes weißes oder rotes Mieder schließt fest auf den Leib. Hierzu kommen Kopftücher oder Häubchen. Die Mädchen haben überdies bis unter die Kniee reichende, kostbare, mit Lux ausgeschlagene und reich mit Schnüren besetzte Pelze. Sie tragen ihre Haare in einen Zopf geflochten, welcher, mit Bändern verziert, über den Rücken herunterhängt, während die Haare aufstecken. Die anmutige und geschmackvolle Nationaltracht verleiht namentlich den Frauen und Mädchen einen ganz eigenartigen, pikanten Reiz.

Außer dem Adel — der Kleinadel, die sog. „Gentry", ist der eigentliche Kern des magyarischen Volkes — und den Bauern giebt es in der ungarischen Ebene und in den Städten auch ein Bürgertum, welches mit rühmlichem Fleiß und Regsamkeit bürgerliche Gewerbe, Handel und Industrie betreibt. Die hohe Aristokratie besteht zum Teil gleichfalls aus Magyaren pur sang, von denen manche Träger berühmter Namen, wie die Andrássy's, Dessewffy's, Oetvös', Apponyi's, Kemény's, Szapáry's, Szécsényi's, Keglewich's, Vay's, sich an den Staatsgeschäften und öffentlichen Angelegenheiten ruhmreich beteiligten und noch beteiligen.

Die magyarische Sprache ist die eigentliche Staats-, Gerichts- und Unterrichtssprache. Fast jeder Gebildete in Ungarn spricht und schreibt jetzt ungarisch, wie denn überhaupt das ungarische Nationalgefühl von Jahr zu Jahr erstarkt und an Festigkeit zunimmt. Wie ganz anders war es damit noch vor 1825, vor dem Auftreten des Grafen Széchényi, des geistigen Vaters des modernen Ungarn, bestellt! Sehr anschaulich hat jene traurige Periode Maurus Jókai in seinem Roman: „Der ungarische Nabob" geschildert. Wir lesen dort u. a.: „Die Zustände Ungarns im ersten Viertel unseres Jahrhunderts waren folgendermaßen beschaffen..... Viele unserer größten Magnaten kannten damals noch nicht ihr Vaterland, die Sprache ihrer Vorfahren war ihnen fremd; ihren Reichtum verschwendeten sie in den Hauptstädten des Auslandes, ihre Geisteskraft in geistloser Nachäfferei des Fremden. Die sich des Ruhmes hätten erfreuen können, daß Millionen ihre Namen segneten, fanden ihr Vergnügen darin, eine kurze Weile von Narren und Müßiggängern als Narren und Helden gefeiert zu werden. Ihre europäische Bildung erkauften sie teuer, um den Preis der Vaterlandsliebe. Dahingegen blieb ein anderer, obwohl kleiner Teil der Magnaten im Lande und meinte das Vermächtnis der Ahnen dadurch zu erhalten, daß er jede höhere Bildung verleugnete..."

Die Zahl der Magyaren beträgt in Ungarn und

Siebenbürgen 6 165 000 Seelen. Ungarisch sprechen 377 000 Deutsche, 176 000 Slaven, 137 000 Wallachen, 18 000 Kroaten und Serben, 19 000 Ruthenen und fast sämtliche Juden. Außer in Ungarn leben aber auch in der Bukowina, in der Moldau und Wallachei viele Tausend Magyaren, die s. g. Csangó's, deren Zahl von manchen sogar auf 40 000 geschätzt wird. Dieselben sind im Anfang des 18. Jahrhunderts aus ihrer Heimat ausgewandert. Diese Kleinbauern haben aber ihre ursprüngliche magyarische Sprache bewahrt und ihr Typus läßt sofort erkennen, daß sie dem magyarischen Volke angehören. Infolge der in den letzten Jahren stattgehabten Agitation behufs Zurückführung der Csangó-Magyaren nach Ungarn und der öffentlichen Sammlungen sind viele Tausende derselben wieder ins Karpathenreich zurückgekehrt und ist alle Aussicht vorhanden, daß schließlich sämtliche Csangó's in Ungarn ihre neue, beziehungsweise alte Heimat aufsuchen werden. Die ungarische Regierung, welche diese Kolonien wohl zu schätzen weiß, gewährte ihnen allerlei Vergünstigungen.

Was die slavischen Volkstypen betrifft, so wohnen die Slovaken hauptsächlich im Nordwesten und Norden des Landes von der Donau bis zur Tátra; die Ruthenen oder Rußniaken, welche zumeist unter Ludwig dem Großen nach Ungarn gekommen sind, im Nordosten und zwar von der Tátra

bis zu den Theißquellen, die Serben längs der Grenze von Kroatien-Slavonien; die Rumänen längs der Grenze Siebenbürgens von der Maros bis zu den Quellen der weißen Theiß. Die Slaven Ungarns unterscheiden sich wenig von denjenigen anderer Länder, was ihren Charakter betrifft. Sie haben einen starken Körperbau, Stumpfnasen, starke Backenknochen, kleine Augen und einen finsteren Zug auf der Stirne. Ihr Charakter ist ruhig, sanft, duldsam, schweigsam, eigensüchtig, verschmitzt, schmeichlerisch, kriechend; sie sind sehr arbeitsam und tapfer. Die Nationaltracht der Slaven unterscheidet sich wesentlich von der der Magyaren. Der gemeine Slave trägt gewöhnlich ein weißes Tuchkamisol, Beinkleider von blauem Tuch, große, bis an die Kniee reichende Stiefel, einen großen, breitkrämpigen Hut; bei seinen Arbeiten im Sommer dagegen ein kurzes, bis an die Brust reichendes, mit einem Gürtel befestigtes Hemd und leinene Beinkleider. Als Fußbekleidung bedient er sich einer Art von Sandalen: es ist dies ein mit Riemen um die Füße gebundenes Stück Schweins- oder Kalbshaut („Bocskor“ genannt), der Karpathenbewohner dagegen oft hoher, schwarzer und weißer Filzstrümpfe mit hohen Sohlen. Wie bei dem Magyaren der Szür bei kaltem und nassem Wetter seine Dienste verrichtet, so bei dem Slaven ein grober, weißer Tuchmantel (Szorowitza) oder auch ein großer Schafpelz, der ungarischen Bunda ähnlich. Die

Slavinnen ähneln in ihrer Nationaltracht den Ungarinnen; nur das Schuhwerk ist plumper als das der Magyarinnen und mit Hufeisen beschlagen, welche oft mit Blumen und anderen Figuren verziert sind. Auch der Kopfputz ist nach den verschiedenen Distrikten verschieden. Die Mädchen gehen gewöhnlich mit bloßem Kopfe oder haben auf dem Kopfe ein sog. slovakisches Vogelnest (Púta), einen zollbreiten, mit Gold- und Silberstreifen durchwirkten schwarzsammetenen Streifen, welcher bei großen Festen am Hinterkopfe befestigt wird.

Wie das Original eines Csikós, eines Gulyás und eines Juhász im Alföld zu treffen, so ist der auch in Deutschland bekannte Draht- und Rastelbinder („Drótos tót" auf ungarisch) eine Spezialität des Trentschiner Komitats, von wo aus sich ein wesentlicher Teil der männlichen Bevölkerung, bei 10000 Personen, auch Knaben von 8—14 Jahren, beinahe das ganze Jahr hindurch über aller Herren Länder, bis Dänemark, Rußland, Spanien, England und Amerika, halb hausierend, halb bettelnd ergießt. Wenn der Drahtbinder seine, oft mit Entbehrungen aller Art begleitete Reise antritt, läßt er sich von Weib und Kind, von Freunden oder seiner Geliebten einige Meilen weit begleiten, dann kehrt man ins Wirtshaus ein, um bei einem Glase Wein auf Jahre, vielleicht für immer Abschied zu nehmen. Während der Ernährer der Familie in der Welt drau-

ßen arbeitet oder bettelt, leben die Zurückgebliebenen zu Hause vom Kredit, arbeiten als Tagelöhner, Spinner u. s. w. und stillen ihren Hunger oft nur durch eine Kräutersuppe.

Wer kennt nicht diese Wandergesellen, diese Halbwilden, die im Ausland teils bespöttelt, teils bemitleidet werden? In ihren festgeschnürten Sandalen, ihren eng anliegenden Beinkleidern, ihrem fettgetränkten, in allerlei Farben schillernden Hemde, das schon so lange nicht mit Seife in Berührung gekommen, ihrer aus grobem Tuchzeug verfertigten, über die Schulter hängenden Szorowitza, deren zugebundene Ärmel sie als Quersack und Speisemantel benützen — in diesem Kostüm erregen diese Nomaden Europa's zumeist die Aufmerksamkeit der Straßenjugend. Es muß ihnen nachgesagt werden, daß sie im großen und ganzen intelligente und tüchtige Handwerker sind und daß sie geläutertere Begriffe von Dein und Mein haben, wie z. B. die wandernden Zigeuner, die sich als Kesselflicker und dergleichen in der Welt herumtreiben. Im allgemeinen führen diese armen Teufel kein beneidenswertes Dasein. Ihre blassen Züge deuten auf Entbehrungen aller Art hin, und man muß die Genügsamkeit dieser armen Slovaken bewundern, die als „Mausefallenhändler“ und als Handwerker der primitivsten Art in einer ihnen fremden Welt ihr kärgliches Brot zu verdienen suchen! Wie selten finden sie in einem Gasthause Nachtquartier

und müssen mit einem Heuschober, einem Fleckchen im Walde oder einer harten Bank fürlieb nehmen! Dabei verläßt diese Ahasverusse des Handwerks nie der Humor. Die gütige Vorsehung hat sie mit einem heiteren und harmlosen Gemüt ausgestattet und sie sind für die kleinste ihnen gewordene Aufmerksamkeit schon sehr dankbar.

Ihre eigentliche Heimat sind die nördlichen Komitate Ungarns. Wie schön auch dieser Teil des Karpathenreiches in landschaftlicher Beziehung ist, so bietet doch der rauhe und unfruchtbare Boden den Slovaken keine ergiebige Quelle einer reichlichen Ernährung und so sind sie gezwungen, im fremden Lande ihr Brot zu verdienen. Nicht alle dieser Gebirgsbewohner sind Rastelbinder; manche sind Kärrner und Taglöhner, manche werden Holzfäller, Glaswarenhändler u. s. w. Rudolf Bergner hat vor einigen Jahren ein allerliebstes Büchlein: „Eine Fahrt durchs Land der Rastelbinder“ herausgegeben, wo er die Stätten der Slovaken in Nordungarn schildert. Ich entnehme demselben die nachstehende Charakteristik des Slovakentums in Ungarn: „Der Slavenstamm zählt nach der letzten Zählung in Ungarn 1848200 Seelen; er bildet also 11,8 % der gesamten Bevölkerung ... Von der gesamten Seelenzahl sind der überragende Teil, etwa 1400000, Landleute. Der verbleibende Rest fällt dem Adel, den Beamten und den Handwerkern zu. ... Selbst

die Frauen lieben den Trunk, wenn auch bei weitem nicht in dem Maße wie die Männer. Es ist das Trinken bei diesem Volke zur Gewohnheit geworden, und der Slovake glaubt, daß er ohne Getränk nicht leben und nicht arbeiten kann . . . Mordthaten sind in diesem Lande unerhört; Grausamkeiten an Tieren begangen oder Notzucht würde einen Aufruhr in der ganzen Gegend hervorrufen, und ebenso ist der Diebstahl wie bei anderen Gebirgsvölkern höchst selten . . . Fast sämtliche Männer besitzen das schmale, mondscheinartige Gesicht, tragen sich bartlos und lieben das lange schlichte Haar. Die Weiber sind meist von untersetzter, mittlerer Statur, besitzen runde, häufig sehr hübsche Gesichter und geben viel auf eine überaus malerische Tracht, mit welcher ihre vollen gebräunten Arme sehr gut harmonieren." —

Neben den hier geschilderten, den südwestlichen Rand des Karpathengebirgs bewohnenden Slaven müssen die nördlich lebenden, die Beskiden bewohnenden Slaven genannt werden. Diese Gebirgsslaven par excellence nennt man G o r a l e n (vom slavischen gora = der Berg); sie sind starkknochige, aller Kultur bare Bauern, deren Armseligkeit noch diejenige der Drahtbinder und ihrer Genossen übersteigt. Wie sie von der übrigen Welt abgeschlossen sind, so schließen sie sich auch von einander ab. Was man Goralendorf nennt, sagt Franz von Löher, besteht vielleicht aus hundert Menschenwohnungen, um=

schließt aber einen Flächenraum von nicht selten mehreren Quadrat-Meilen. Die Wohnung selbst nun ist die ursprünglichste Farmerhütte, die man sich denken kann: Baumstämme werden der Länge nach durchsägt und so über einander gelegt, daß sie mit der platten Seite einwärts kommen, ein Holzgestell, mit Moosen und Rasen überschüttet, bildet das Dach darüber. Die Lücken in den unteren Balkenlagen werden mit Moos, Laub und Lehm verklebt, die in den oberen bieten dem Rauch einen Ausweg, da etwas wie einen Schornstein der Gorale nicht kennt. In diesem rauchigen Raum lebt Mensch und Vieh (eine Kuh, einige Ziegen, ein Schwein und allenfalls ein paar Hühner) einträchtig zusammen. Kartoffeln, Kraut und Getreidebrei, den sie auch zu einer Art Brot zu kneten und zu rösten verstehen, ist jahraus jahrein ihre Nahrung; die Mühle steht in jedem Hause: auf einem Holzblock ein bis in die Hälfte der Dicke rund ausgehöhlter Sandstein, in welcher Höhlung ein zweiter, von der Form eines horizontal liegenden Schleifsteins auf solche Weise herumgedreht wird, daß in ein anderthalb Finger breites, einen Daumen tiefes Loch ein gewöhnlicher Stock gesteckt wird, mit welchem der Mühlstein herumgeschleift wird: gewiß die primitivste Handmühle! Eine halbe Meile vielleicht entfernt, hat der Großgrundbesitzer eine modernste Dampfmühle oder Brettsäge! Es ist in der That kaum denkbar, daß es in den Urwäldern

Amerikas bedürfnisärmere Menschen giebt, als diese Goralen, und wie gesund sie dabei sind! Noch heute sehe ich die üppige Schönheit des Goralenweibes vor mir, das auf dem Herde, auf dem eben der Brei brodelte, saß und ihr Kind stillte. —

Die Ruthenen oder Rußniaken wohnen im nordöstlichen Ungarn. Sie sind auch ein Slavenstamm und ein Zweig der Kleinrussen. Die Ruthenen-Stämme der Stoiki und Huzulen in den Karpathen haben sich in Tracht und Sitten altslavisch erhalten. Sie sind kräftig, wohlgeformt und abgehärtet, und besitzen eine lebhafte Freiheitsliebe. Meist sind sie Köhler, Holzträger, Viehzüchter und Hirten. Sie haben die griechisch-unierte Konfession und leben in ziemlich primitivem Zustande. Trotz des Bodenreichtums haben sie es bisher zu keinem Wohlstande gebracht, weil ihre geistige und körperliche Regsamkeit viel zu wünschen übrig läßt. In drei Komitaten, Bereg, Marmorosch und Ugocsa, bilden sie die absolute Majorität, im Ungher Komitat die Hälfte der Bewohner. Sonst sind sie noch zahlreich vertreten in den Komitaten Sáros und Zemplin, in der Zips, aber auch zerstreut in Szabolcs, Szatmár, Abauj, Borsod u. s. w.

Die Serben wohnen zur Hälfte in Ungarn, zur Hälfte in Kroatien-Slavonien und der dazu gehörigen Militärgrenze. In Ungarn haben sie die absolute Mehrheit im Distrikt Groß-Kikinda, machen

dann in den Komitaten Bács, Torontál, Temes und Baranya einen namhaften Teil der Bevölkerung aus. Die ungarischen Serben wohnen hauptsächlich im Banat und werden zumeist „Raizen“ genannt. Sie gehören fast ausschließlich der griechisch-nicht-unierten Kirche an. Der Serbe ist von wohlgeformtem Körperbau und zeigt in allen seinen Bewegungen Kraft und einen gewissen natürlichen Adel. Sein Wuchs ist schlank und seine Schultern sind breit. Das Haar trägt er gewöhnlich kurz, dazu einen stattlichen Schnurrbart. Der südslavische Typus hat hier ein orientalisches Gepräge. Er ist von Natur hochbegabt und auch für Kunst und Wissenschaft sehr empfänglich. Die serbischen Frauen sind nach der orientalischen Sitte dem Manne untergeordnet; an der Tafel dürfen sie sich nicht setzen, sondern haben nur die Gäste zu bedienen. Das Kostüm der Frauen wie der Männer zeigt eine reiche Mannigfaltigkeit. Ein lichtes Oberkleid von Wolltuch, weitärmlige, leinene Hemden und gleiche Beinkleider bilden die Hauptbestandteile der Tracht beiderlei Geschlechts.

Im Banat, wo so viel Völkerstämme zusammen wohnen, wie sonst in keinem Lande der Welt, leben auch die Rumänen oder Wallachen, wenn sie freilich auch noch in manchen anderen Komitaten zu finden sind. Sie haben zumeist eine mittlere Größe, Gesicht und Kopf sind länglich. Dichte und lange dunkle Haare hängen wild um das wettergebräunte

Haupt. Im Sommer besteht die Kleidung des Mannes aus weiten leinenen Hosen, einem weiten, faltigen Hemd mit Steh-Kragen, am Schlitz und den Ärmeln reich gestickt. Mit Riemen befestigte Sandalen bekleiden den Fuß. Im Winter treten an Stelle der leinenen Hosen wollene, das Hemd wird mit einer Bunda vertauscht. Die gewöhnliche Frauenkleidung ist ein weißleinenes Hemd, dessen Brustschlitz und Achselstücke mit buntgestickten Streifen geziert sind. Um die Taille schlingt sich ein Gürtel, von welchem nach hinten und nach vorne eine Art Schürze herabhängt. Im Winter dient ein Pelzleibchen zum Schutz gegen die Kälte. Vor zwei Jahrtausenden war der Wallache im Dacien der Römer ein Herr, und nun — tempora mutantur! Der Wallache steht jetzt unter allen romanischen Völkerschaften am tiefsten. Sein Lebensglück besteht im Nichtsthun und Faullenzen; stundenlang kann er im Sommer unter den Pflaumenbäumen liegen, als ob er die Reife der Frucht erwarten wollte, aus welcher er seinen Slibowitz brennt, der neben seinem Lieblingsgericht, dem Malai — einem Mehlbrei — sein Hauptnahrungsmittel ist und der ihn geistig und körperlich sehr schädigt. Seine Hauptbeschäftigung ist sonst die Viehzucht.

Die Deutschen sind über ganz Ungarn zerstreut und wohnen zumeist in den Städten und größeren Marktflecken. Nur in dem Wieselburger Komitat bil-

den sie die Mehrzahl, in ganzen Ortschaften und in größeren Massen finden sie sich außerdem in den Komitaten Pest, Eisenburg, Ödenburg, Baranya, Tolna, Bács-Bodrog, Torontál, Temes, Szatmár, Zips, Weszprim, Békés, Banat u. s. w. Die Zahl der Deutschen in allen Ländern der ungarischen Krone beträgt gegen zwei Millionen. Sie bilden mehr als den siebenten Teil der Bevölkerung und ihre Bedeutung wird nicht nur durch ihre numerische Stärke, sondern noch dadurch gehoben, daß sie die Blüte der Intelligenz repräsentieren und an der bürgerlichen Arbeit sich in hervorragender Weise beteiligen. In den Komitaten Wieselburg, Eisenburg, Ödenburg und zum Teil auch in Preßburg waren Deutsche zu Karls des Großen Zeit schon ansässig; die übrigen sind eingewanderte Kolonisten, welche teils in ganzen Stämmen, zuerst 1142 unter Geyza II. aus der Gegend von Köln und Flandern nach der Zips und den Bergstädten, teils in einzelnen oft kleinen Scharen aus Schwaben, Franken, Thüringen, Niedersachsen, dem Elsaß u. s. w., zumeist zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, gekommen sind. Von welch richtiger und staatsmännischer Anschauung die Fürsten aus der Dynastie Árpád geleitet waren, als sie Deutsche ins Land zogen, beweist u. a. ein interessanter Brief des Königs Ladislaus des Heiligen an seinen Sohn Emmerich. Der Monarch schreibt: „Ein Teil des königlichen

Amtes beruht darin, fremde Ankömmlinge auf das beste aufzunehmen, damit sie lieber in Ungarn als irgendwo sonst wohnen. Durch die Ankunft der Äneaden ist auch sonst Rom groß geworden. Die Eingewanderten bringen fremde Sprachen und Sitten, fremde Kenntnisse und Waffen in das Land, wodurch sie den Glanz des Hofes und die Stärke des Reiches vermehren. Ein Reich von einerlei Sprache und Sitte ist kraftlos und gebrechlich; darum sollst du sie gütig aufnehmen und halten, damit du nicht verderbest, was ich gebaut, und zerstreuest, was ich gesammelt habe." Den Deutschen gebührt das Verdienst, daß sie die Städte schufen, während die Magyaren den Staat gründeten. Vom Anbeginn bis zum heutigen Tag waren sie bestrebt, die bürgerliche Gesellschaft, die Industrie und die Civilisation zu entwickeln. Acker- und Bergbau, Gewerbe und Handel waren von jeher und sind noch ihre Hauptbeschäftigungen und so verdankt ihnen, neben den Magyaren, der ungarische Staat in erster Linie seine Kultur. Es wird den Deutschen in Ungarn stets zum Ruhme angerechnet werden, daß sie in den Zeiten der Gefahr, im Kriege gegen den Feind und die Nationalitäten, auf Seiten der Magyaren standen. Selbst Ludwig Kossuth, dieser Vertreter des radikalen Magyarentums, erkennt dies lobend an. In einem deutschen Schreiben vom 4. März

[illegible] Ausgabe seiner
[illegible] er von den
[illegible] „Sie haben es that=
[illegible] die Kenntnis der
[illegible] der staatlichen
[illegible] Charakters einer
[illegible] und sehr
[illegible] der Sprache
[illegible] das stärkste
[illegible] Die
[illegible] Hindernis der
[illegible] sind bloß ein
[illegible] eine Schöpf=
[illegible] der Ge=
[illegible] Entwick=
[illegible] ausgebildet,
[illegible] der Sprache
[illegible] Begriff des
[illegible] Landesgesetz=
[illegible] der Deutschen
[illegible] den „Haupt=
[illegible] Landes, deren
[illegible] Landesgesetze
[illegible] der Magyaren
[illegible] Germani),
[illegible] (Ser=
[illegible] nahm auch
[illegible], indem

es u. a. bestimmte, daß die Gesetze des Landes amtlich auch ins Deutsche übertragen werden müssen, daß die Gerichte erster Instanz auch in dieser Amtssprache die Eingaben zu übernehmen und die Entscheidung auszufolgen haben; ebenso könne das Deutsche in den Munizipien, in Gemeinden und Religionsgenossenschaften die herrschende Behandlungs- und Geschäftssprache sein; der Unterricht in der Volksschule habe in der Muttersprache der Kinder, also für deutsche Kinder in der deutschen Sprache, zu erfolgen u. s. w.

Was die Mundart der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen betrifft, so ist dieselbe sehr verschieden. Die westungarischen Deutschen im Eisenburger und Ödenburger Komitat, die sog. Hienzen, erinnern in ihrem Wesen und in ihrer Sprache an das Alt-Bayrische; die Heidebauern an den Gestaden des Neusiedler Sees sind Söhne Schwabens, denn sie sind aus Lindau, Alt-Ravensburg, Wangen und Isny in Ober-Schwaben nach Ungarn eingewandert; die nordungarischen Deutschen gehören meistenteils dem sächsischen und mitteldeutschen Volksstamme an; die Deutschen in der Zips, die dort seit 7 Jahrhunderten wohnen, sprechen einen Dialekt, der den mitteldeutschen und schlesischen Mundarten sehr nahe verwandt ist. Auch ihr fröhliches und heiteres Naturell bekundet dies, und mit Recht singt das „Zipserlied“ im Zipseridiom:

E jeder läubt sain Våterland,
Drom läub ichs mer halt äuch;
Und ess es aich noch nech bekant,
So kanders an der Spräuch.

Ich bin aus Zipsen, ja ferwahr,
Schauts mich emäul nor ån:
Das ess en Ländchen! es håts gar
Noch kain Begreff darvon.

Met wenich Geld lebt man sich däu,
Sehr gutt, dås ess bestimmt;
Drum ess der årme Mann recht fräu,
Wenn en die Zips er kimmt.

Grulle (Kartoffeln) sain bai uns die schwåre Meng,
Es fressen se di Schwain,
Di Äppelbäim väul Äppel häng,
Wenn se geriuden (geraten) sain u. s. w.

Die Deutschen im Banat gehören dem schwäbischen Volksstamme an, und die Siebenbürgener Sachsen wanderten aus dem Niederrhein, aus Flandern und aus anderen deutschen Gegenden ein. Als Dialektproben mögen folgende Verschen mitgeteilt werden.

An der Wiege singt die Mutter im Winter:

Wol flaegen die Wûlken,
Wol sauszt der Wäjint,
Wol staeven de Flôken
Aemeraenk.
Schlôf nor, schlôf nor,
Me gûldig Kajint!

Ein anderes lautet:

Schlôf Hanzi, schlôf,
De Vijel (Vögel) sainjen (singen) äm hôf,
De Kaze spaennen af em hiert
Te baest (bist) mer tausent gaeld'e wiert.

Es bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über die im Lande zerstreuten einzelnen Völker zu sagen. Was diese kleineren Stämme betrifft, so kommen die Armenier in größerer Zahl nur in Siebenbürgen und zwar in den Städten Samos-Ujvár, Elisabethstadt und Gyergyó St. Miklós vor. Zerstreut leben sie noch in dem südöstlichen Teil Ungarns. Die Macedo-Walachen (Zinzaren) und Griechen findet man in Siebenbürgen, im Bácser Komitat und sonst in Handelsplätzen. Die Bulgaren bilden Sprachinseln in den Komitaten Temes, Krassó, Torontál und Bács. Ihre Zahl beträgt über 40 000 Seelen. Die Albanesen oder Clementiner leben in dem Peterwardeiner Grenzregimente. Die Kroaten wohnen am dichtesten in dem dreieinigen Königreich, wo sie bis 96 % der Bevölkerung betragen; in Ungarn selbst bilden sie erhebliche Sprachinseln in den Komitaten Zala, Baranya, Ödenburg und Wieselburg; endlich trifft man vereinzelte kroatische Ansiedelungen in den Komitaten Bács, Torontál, Eisenburg und Sümegh. Die Juden, deren Zahl gegen 600 000 beträgt, leben im ganzen Lande zerstreut. Am zahlreichsten sind sie im Pester Komitat,

nächstdem in den Komitaten Neutra, Zemplin, Preßburg, Szabolcs, Sáros und Trentschin, sowie in allen Handelsplätzen. Sie treiben zumeist Handel, doch liefern sie auch zur Advokatur, zum ärztlichen Beruf und zur Journalistik ein bedeutendes Kontingent.

Schließlich dürfen wir eines Völkertypus nicht vergessen, der gerade in Ungarn in hohem Grade interessant ist — des der Zigeuner. Diese Nomaden der Weltgeschichte kamen unter König Sigismund im Jahre 1417 gleichzeitig in drei Zügen über Rußland, Kleinasien und Egypten mit ihren dürftigen Pferden und Eseln nach Europa und Ungarn. Sie haben alle ihre damals wahrgenommenen Eigentümlichkeiten beibehalten, sich aber doch hier und da den Anforderungen und Sitten des Landes, wo sie sich niedergelassen, angepaßt. Zigeuner finden sich am meisten in Ober- und Südungarn, aber auch im Alföld und in Siebenbürgen. Ihre Zahl beläuft sich in Ungarn allein auf etwa 40 000 Seelen. Der „Cigány" ist der Leibmusikant der Ungarn: er ist der Virtuos des Hotels und der Dorfschänke („Korcsma" und „Csárda"), der Schmied des Edelmanns und der Bauern, der Handlanger beim Häuserbau, der Tausendkünstler, der witzige Possenreißer, kurz ein Factotum comme il faut. Die Weiber aber betreiben immer noch leidenschaftlich die Kunst des Wahrsagens und sind in allen Gaukelstückchen zu Hause. In keinem Lande der Welt fühlt sich der Zigeuner so frei wie

in Ungarn. Dieser tolerante Staat hat ihn nicht verfolgt und auch die Gesellschaft kommt ihm sympathischer entgegen als sonstwo. Ja, er hat in Ungarn eine große Volkstümlichkeit und Beliebtheit dadurch erlangt, daß er der Musiker der ungarischen Nationalweisen geworden ist. Die in Deutschland herumvagabundierenden Zigeuner sind meistens nicht aus Ungarn, sondern aus der Walachei und leben bloß vom Raub und Diebstahl; aber selbst diese können magyarisch, obwohl sie unter sich ihr indisches Idiom sprechen, heute allerdings schon sehr gemischt mit magyarischen, slavischen und rumänischen Worten. Die echten ungarischen Wanderzigeuner kommen nicht nach Deutschland und sind ein durchaus harmloses Völkchen. Im allgemeinen sind diese Zigeuner seßhaft und lieben wie jedes andere Volk ihre Geburtsstätte und nur die Not zwingt sie auszuwandern, und auch da kommen sie selten bis zur dritten Ortschaft. Die ärmeren führen ein wahres Troglodytenleben, indem sie in unterirdischen Löchern hausen; die reicheren wohnen in den landesüblichen Bauernhütten. Natürlich leben mehrere Familien in einem Wohnraume. Ihre Religion und „äußere" Sprache assimiliert sich mit derjenigen der Mehrheit der Ortseinwohner; so haben wir in Ungarn katholische, evangelische, reformierte, ungarische, slavische und deutsche Zigeuner, die aber, wie gesagt, unter sich stets ihre eigene Sprache gebrauchen. Zigeuner unter-

liegen natürlich den allgemeinen ungarischen Staatsgesetzen, mithin auch der Schulpflichtigkeit. Es giebt Lehrer, Pfarrer und Ärzte, die aus Zigeunerfamilien stammen. Die angebliche Feigheit der Zigeuner trifft nicht immer zu, denn im Heere dienen Zigeuner, die es schon bis zum Unteroffizier gebracht und sich durch persönliche Tapferkeit wiederholt ausgezeichnet haben.

Die Zigeuner sind sehr anspruchslos und keine Kostverächter. Wenn's keinen Braten und kein Suppenfleisch giebt, begnügen sie sich mit etwas Geringerem. Sie essen gefallenes Vieh, die Gedärme der Nutztiere und im Notfall sogar Ratten, Mäuse, Erdgaischen u. s. f., auch Hunde und Katzen werden nicht verschmäht. Wenn viele an einem Orte zusammenwohnen, so wählen sie sich unter einander einen Richter — Wayda genannt —, der ihre Streitigkeiten schlichtet, dem sie für gewöhnlich Gehorsam leisten, obwohl sie den administrativen wie juridischen Gerichten so unterstehen wie jeder andere.

Trunksucht kommt bei ihnen selten vor, obwohl kein Zigeuner den Branntwein verschmäht. Ihre Lieblingsspeise ist Speck und — „Bagó", d. h. Zigarrenstummel, Überreste aus Tabakspfeifen, der Saft (Motschok) aus denselben u. s. w. Dies nagen sie mit größtem Behagen und soll ihre Zähne rein erhalten.

Ziehen die Zigeuner in eine andere Ortschaft, so thun sie es am liebsten familienweise; das Kleinste

auf dem Rücken, in Leinwandtuch kauernd, das Nächste an der Hand, die übrigen hintendrein im bunten Gemisch. Voran schreitet der Vater — genau in seine Fußstapfen der älteste Sohn u. s. w. im Gänsemarsch. Die Weiber immer hinter den Männern, überhaupt sind die Weiber willenlos und den Männern vollkommen untergeordnet, wie es bei einem so tief stehenden Volke gar nicht anders sein kann. Der Zigeuner ist im allgemeinen von dunkler, ja schwarzer Gesichtsfarbe, doch sieht man auch weiße und lichte Gesichter in allen Schattierungen, so daß man eine wahre Musterkarte von Farben zusammenstellen könnte. Die Zigeunerkinder, besonders die männlichen, sind bis zu einem gewissen Alter hübsche, edel gewachsene Gestalten, später verkümmern sie. Bei der Hütte sprudelt des Abends der Topf, ringsum lungern Weiber und Kinder, auf einem nahen Strunk sitzt der Mann mit dem stolzen Blick und geigt seine charakteristischen Weisen — bis Alles wild begeistert im Tanze sich schwingt und tobt:

Dann ruh'n sie ermüdet vom nächtlichen Reih'n,
Es rauschen die Buchen in Schlummer sie ein,
Und die aus der südlichen Heimat verbannt,
Sie schauen im Traume das glückliche Land!

Dieser Anblick ist für den Ausländer besonders interessant. Welch charakteristische Figuren! Welch zierliche Frauengestalten mit blitzenden Augen und rabenschwarzem, wallendem Haare! Trotz ihrer ärm-

den sie die Mehrzahl, in ganzen Ortschaften und in größeren Massen finden sie sich außerdem in den Komitaten Pest, Eisenburg, Ödenburg, Baranya, Tolna, Bács-Bodrog, Torontál, Temes, Szatmár, Zips, Weszprim, Békés, Banat u. s. w. Die Zahl der Deutschen in allen Ländern der ungarischen Krone beträgt gegen zwei Millionen. Sie bilden mehr als den siebenten Teil der Bevölkerung und ihre Bedeutung wird nicht nur durch ihre numerische Stärke, sondern noch dadurch gehoben, daß sie die Blüte der Intelligenz repräsentieren und an der bürgerlichen Arbeit sich in hervorragender Weise beteiligen. In den Komitaten Wieselburg, Eisenburg, Ödenburg und zum Teil auch in Preßburg waren Deutsche zu Karls des Großen Zeit schon ansässig; die übrigen sind eingewanderte Kolonisten, welche teils in ganzen Stämmen, zuerst 1142 unter Geyza II. aus der Gegend von Köln und Flandern nach der Zips und den Bergstädten, teils in einzelnen oft kleinen Scharen aus Schwaben, Franken, Thüringen, Niedersachsen, dem Elsaß u. s. w., zumeist zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, gekommen sind. Von welch richtiger und staatsmännischer Anschauung die Fürsten aus der Dynastie Árpád geleitet waren, als sie Deutsche ins Land zogen, beweist u. a. ein interessanter Brief des Königs Ladislaus des Heiligen an seinen Sohn Emmerich. Der Monarch schreibt: „Ein Teil des königlichen

Amtes beruht darin, fremde Ankömmlinge auf das beste aufzunehmen, damit sie lieber in Ungarn als irgendwo sonst wohnen. Durch die Ankunft der Äneaden ist auch sonst Rom groß geworden. Die Eingewanderten bringen fremde Sprachen und Sitten, fremde Kenntnisse und Waffen in das Land, wodurch sie den Glanz des Hofes und die Stärke des Reiches vermehren. Ein Reich von einerlei Sprache und Sitte ist kraftlos und gebrechlich; darum sollst du sie gütig aufnehmen und halten, damit du nicht verderbest, was ich gebaut, und zerstreuest, was ich gesammelt habe." Den Deutschen gebührt das Verdienst, daß sie die Städte schufen, während die Magyaren den Staat gründeten. Vom Anbeginn bis zum heutigen Tag waren sie bestrebt, die bürgerliche Gesellschaft, die Industrie und die Civilisation zu entwickeln. Acker- und Bergbau, Gewerbe und Handel waren von jeher und sind noch ihre Hauptbeschäftigungen und so verdankt ihnen, neben den Magyaren, der ungarische Staat in erster Linie seine Kultur. Es wird den Deutschen in Ungarn stets zum Ruhme angerechnet werden, daß sie in den Zeiten der Gefahr, im Kriege gegen den Feind und die Nationalitäten, auf Seiten der Magyaren standen. Selbst Ludwig Kossuth, dieser Vertreter des radikalen Magyarentums, erkennt dies lobend an. In einem deutschen Schreiben vom 4. März

1880 an den Verleger der deutschen Ausgabe seiner „Schriften aus der Emigration“ schreibt er von den „deutschen Patrioten Ungarns“: „Sie haben es thatsächlich bewiesen, daß, obschon die Kenntnis der Sprache, die das typische Merkmal der staatlichen Individualität und des historischen Charakters einer Nation bildet, gar sehr wünschenswert und sehr wichtig ist, dennoch die Einheit der Sprache weder das einzige noch auch das stärkste Band der politischen Einheit ist ... Die Verschiedenheit der Sprache ist kein Hindernis der Nationaleinheit; denn Nationalitäten sind bloß ein Zufall der Natur, Nationen hingegen eine Schöpfung der Geschichte, die durch Gemeinschaft der Gesinnungen in der Werkstätte der historischen Entwicklung von gemeinschaftlichen Interessen ausgebildet, die Bürger eines Landes ohne Unterschied der Sprache mit heiligen Banden an den heiligen Begriff des Vaterlandes knüpft.“ Die ungarische Landesgesetzgebung war sich dieser Bedeutung der Deutschen daher stets bewußt. Sie gehörten zu den „Hauptnationen“ oder „Haupteinwohnern“ des Landes, deren man nach Anschauung der ungarischen Landesgesetze 7 zählte, nämlich: Eigentliche Ungarn oder Magyaren — Hungari proprie dicti —, Deutsche (Germani), Slaven (Slovaken), Kroaten, Ruthenen, Illyrer (Serben) und Walachen (Rumänen). Hierauf nahm auch das Nationalitätengesetz von 1868 Bezug, indem

es u. a. bestimmte, daß die Gesetze des Landes amtlich auch ins Deutsche übertragen werden müssen, daß die Gerichte erster Instanz auch in dieser Amtssprache die Eingaben zu übernehmen und die Entscheidung auszufolgen haben; ebenso könne das Deutsche in den Munizipien, in Gemeinden und Religionsgenossenschaften die herrschende Behandlungs- und Geschäftssprache sein; der Unterricht in der Volksschule habe in der Muttersprache der Kinder, also für deutsche Kinder in der deutschen Sprache, zu erfolgen u. s. w.

Was die Mundart der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen betrifft, so ist dieselbe sehr verschieden. Die westungarischen Deutschen im Eisenburger und Ödenburger Komitat, die sog. Hienzen, erinnern in ihrem Wesen und in ihrer Sprache an das Alt-Bayrische; die Heidebauern an den Gestaden des Neusiedler Sees sind Söhne Schwabens, denn sie sind aus Lindau, Alt-Ravensburg, Wangen und Isny in Ober-Schwaben nach Ungarn eingewandert; die nordungarischen Deutschen gehören meistenteils dem sächsischen und mitteldeutschen Volksstamme an; die Deutschen in der Zips, die dort seit 7 Jahrhunderten wohnen, sprechen einen Dialekt, der den mitteldeutschen und schlesischen Mundarten sehr nahe verwandt ist. Auch ihr fröhliches und heiteres Naturell bekundet dies, und mit Recht singt das „Zipserlied“ im Zipseridiom:

E jeder läubt sain Våterland,
Drom läub ichs mer halt äuch;
Und ess es aich noch nech bekant,
So kanders an der Spräuch.

Ich bin aus Zipsen, ja ferwahr,
Schauts mich emäul nor ån:
Das ess en Ländchen! es håts gar
Noch kain Begreff darvon.

Met wenich Geld lebt man sich däu,
Sehr gutt, dås ess bestimmt;
Drum ess der årme Mann recht fräu,
Wenn en die Zips er kimmt.

Grulle (Kartoffeln) sain bai uns die schwåre Meng,
Es fressen se di Schwain,
Di Äppelbäim väul Äppel häng,
Wenn se geriuden (geraten) sain u. s. w.

Die Deutschen im Banat gehören dem schwäbischen Volksstamme an, und die Siebenbürgener Sachsen wanderten aus dem Niederrhein, aus Flandern und aus anderen deutschen Gegenden ein. Als Dialektproben mögen folgende Verschen mitgeteilt werden.

An der Wiege singt die Mutter im Winter:

Wol flaegen die Wûlken,
Wol sauszt der Wäjint,
Wol staeven de Flôken
Aemeraenk.
Schlôf nor, schlôf nor,
Me gûldig Kajint!

Ein anderes lautet:

Schlôf Hanzi, schlôf,
De Vijel (Vögel) sainjen (singen) äm hôf,
De Kaze spaennen af em hiert
Te baest (bist) mer tausent gaeld'e wiert.

Es bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über die im Lande zerstreuten einzelnen Völker zu sagen. Was diese kleineren Stämme betrifft, so kommen die Armenier in größerer Zahl nur in Siebenbürgen und zwar in den Städten Samos-Ujvár, Elisabethstadt und Gyergyó St. Miklós vor. Zerstreut leben sie noch in dem südöstlichen Teil Ungarns. Die Macedo-Walachen (Zinzaren) und Griechen findet man in Siebenbürgen, im Bácser Komitat und sonst in Handelsplätzen. Die Bulgaren bilden Sprachinseln in den Komitaten Temes, Krassó, Torontál und Bács. Ihre Zahl beträgt über 40 000 Seelen. Die Albanesen oder Clementiner leben in dem Peterwardeiner Grenzregimente. Die Kroaten wohnen am dichtesten in dem dreieinigen Königreich, wo sie bis 96 % der Bevölkerung betragen; in Ungarn selbst bilden sie erhebliche Sprachinseln in den Komitaten Zala, Baranya, Ödenburg und Wieselburg; endlich trifft man vereinzelte kroatische Ansiedelungen in den Komitaten Bács, Torontál, Eisenburg und Sümegh. Die Juden, deren Zahl gegen 600 000 beträgt, leben im ganzen Lande zerstreut. Am zahlreichsten sind sie im Pester Komitat,

nächstdem in den Komitaten Neutra, Zemplin, Preß-
burg, Szabolcs, Sáros und Trentschin, sowie in allen
Handelsplätzen. Sie treiben zumeist Handel, doch
liefern sie auch zur Advokatur, zum ärztlichen Beruf
und zur Journalistik ein bedeutendes Kontingent.

Schließlich dürfen wir eines Völkertypus nicht
vergessen, der gerade in Ungarn in hohem Grade
interessant ist — des der Zigeuner. Diese No-
maden der Weltgeschichte kamen unter König Sigis-
mund im Jahre 1417 gleichzeitig in drei Zügen
über Rußland, Kleinasien und Egypten mit ihren
dürftigen Pferden und Eseln nach Europa und Ungarn.
Sie haben alle ihre damals wahrgenommenen Eigen-
tümlichkeiten beibehalten, sich aber doch hier und da
den Anforderungen und Sitten des Landes, wo sie
sich niedergelassen, angepaßt. Zigeuner finden sich
am meisten in Ober- und Südungarn, aber auch im
Alföld und in Siebenbürgen. Ihre Zahl beläuft
sich in Ungarn allein auf etwa 40 000 Seelen. Der
„Cigány" ist der Leibmusikant der Ungarn: er ist
der Virtuos des Hotels und der Dorfschänke („Korcsma"
und „Csárda"), der Schmied des Edelmanns und der
Bauern, der Handlanger beim Häuserbau, der Tausend-
künstler, der witzige Possenreißer, kurz ein Factotum
comme il faut. Die Weiber aber betreiben immer
noch leidenschaftlich die Kunst des Wahrsagens und
sind in allen Gaukelstückchen zu Hause. In keinem
Lande der Welt fühlt sich der Zigeuner so frei wie

in Ungarn. Dieser tolerante Staat hat ihn nicht verfolgt und auch die Gesellschaft kommt ihm sympathischer entgegen als sonstwo. Ja, er hat in Ungarn eine große Volkstümlichkeit und Beliebtheit dadurch erlangt, daß er der Musiker der ungarischen Nationalweisen geworden ist. Die in Deutschland herumvagabundierenden Zigeuner sind meistens nicht aus Ungarn, sondern aus der Walachei und leben bloß vom Raub und Diebstahl; aber selbst diese können magyarisch, obwohl sie unter sich ihr indisches Idiom sprechen, heute allerdings schon sehr gemischt mit magyarischen, slavischen und rumänischen Worten. Die echten ungarischen Wanderzigeuner kommen nicht nach Deutschland und sind ein durchaus harmloses Völkchen. Im allgemeinen sind diese Zigeuner seßhaft und lieben wie jedes andere Volk ihre Geburtsstätte und nur die Not zwingt sie auszuwandern, und auch da kommen sie selten bis zur dritten Ortschaft. Die ärmeren führen ein wahres Troglodytenleben, indem sie in unterirdischen Löchern hausen; die reicheren wohnen in den landesüblichen Bauernhütten. Natürlich leben mehrere Familien in einem Wohnraume. Ihre Religion und „äußere" Sprache assimiliert sich mit derjenigen der Mehrheit der Ortseinwohner; so haben wir in Ungarn katholische, evangelische, reformierte, ungarische, slavische und deutsche Zigeuner, die aber, wie gesagt, unter sich stets ihre eigene Sprache gebrauchen. Zigeuner unter-

liegen natürlich den allgemeinen ungarischen Staatsgesetzen, mithin auch der Schulpflichtigkeit. Es giebt Lehrer, Pfarrer und Ärzte, die aus Zigeunerfamilien stammen. Die angebliche Feigheit der Zigeuner trifft nicht immer zu, denn im Heere dienen Zigeuner, die es schon bis zum Unteroffizier gebracht und sich durch persönliche Tapferkeit wiederholt ausgezeichnet haben.

Die Zigeuner sind sehr anspruchslos und keine Kostverächter. Wenn's keinen Braten und kein Suppenfleisch giebt, begnügen sie sich mit etwas Geringerem. Sie essen gefallenes Vieh, die Gedärme der Nutztiere und im Notfall sogar Ratten, Mäuse, Erdgaischen u. s. f., auch Hunde und Katzen werden nicht verschmäht. Wenn viele an einem Orte zusammenwohnen, so wählen sie sich unter einander einen Richter — Wayda genannt —, der ihre Streitigkeiten schlichtet, dem sie für gewöhnlich Gehorsam leisten, obwohl sie den administrativen wie juridischen Gerichten so unterstehen wie jeder andere.

Trunksucht kommt bei ihnen selten vor, obwohl kein Zigeuner den Branntwein verschmäht. Ihre Lieblingsspeise ist Speck und — „Bagó", d. h. Zigarrenstummel, Überreste aus Tabakspfeifen, der Saft (Motschok) aus denselben u. s. w. Dies nagen sie mit größtem Behagen und soll ihre Zähne rein erhalten.

Ziehen die Zigeuner in eine andere Ortschaft, so thun sie es am liebsten familienweise; das Kleinste

auf dem Rücken, in Leinwandtuch kauernd, das Nächste an der Hand, die übrigen hintendrein im bunten Gemisch. Voran schreitet der Vater — genau in seine Fußstapfen der älteste Sohn u. s. w. im Gänsemarsch. Die Weiber immer hinter den Männern, überhaupt sind die Weiber willenlos und den Männern vollkommen untergeordnet, wie es bei einem so tief stehenden Volke gar nicht anders sein kann. Der Zigeuner ist im allgemeinen von dunkler, ja schwarzer Gesichtsfarbe, doch sieht man auch weiße und lichte Gesichter in allen Schattierungen, so daß man eine wahre Musterkarte von Farben zusammenstellen könnte. Die Zigeunerkinder, besonders die männlichen, sind bis zu einem gewissen Alter hübsche, edel gewachsene Gestalten, später verkümmern sie. Bei der Hütte sprudelt des Abends der Topf, ringsum lungern Weiber und Kinder, auf einem nahen Strunk sitzt der Mann mit dem stolzen Blick und geigt seine charakteristischen Weisen — bis Alles wild begeistert im Tanze sich schwingt und tobt:

Dann ruh'n sie ermüdet vom nächtlichen Reih'n,
Es rauschen die Buchen in Schlummer sie ein,
Und die aus der südlichen Heimat verbannt,
Sie schauen im Traume das glückliche Land!

Dieser Anblick ist für den Ausländer besonders interessant. Welch charakteristische Figuren! Welch zierliche Frauengestalten mit blitzenden Augen und rabenschwarzem, wallendem Haare! Trotz ihrer ärm-

lichen und zerlumpten Kleidung erscheinen manche Zigeuner wie vornehme Fürstenkinder — im Bettlergewand.

Das ist der Zigeuner bewegliche Schar,
Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,
Gesäugt an des Nils geheiligter Flut,
Gebräunt an Hispaniens südlicher Glut!

Die ungarische Frau.

In einem Buch über „Land und Leute in Ungarn" darf die Schilderung der ungarischen Frau nicht fehlen. Das Karpathenreich kann sich des Vorzugs rühmen, daß es die originellsten und bezeichnendsten Frauentypen besitzt, die in ihrer Mannigfaltigkeit in den pikantesten Formen das „Ewig-Weibliche" verkörpern. Wenn ich aber von der ungarischen Frau spreche, so kann hier nur von dem schönen Geschlecht, welches im Reiche der heiligen Stephanskrone lebt, ganz im allgemeinen die Rede sein; denn alle die im vorhergehenden Kapitel namhaft gemachten Volkstypen haben ihre speziellen Unterscheidungsmerkmale auch hinsichtlich ihrer schöneren Hälfte. Es würde den Rahmen meiner Studien überschreiten und ich müßte ein ganzes ethnographisches Werk schreiben, wollte ich die Frauentypen aller in Ungarn lebenden Nationalitäten hier schildern; naturgemäß muß ich mich daher auf die hervorstechendsten

und merkwürdigsten Repräsentantinnen der merkwürdigsten Rassen beschränken.

In erster Linie mögen hier einige Worte zur Naturgeschichte der Magyarin — „magyar nő“ oder „hölgy“ — gesagt werden. Von den größten ungarischen Dichtern ist der Ruhm der ungarischen Frau so oft besungen worden, daß es ein Mangel an Galanterie wäre, wollte ich in das allgemeine Urteil nicht mit einstimmen. Aber neben den glänzenden und blendenden Eigenschaften fehlen auch einige kleine Schwächen nicht. Selbst Lusignan, der nach der Sage die schönste Meerfee gewann, hat doch an ihr in einer heimlichen Stunde den Fischschwanz entdeckt ..... Die Magyarin zeichnet sich durch große Regelmäßigkeit der Gesichtszüge aus, und die zumeist großen und sprechenden Augen, welche im eigentümlichen Lichte erstrahlen, sprechen für die Richtigkeit der Ansicht des Orientreisenden Hermann Vámbéry, daß die Ungarn von den Türken abstammen. Ihr Gang ist ein sehr rascher, und während die deutschen Gretchen, sofern sie eine gute Erziehung genossen, es für unschicklich halten würden, im Gehen nach rechts und links ihre hübschen Augen zu werfen, zeigen die jungen ungarischen Mädchen in ihrem Wesen und Betragen eine bedeutende Dosis freier und ungezwungener Manier. Am typischsten ist die magyarische Frau im ungarischen Tiefland. Dort, wo sich, wie schon erwähnt, der ungarische Volks-

stamm in seiner ganzen Reinheit und Ursprünglichkeit erhalten hat, tritt auch die Schönheit der Ungarin am unverfälschtesten zu Tage. Dort sehen wir die tiefsinnigen Sammetaugen, die so trotzig blicken und so verführerisch lächeln können, dort sehen wir jene vollen Korallenlippen mit dem sinnlichen Zug und jene ebenmäßigen schlanken Gestalten mit ihren harmonischen Bewegungen und der bestrickenden Anmut der Formen. Ein ungarischer Schriftsteller, Ágay, ein ausgezeichneter Kenner ungarischer Frauenschönheit, entwirft folgende Schilderung des ungarischen Frauentypus: „Die Ungarin ist launisch und kampflustig, denn ihre Leidenschaft ist von elementarer Kraft belebt; aber diese stürmischen Eigenschaften finden ihre Berechtigung in der angeborenen Liebenswürdigkeit und Anmut, die dem Genie gleicht, in welchem ebenfalls die gegensätzlichen Faktoren ineinander verschmelzen. Diese Anmut ist ein Wunder der Ruhe, der liebreizenden Erhabenheit, der Einklang des lebensvollen Gemütes mit dem natürlichen Stolze, das Fluten und Wogen des Lebens in herber Jungfräulichkeit. Ihr Zauber sprießt aus jener göttlichen Schamhaftigkeit und naiven Sinnlichkeit, die in sich selber ihre Stütze finden, welche die gesellschaftliche Norm und Gepflogenheit nicht zur Rechenschaft zu ziehen und nicht zu beirren vermag. Wir bewundern eben diese holde Anmut in den Schöpfungen der griechischen Skulptur, im Apollo von Bel-

vedere nicht minder als in der Venus von Milo. Diese wahrhaftige Anmut wirkt hinreißend durch die ursprüngliche Harmonie der Empfindung und des Gedankens, die, der ruhigen See gleich, die Woge in dem Momente glättet, da sie den schäumenden Kamm emporheben wollte, die Schärfe des graziösen Geistesspiels, die Spitze des Witzes, gedämpft durch edle Sinnlichkeit: das ist jene unsagbare Eigenart, in welcher speziell die Anmut der ungarischen Frau in die Erscheinung tritt ..."

Gehoben wird die Schönheit der ungarischen Frau allerdings durch ihre Nationaltracht, welche die äußeren Reize besonders hervortreten läßt. Ich rede hier speziell von der Nationaltracht in den kleineren Städten und Dörfern, wo der nivellierende Einfluß der europäischen Mode noch nicht hingedrungen und die Ungarin es für unpatriotisch halten würde, die Mode der „Schwaben" mitzumachen.

Was den Charakter der Magyarin betrifft, so ist dieselbe im allgemeinen gutmütig, hat ein weiches Herz und ein erbarmungsvolles Gemüt. Eine zärtliche und treue, leidenschaftlich liebende und hassende Gattin, eine gute Mutter und eine zuverlässige Freundin, versteht sie es nicht immer, ihr lebhaftes und zu Excentricitäten neigendes Temperament mit der strengen und kalten Etikette in Einklang zu bringen. Sie erweckt dadurch manchmal den Schein, als ob sie gefallsüchtig wäre. Aber launenhaft ist sie und

in Ungarn ist zur Bezeichnung einer verstimmten Frau das Wort: „szeszélyes“ — launenhaft — gang und gäbe. Für Schmeicheleien soll die Magyarin ebenso und vielleicht noch mehr zugänglich sein, wie es so manche andere Frauen des Orients und — Occidents ... sein sollen. Die Magyarin im Hause wetteifert in Bezug auf Gastfreundschaft, häuslichen Sinn und liebenswürdige Grazie mit den edelsten Frauen Europa's. Jeder Fremde, der je das Haus einer Magyarin — und wäre es auch nur ein verfallenes Gehöft auf der Pußta — betreten, wird dies gern bezeugen.

Nicht mit Unrecht wirft man jedoch der Ungarin einen zuweilen übertriebenen Stolz vor; der angebliche Hochmut verliert sich aber bald, sobald man es versteht, ihr Vertrauen zu gewinnen. Am ausgeprägtesten ist bei der Magyarin der Nationalstolz: sie ist eine glühende Patriotin, ja sie spielt seit 1848 beziehentlich 1867 in der Politik eine gewisse Rolle. Die Beredsamkeit ihres Auges, ihre bestrickende Liebenswürdigkeit und die Künste der Koketterie haben sich bei den ungarischen Reichstagswahlen schon oft als vorzügliche „Kortes“-Zugmittel bewährt, sie haben manchem Kandidaten zum Sieg und manchem zur Niederlage verholfen. O diese Augen! wer könnte ihrem Feuer widerstehen?! Bei mancher Wahlniederlage fragt man unwillkürlich: „où est la femme?“

Wunderbar haben die magyarischen Lyriker, unter ihnen besonders Petöfi und Tóth, die Frauen besungen. In Prosa hat Jókai ganz reizende Aphorismen über die ungarische Frauenwelt veröffentlicht. Aus der Fülle der Gedichte der beiden erstgenannten mögen hier nur zwei Lieder als Proben mitgeteilt werden. Das eine ist von Petöfi und lautet:

Wie riesig diese Welt an Größe,
So zart bist, Täubchen, du und klein,
Und dennoch, wenn ich dich besäße,
Nicht tauscht' die Welt ich um dich ein.

Du bist der Tag in Sonnenhelle,
Ich bin die dunkelschwarze Nacht;
Und schmölz' zusammen uns're Seele,
Ein Morgen glüht' voll Zauberpracht!

Doch schlag' dein Flammenauge nieder,
Sein Glutstrahl sengt das Herz mir ein;
Doch nein! du liebst mich so nicht wieder —
Verseng' es nur zu Todespein!

Das andere von Tóth besingt ihr „Purpurmündchen“:

Deines Purpurmündchens Sprache
Ist wie Nachtigallenstöhnen
In der süßen Morgenwache;
Doch hör' ich sie tönen,
Beb' ich tief erschüttert,
Wie bei Wetterhimmels Dröhnen
Espenlaub erzittert.

Und Jókai sagt von den ungarischen Frauen u. a.: Die Frauen sind zu allem fähig. Sie sind sogar im stande, sich in ihre eigenen Männer zu verlieben. — Eine eifersüchtige Frau kann hundert eifersüchtige Frauen machen. — Der Herd ist nicht erniedrigend; er kann ein Thron werden, von welchem eine Frau die Welt regiert. — Die liebenden Frauen sind im stande, Länder in Bewegung zu setzen, — wenn sie verzweifeln. — Gegen die Mutter kann keine Frau kämpfen. Aller Zauber prallt an dem Diamantpanzer ab, der Mutterstolz heißt. —

Was Frauenherzen still ersinnen
Und Gott geduldig läßt beginnen,
Dagegen giebt es kein Entrinnen. —

Und würdet ihr Meere von Bitterkeit in das Herz einer Frau gießen, die ehemalige Süßigkeit desselben wird niemals ganz verschwinden. — Die Frau empfindet ebenso wie der Mann alle Leiden, aber die Natur schenkte ihr Seelenkräfte, damit sie die Schmerzen ertragen und verheimlichen könne.

Einen besonderen Gegenstand poetischer Verherrlichung bildet das Weib der ungarischen Tiefebene, der Puszta. Ein ungarisches Volkslied singt von ihr:

Ihrem schönen, zarten Wuchse,
Ihrer Stimme Wachtelschlag,
Ihrem Namen sollt' man weihen
Einen eig'nen Feiertag.

Dieses Weib der Pußta ist eigentlich der unverfälschteste Typus der ächten Magyarin. Im Tiefland hat sich die magyarische Frauenblume ihren eigenartigen Reiz und ihren Duft bewahrt. Saphir nennt das ungarische Weib die „Zuckererbse der Schote des Daseins“, und in der That wird der Städter von dem exotischen Zauber einer Pußtenschönen sich sofort gefesselt fühlen. Wer könnte sie vergessen, diese schmachtenden, in eigenartigem Feuer lodernden Augen, diese blassen, pikanten Züge, diese schwellenden Lippen, dieses lange, in Zöpfen herabfallende Haar?

Neben den schönen Weibern der Pußta verdienen auch die Städterinnen, namentlich in Budapest, die Palme der Anerkennung. Die Anmut und der Liebreiz dieser Damen ist weltbekannt; wohl kann man über den Geschmack rechten, der in Ungarn wiederholt — Schönheits-Konkurrenzen ausgeschrieben, aber man muß doch gestehen, daß die aus diesem galanten Wettkampf hervorgegangenen Mädchen und Frauen die Bewunderung selbst der strengsten Kritiker verdienen. Der berühmte Ästhetiker Vischer, der nicht sehr leicht zu befriedigen ist, hat über die Grazien Budapests einst folgendes Urteil abgegeben: „. . . . Es ist doch ein ander Ding, durch ein Volk zu wandeln, wo die Schönheit nicht kärglich, sondern reichlich mit voller Hand ausgeteilt ist. Seien wir ja nicht ungerecht gegen die deutschen Frauen, ihre

stilleren, sanfteren Reize und die geistige Anmut, die in längerem, gehaltvollem Austausch bescheiden den inneren Wert aufschließt; aber auch ihr bester Freund kann nicht leugnen, daß man ihrer hundert, ja viele hundert sehen muß, bis man einer begegnen kann, die jene glücklich und rein entwickelten Formen schmücken, welche wir rassenmäßig nennen; hier ist es umgekehrt, ähnlich wie in Italien; wer dort gewesen ist, wer sich entwöhnt hat, nur nach blühender Farbe zu sehen, wer weiß, was wohlgezeichnetes Profil, große Feueraugen und schwungvolle Brauen, gefüllter Nacken und kräftig gewölbter, fester Bau der Brust heißt, der wird mich nicht mißverstehen."

Die großstädtische Luft Budapests hat die Typen der magyarischen Frauen nicht zu verwischen vermocht. Und da sie wissen, daß die Toilette die Natur wesentlich unterstützen muß, so bedienen sie sich begreiflicherweise dieses wunderbewirkenden Hilfsmittels. Und mit Recht; denn die weißen Bauschen am Oberarme, von einem hell- und dunkelfarbigen Bande mit Schleifen hübsch auf der Höhe gehalten, kleiden einen jugendlichen Körper gar sehr. Der schön geformte Arm kommt dadurch bestens zur Geltung. Ach, und das große, durchsichtige Busentuch aus Tüll oder einem Schleiergewebe, welches, bis zur Hälfte einhüllend, die üppigen Formen halb durchblicken läßt! Wer wird sich in die schöne Ungarin nicht verlieben, wenn er das Sträußchen mit den

frischen Blumen erblickt, welches sie kokett an den Busen steckt! Der Korallen- und bunte Perlenschmuck am Halse und in den Ohren beweist, daß auch die Budapesterin eine Tochter Evas ist, die das Geschmeide sehr liebt ... Die Reisenden werden daher nicht müde, die Budapesterinnen zu verherrlichen. Zu einer Zeit, als Ungarn noch nicht so mächtig war wie heute, von einer Huldigung der ungarischen Damen seitens europäischer Reisender daher nicht die Rede sein konnte, schrieb schon Richard Kunisch in seiner Schrift: „Bukarest und Stambul" u. a.: „.... Es giebt zwei Arten von Schönheit; diejenige, welche auf die Regelmäßigkeit der Formen und diejenige, welche auf dem Reiz des Ausdrucks beruht. Die Ungarinnen vereinen beide Schönheiten. Ihr Wuchs ist schlank und voll, graziös und üppig. Reiches, schwarzes Haar, große, mandelförmige, tiefschwarze Augen, scharf gezeichnete, leicht nach den Schläfen gezogene Brauen, einen bestimmt und ausdrucksvoll geformten Mund trifft man fast bei allen. Der Stil ihres Gesichtes ist rein und edel; ich möchte ihn als romantisch bezeichnen und damit einen Gegensatz zu der langweiligen Schönheit der Antike ausdrücken. Frei, heiter und schwungvoll ist jede Linie. Auf jedem Zuge leuchtet der glückliche Stempel der Fähigkeit, Glück zu empfangen und Glück zu gewähren. Das Bewußtsein dieser Eigenschaft flammt wie ein prächtiges Gewitter in ihren tiefdunklen Augen, leuch-

tet wie Sonnenschein um ihre verführerischen Lippen ....“

Von den magyarischen Damen des Salons, urteilt Graf Angelo de Gubernatis, ein italienischer Schriftsteller, der im vorigen Jahre viel in den Salons der magyarischen Aristokratie und vornehmen Welt verkehrt hat, u. a.: „In den magyarischen Salons begegnen wir zwei Arten von Frauenschönheiten. Die eine erinnert uns an die bezaubernde Grazie der Pariser Frauen, und die andere bringt uns jene großen und schrecklichen Amazonen Asiens ins Gedächtnis, deren Schönheit das Glück und das Verderben der Heroen Altgriechenlands ausgemacht hat. Heutzutage, erzogen unter der Einwirkung der christlichen Liebe, bezaubern sie uns durch die hinreißendste Herzensgüte. Ein leichter Flaum auf den Lippen gewährt dem Antlitz eine besondere Pikanterie und verleiht ihm einen männlichen und kriegerischen Charakter. Das ist gewiß der asiatische Typus in seiner Reinheit! Und wie diese asiatischen Amazonen und germanischen Walküren sind auch sie jungfräulich, doch wenn sie jemand mit ihrer Liebe beglückt haben, umschlingen sie ihn zärtlich wie Epheu ....“

Die ungarische Geschichte ist sehr reich an Heroinnen der Vaterlandsliebe und der Menschlichkeit. Ich erinnere hier nur an Cäcilie Rozgonyi, die bei Galambócz die Armee und den König rettete, an Dorothea Kanizsai, welche die bei Mohács gefallenen

Helden beerdigte, an Helene Zrinyi, die in Abwesenheit ihres Mannes mit Heldenmut die Festung Munkács jahrelang verteidigte . . . Freilich, freilich, neben diesen Heldengestalten gab es und giebt es noch hohe Damen der Aristokratie, die trotz ihres Magyarentums kein Herz für ihr Vaterland und die vaterländische Industrie haben. Der Herr Graf X. schickt seine Wäsche nach Paris, die Frau Gräfin X. bezieht von dort ihre Toilette. Ungarische Kunst und ungarische Litteratur sind ihnen spanische Berge. Ihre Kinder lassen sie durch Franzosen französisch erziehen und halten es für eine Schande, in ihrer Muttersprache zu konversieren . . . Hierzu kommt ein Luxus, der fast in allen Schichten der weiblichen Gesellschaft grassiert. An 200 Millionen Gulden wandern jährlich für weibliche Kleiderstoffe ins Ausland. An solche Damen der „oberen Zehntausend" hat einst jener ungarische Dichter seine flammende Kriegsode gerichtet, um ihre Vaterlandsliebe anzufeuern.

In der Gesellschaft nimmt die Frau noch immer nicht ganz jene Stellung ein, die ihr gebührt und welche sie in London, Paris und Newyork schon längst behauptet. Der „Salon" in Budapest läßt sich mit dem in Paris z. B. nicht vergleichen, und solche glänzende Salons wie z. B. die Ihrer Exzellenz der Frau Ministerpräsident von Tisza, der Frau Staatssekretär Helene von Beniczky-Bajza gehören zu den Ausnahmen. Den Damen der Gesell-

schaft begegnet man auf den Bällen, im Theater und sogar auf dem Turf mehr, wie in populär-wissenschaftlichen Vorlesungen. Einen recht peinlichen Eindruck macht auch das à la Wien grassierende Übel des massenhaften Erscheinens der Damen in den ... Kaffeehäusern. Natürlich giebt es auch hier zahlreiche Ausnahmen. Die schönen und wohlerzogenen Magyarinnen sind allerdings wahre Engel, von denen das Wort des Dichters gilt:

Die reinen Frauen steh'n im Leben
Wie Rosen in dem dunklen Laub;
Auf ihren Wünschen, ihrem Streben
Liegt noch der feinste Blütenstaub.

In ihrer Welt ist keine Fehle,
Ist alles ruhig, voll und weich;
Der Blick in eine Frauenseele
Ist wie ein Blick ins Himmelreich ...

* * *

Betrachten wir nunmehr die Frauentypen des übrigen Völkermosaiks Ungarns. Die Serbinnen mit ihren schwarzen Haaren, schwarzen Augen und regelmäßigen Gesichtszügen kann man im allgemeinen als hübsch bezeichnen, doch entstellt sie der übermäßige Gebrauch der Schminke und macht sie vor der Zeit alt. Die walachischen Frauen haben eine sehr regelmäßige Kopf- und Gesichtsbildung. Die schwarzen Augen mit langen Wimpern und dichten Augenbrauen sowie die tiefschwarzen Haare geben ihrem Gesichte

einen idealen Ausdruck. Leider herrscht auch bei ihnen die Unsitte des Schminkens. Die Putzsucht der Walachin ist eine außerordentliche. Um den Hals trägt sie oft eine ganze Münzsammlung. Wie Adam Müller-Guttenbrunn berichtet, soll es Gegenden geben, wo die Walachin von der Existenz eines Strumpfes keine Ahnung hat. Sie geht im Sommer barfuß und trägt im Winter hohe lederne Röhrenstiefel von hochroter Farbe. Die Walachinnen verheiraten sich schon früh, zuweilen bereits mit 12 Jahren; nicht Liebe ist die Triebfeder der Heirat ihrerseits, sondern nur der Wille des Mannes, der sie sich als seine Zukünftige erkiest hat, — gegen dessen Forderung giebt es keinen Appell! Die walachischen Frauen hat der Maler Bastagh trefflich dargestellt; seine Walachinnen bilden eine seltsame Mischung von Lieblichkeit und verhaltener Glut, von edler Linienschönheit und robuster Derbheit der Formen, von markiger Ausprägung der Gesichtszüge und üppiger Weichheit zugleich.

Die Zigeunerin ist in ihrer Jugend gewöhnlich sehr hübsch. Ihr Körper ist regelmäßig gebaut, schlank und geschmeidig, ihr Haar dicht, ihre Zähne weiß, ihre Lippen korallenfarben. Unangenehm berührt nur manchmal der kalte Glanz ihrer Augen. Der Ausdruck ihrer Züge zeigt ein Gemisch von wilder Scheu und melancholischem Träumen, von schelmischem Spott und ewiger Schalkhaftigkeit. Von

unnachahmlicher Grazie ist ihre Haltung und Bewegung. Die ärmliche Kleidung thut dieser Anmut keinen Eintrag; aber viele der jugendlichen Gesichter mit den blendend weißen Zähnen sind durch die schreckliche Krankheit der schwarzen Blattern entstellt, welche vorzugsweise unter den Zigeunern ihre Opfer fordern. Natürlich giebt es auch Zigeunerinnen der besser situierten Klassen, die reich gekleidet sind und welche die Toilettenkünste von ihren magyarischen, deutschen und slavischen Genossinnen erlernt haben. Der englische Reisende Charles Boner schildert solche zwei Zigeunermädchen, die er im Banat gesehen, folgendermaßen: „Wie sie in ihrem reichen Aufzuge dahinschweben, stolzerfüllt und im Bewußtsein ihrer sieghaften Schönheit. Mit leuchtenden Blicken warfen sie mir im Vorübereilen einen Gruß zu und ließen mich ihnen nachblickend versunken in staunender Bewunderung ihrer prächtigen, majestätischen Erscheinung. Ein gelbseidenes Tuch ist um ihren Kopf gebunden, darüber tragen sie einen großen Shawl, dessen Enden in dichten Falten schwer herabhängen. Die weißen linnenen Ärmel des Hemdleibes sind ausnehmend weit und über die Schultern ist nachlässig eine mit Pelz verbrämte und gefütterte Jacke geworfen. Der Rock ist von reichem Brokatstoff mit einer Schleppe. Sie müssen eine große Anzahl von Unterröcken anhaben, denn die rauschende Seide bauscht sich nach allen Seiten hin weit aus. Und so mit stolzem An-

stand und großen Herrscheraugen, die feurig blicken, schreiten sie dahin, gleich Königinnen des Orients."

Daß die Zigeunerin ihrem Bräutigam oder ihrem Manne untreu sei, ist eine fable convenue, wie so viele anderen, welche über die interessanten Nationalitäten des Karpathenreiches im Schwunge sind. In Wahrheit liebt die Zigeunerin ihren Herzallerliebsten ebenso aufrichtig und innig, wie die Ungarin ihren Schatz oder ihren Gatten. Die Zigeunerpoesie enthält eine Fülle der naivsten Liebeslyrik. Man vergleiche nur die folgenden Lieder:

1. Ob kein Holz auch im Bordeh*
Und die Kälte sticht,
Fürchte doch in meiner Näh'
Das Erfrieren nicht!
Denn ich schließ' voll Liebesglut
Dich in meinen Arm,
Und so bleibst du, Liebchen gut,
Immerdar recht warm.

2. Dreh' im Tanz dich, liebes Mädchen,
Dreh' dich munter wie ein Rädchen;
Bald sollst du mein Weibchen sein.
Körb' und Besen kann ich machen,
Spindeln und viel andre Sachen,
Die gewiß dich hoch erfreu'n.

Das sind so einige der Frauentypen aus dem Reiche der Karpathen, gleich interessant für den Ethnologen, wie den Ästhetiker und den Kulturhistoriker!

* Hütte.

Rákoczy und Csárdás.

Das feurige Tokajerland liebt nicht allein die guten Ungarweine, die gepfefferten Speisen und Getränke, sondern auch hinsichtlich der Musik und des Tanzes das Leidenschaftliche, das Stürmische und Pikante. Die ungarischen Rhapsodien von Franz Liszt sind eigentlich typisch für die magyarische Musik. Derselbe glühende Charakter, der sich im Tokajer, im Palugyay und im Paprika bekundet, zeigt sich auch in den nationalen Musikstücken der Söhne Árpáds. Unter diesen ist der genialste und zugleich populärste der Rákoczy. Wie die Franzosen ihre Marseillaise, so haben die Magyaren ihren Rákoczy-Marsch, der gleichfalls eine Kriegshymne voll hinreißender Rhythmik ist. Wie die Marseillaise in Frankreich, so wurde der Rákoczy-Marsch in Ungarn wiederholt verboten, aber seit dem Ausgleich von 1867 ist auch diese Kriegshymne wieder freigegeben worden. Und sie wird in Ungarn in der Oper wie in der Dorf-

schänke, im Palast wie in der Hütte gespielt, und dem Ungarn schlägt das Herz höher, wenn er ihre Akkorde vernimmt.

Der Rákoczy-Marsch ist die Verkörperung des ungarischen Freiheitsgedankens, das hohe Lied des Patriotismus, welches die Nation zum Kampfe aufruft, wenn die heiligsten Rechte derselben angetastet werden. Der Name „Rákoczy" soll daher rühren, daß der gefeierte Feldherr und Freiheitsheld Franz Rákoczy II. — geb. 1676, gestorben 1735 — diesen Marsch zu seiner Lieblingsmusik erwählt haben soll. Die Chronisten melden, daß die Truppen dieses Feldherrn in den Kriegen von 1703—1708 bereits den Rákoczy-Marsch spielten; er bestand damals aus einem Adagio und Allegro und ertönte beim Aufbruch der Truppen, um in die Schlacht zu ziehen. Das Adagio machte den Feldherrn und die Armee — entsprechend der Gemütsstimmung der Magyaren — melancholisch, das Allegro verscheuchte jedoch die schwermütigen Gedanken: es war ein Zeichen der Attaque und flößte beiden neuen Mut und neue Thatkraft ein.

Den Komponisten des Rákoczy kennen wir nicht. Nach der Behauptung des magyarischen Kulturhistorikers Alexander Czeke soll der Marsch — auf ungarisch: „Rákoczy-Nóta" — von einem böhmischen Musiker seine jetzige Gestalt erhalten haben. Wie Abrányi Cornél im „Magyar Salon" mitteilt, war Franz Rákoczy ein großer Verehrer der Musik, der

an seinem Hofe viele Musiker, namentlich Zigeuner-musiker, angestellt hatte und so sei es leicht möglich, daß einer dieser unbekannt gewordenen Künstler die Komposition verfaßt habe. Nach der Überlieferung soll dieser Komponist Barna Miksa, ein Hof-musiker Rákoczys, gewesen sein; von diesem erlernte die Melodie die berühmte Geigen-Virtuosin Cynka Panna und hat am Ende des vorigen Jahrhunderts der Kanonikus Watzek die Komposition zum ersten Male in Noten gebracht. Allgemeine Verbreitung fand aber der Rákoczy erst durch Franz Liszt, der ihn überall spielte und dadurch für ihn die Welt eroberte. Auch Hektor Berlioz hat eine Bearbeit-ung des Rákoczy veröffentlicht.

Um die Wirkung, welche dieses Musikstück auf den Ungar ausübt, zu begreifen, muß man es durch einen Zigeunerprimas spielen hören. Welches Feuer, welche hinreißende Leidenschaft, welche schwermütige Weisen! Der Nationalcharakter des Magyaren — Melancholie und Begeisterung zugleich — findet sich im Rákoczy verkörpert und deshalb die elementare Kraft, womit er auf den Magyar ember influiert! Mag der Magyar seiner Geliebten oder seinem Vater-lande ein Lied singen, in den rein lyrischen Weisen, wie in den glühend patriotischen Hymnen ist der Grundzug stets ein elegischer, überall Trauer und unbefriedigte Sehnsucht. Und doch dabei welch heroischer Trotz, welch stolzes Selbstbewußtsein! Kampfgerüstet

und siegesbewußt, aber wie von einem mächtigen Dämon gefesselt, so flehen diese Lieder um Gehör, wie Blutstropfen aus verwundetem Herzen, wie Thränen aus dem betrübten Auge, wie Funken aus dem mit kräftiger Hand geschwungenen Schwerte! Hat doch der Ungar selbst ein Sprichwort: „sirva vigad a Magyar“ — der Magyare freut sich weinend —, und mischt sich auch ein Laut der Freude darein, so ist das eine Art von Taumel, aber keine wirkliche Herzensfreude, kein Jubel der Seele. Bartalus, ein feiner Kenner der ungarischen Musik, sagt von derselben: „Was den innern Gehalt der ungarischen Musik betrifft, so sind das nationale Temperament, das Klima, die politische Organisation, die Lebensweise und Geschichte ebensoviele bestimmende Faktoren für denselben. Die kühnsten Modulationen, die unerwartetsten Wendungen neben der Eintönigkeit des Hirtenlebens, die Ausbrüche höchster Leidenschaftlichkeit, Hand in Hand mit dem Ausdrucke der zartesten Empfindungen, das tiefste Weh neben der ungeberdigsten Orgie, Volksleben, trotziger Adelsstolz, die himmelanstürmende, hochtrabende Phrase, aristokratische Würde, alle Momente des Volks- und Nationallebens, die nur immer musikalischen Ausdruck finden konnten, treten bei der ungarischen Musik unverhältnismäßig prononcierter in die Erscheinung, als bei irgend einer Nation Europa's.“

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hin-

weisen, daß die in Deutschland noch vielfach im Schwunge sich befindliche Annahme, als ob die ungarische Musik und die Zigeunermusik identisch seien, auf einem Irrtum beruht. Selbst Franz Liszt begeht, zu meinem Bedauern, diesen Fehler, indem er in seinem 1869 erschienenen Buche: „Von den Zigeunern und der Zigeunermusik in Ungarn" eine ähnliche Behauptung aufstellt. Die ungarische Nation hatte, wie die geschichtlichen Überlieferungen zeigen, zahlreiche ursprüngliche Melodien. Die vom Volke in den Kirchen gesungenen Lieder waren im Charakter der ungarischen Volkslieder, die wir teilweise selbst heute noch kennen, gehalten, und zu dieser Originalität gesellt sich Grazie und Empfindung; die Zigeuner pflegen jedoch diese reizende Musik durch ihr karikierendes Spiel abzuschwächen, und es ist nur bedauerlich, daß die ungarischen Musiker den Wettkampf mit ihren indischen Kollegen nicht eifriger aufnehmen!

Wie der Rákoczy auf die Ohren und das Gemüt, so übt der Csárdás auf die Tanzlust des Ungars eine elektrische Wirkung aus. Der Csárdás ist der nationalste Tanz der Ungarn. Wie die Italiener ihre Secarara, Saltarella, Tarantella, die Spanier den Bolero und den Fandango, die Polen die Polonaise, Mazurka und den Krakowiak, die Franzosen ihre Française und die Menuett, die Engländer eine Anglaise, die Schotten eine Ecossaise und die Deutschen ihren Walzer haben, so die Magyaren ihren

Csárdás. Der Csárdás beginnt mit einem Andante, wird dann immer lebhafter, immer stürmischer und wird von jedem anders erfaßt und ausgeführt. Südliche Glut und Lebhaftigkeit paart sich hier mit dem höchsten Anstand. Albert Czerwinski beschreibt in seiner Geschichte der Tanzkunst den Csárdás folgendermaßen: Sechs, acht, zehn oder noch mehr Paare, soviel gerade Tanzlustige da sind, stellen sich in einen Kreis und fangen an den Csárdás zu tanzen. Der Tänzer faßt seine Tänzerin um den Leib und so lange das Andante dauert, begnügt er sich, sie einfach rechts oder links zu drehen, sie schelmisch lächelnd zu betrachten, mit den bespornten Absätzen zusammenzuschlagen und bald das eine Bein, bald das andere aufzuheben. Sie blickt zu Boden, hat ihm eine Hand auf die Schulter gelegt und hüpft zuweilen in die Höhe, ohne dabei vom Platze zu kommen; überhaupt ist es eigentümlich, daß der Csárdástänzer einen unglaublich geringen Raum für sich in Anspruch nimmt; nur zuletzt, wenn die Violinen und Klarinetten in ihren wilden Klängen zur tollsten Lust auffordern, fängt er an, sich von seinem Platze zu bewegen und herumspringend einen Kreis zu beschreiben. Dabei ist von einer Tanzfigur, die ein einziges Paar unter sich oder mehrere zusammen beschreiben, gar keine Rede. Die Tänzerin lächelt zuversichtlich und während sie die linke Hand in die Seite stemmt, legt sie die Rechte auf die Schulter ihres Tänzers und wie der

Zigeuner die Töne seiner Geige willkürlich schweifen läßt, wohin sie nur wollen, so scheint der Csárdás-tänzer gerade das mit seinen wilden Bewegungen ausdrücken zu wollen, was ihm in den Sinn kommt. Es ist ein ewiges Hinneigen und Fliehen; ein Winken und Drehen, ein Hochaufspringen und Tiefniederbeugen, ein höchst ergötzliches, ja hinreißendes Durcheinander, das um so mannigfaltiger und toller erscheint, da jedes Paar, wie schon gesagt, sich mit einem außerordentlich kleinen Raum begnügt und sich um die Nebentanzenden durchaus nicht bekümmert.

Alles tanzt in Ungarn Csárdás, die Bäuerin ebenso wie die Magnatin, der Jüngling wie der Greis, ja selbst zuweilen in den goldenen Sälen der Ofener Königsburg spielen den hohen Magnaten im Pelz mit Perlenschnur und Edelsteinketten Zigeuner den Csárdás auf. Denn das geborene musikalische Genie des Zigeuners, der keine Note kennt und der doch Alt und Jung bezaubert, versteht es, mit seinem Cymbal, seinem Streichinstrumente und seiner Klarinette dem Csárdás gewissermaßen die notwendige Weihe zu geben. Die Zigeuner sind nicht bloß geborene Musikanten, sondern auch geborene Tänzer, denen der Tanz die liebste Erholung ist und denen der Takt schon von frühester Kindheit auf ins Fleisch übergegangen ist. Bei den Tönen der Zigeunergeige lebt der Magyare in einer ganz eigenen Welt. Die Melancholie desselben hat der große ungarische Lyriker

Michael Vörösmarty in seinem Schwanenliede „der alte Zigeuner“ geschildert. Es heißt dort u. a.:

'S ist als hört' ich durch die Heide schallen
Neu des Aufruhrs Klag' in schrillem Tone,
Hört' den Mörderstock des Bruders fallen,
Hört' die ersten weisen Grabsermone,
Hört' der Geier schwere Flügel rauschen,
Den Prometheus Schmerzenstöne tauschen.
Spiel', wer weiß, wie lange du's noch kannst,
Wenn dein Geigenstab zum Wrack zerfranzt —
Herz und Becher voll von Wein und Kummer —
Spiel' Zigeuner, bring' den Schmerz zum Schlummer.

Alle Reisenden, welche den Csárdástanz an der Quelle kennen lernten, finden nicht Worte genug, um die Originalität und Eigentümlichkeit dieses Tanzes zu schildern. So schreibt z. B. Rudolph Bergner in seinem Buch über Siebenbürgen u. a.: „Dann erst ist der Magyar in seinem Element, dann entfesseln sich die schlummernden Leidenschaften und ein fremdartiges, originelles Schauspiel entwickelt sich. Man wiegt sich hin und her, vor und zurück, man dreht sich im Kreise; einzelne Paare umhüpfen die Gesellschaft in zierlichen Schritten; es ist als ob ein Gewitter am Horizont heraufstieg, um unter Donner und Blitz niederzugehen. Die Musik wird ungestümer, heftiger, herausfordernder, ihre Töne werden greller. Die Tänzer jauchzen, die Paare bilden einen Kreis um einen schlanken jungen Mann, der inmitten desselben allerlei Figuren ausführt. Er hält sich mit

beiden Händen den Kopf, er wirft ihn hinten über — seine Füße bewegen sich in unglaublicher Schnelligkeit und krampfhafter Weise; er schwingt ein weißes Tuch über dem Haupte, damit entschlüpft er in die Reihen der Tänzer. Bisher Unbeteiligte tauchen aus dem Hintergrunde auf — sie schließen sich den Tanzenden an, hier ein Tänzer, dort eine Tänzerin. Es ist ja der Csárdás, der Allbezwingende, Alleroberndе, dem nichts widerstehen kann. Ihn spielen diese schwarzbraunen Gesellen da oben so wild, so grell, so bezaubernd! Alles erscheint halb trunken, fortgerissen von der Musik. Und jetzt bricht der Sturm los — die Musik fordert ungestüm, die Paare drehen sich zwanzig-, dreißigmal pfeilgeschwind, der Boden erzittert unter ihren Tritten, sie sind eine Beute der Zigeuner geworden."

Neben seinem nationalen Typus ist der Csárdás eine nicht gering zu schätzende choreographische Leistung. Abgesehen davon, daß er doppelt, ja dreimal so lange dauert, wie die Quadrille, erfordert er von Anfang bis zu Ende die größte Muskelanstrengung. Welche Lunge gehört dazu, um das Furiosissimo in den letzten Teilen auszuhalten? Deshalb wird ein Nicht-Ungar nie den Csárdás erlernen, wenigstens nie mit all seinem Elan und seinen Chikanen. Wenn daher im Ballet, wie es manchmal geschieht, an einem deutschen Theater Csárdás getanzt wird, so bietet das in den Augen eines Csárdás tanzenden Magyaren

einen kläglichen Anblick dar. Zum Csárdástanz gehört auch zugleich die Csárdásmusik, d. h. das Cymbal und die Geigen der Zigeuner. Vor einiger Zeit wurde in Wien auf dem Balle der dortigen „Concordia“ der Csárdás getanzt. Ob er echt war, weiß ich nicht, wohl aber sind die Verse, welche dazu gedichtet wurden, sehr gelungen. Mögen sie daher hier folgen:

Schäkern und Tändeln,
Trotzen und Schmollen,
Hüpfen und Springen,
Wirbeln und Tollen,
Jauchzen und Singen,
Drehen und Schwingen,
Heben und Schieben,
Hassen und Lieben —
Das ist der Csárdás!
Wie edel sein Feuer!
Was ist der Csárdás?
Getanzter Tokajer!

Zigeuner-Musik und berühmte Zigeuner-Könige.

Ich habe im vorhergehenden Kapitel gezeigt, welche Rolle die Zigeunermusik in Ungarn spielt. Wie viel ist schon über Zigeunermusik geschrieben worden und doch wird es schwer, das Eigentümliche derselben zu erklären; ebenso wenig wie man eine geschulte Kapelle Zigeunermusik exekutieren lassen kann! Wie der Zigeuner keine Noten hat und kennt, so müßte auch das System erst erfunden werden, in welchem dessen Musik geschrieben werden könnte. Und dann wär' sie's eben nicht mehr! Nur einigen Dichtern Ungarns war es gegeben, diese Musik durch die — Musik des Wortes zu schildern. So hat z. B. Nicolaus Lenau den bizarren Wechsel von schmelzender Klage und wild aufjauchzender Lust, das Versinken in träumerische Weichheit und Melancholie und das unvermittelte Auflodern des kriegerischen Feuers, sowie das glühend sinnliche Element in zahl-

reichen Liedern, u. A. in „Mischka", genial veranschaulicht. Aus der Fülle dieser farbenprächtigen Schilderungen sei Nachstehendes hervorgehoben:

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und sicher,
Ueber des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen —
Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Bei diesen uralten vaterländischen Klängen wird der Magyare melancholisch und Träume der Vorzeit seiner Ahnen erfüllen seine Seele. Prächtig bezeichnet dies Nicolaus Lenau gleichfalls:

Diese bangen, diese süßen
Zauberhaften Töne müssen
In das Land der Schatten dringen
Und die Toten wiederbringen.
Dieses Zittern seiner Saiten
Ist das Schwanken einer Brücke,
Drauf zurück zum Erdenglücke
Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten,
Drauf der Helden Geister wallen,
Treu der Heimat süßem Drange
Die bei dieses Liedes Klange
In der Vorzeit sind gefallen;
Und sie schweben und sie schwanken
Um die Tänzer ungesehen,
Ihnen an die Stirn zu wehen
Flammenhelle Schlachtgedanken,

Sie mit Träumen zu berücken,
In die Vorwelt zu entzücken.

Einem ähnlichen Gedanken giebt auch Karl Beck Ausdruck; er schildert die ungarische Zigeunermusik mit folgenden Worten:

Hörst du, hörst du dort die Geige?
Merk auf ihre Melodie:
Wie darüber stürmt und brauset
Taktbeseelt der Rákoczy!

Die Verdammnis, jetzt wie Sühne
Drückt es, hebt es sich empor;
Für verlor'ne, heil'ge Güter
Fordert es der Zukunft Flor!

Jetzt wie Fluch erbraust's . . . der blanke
Scharfgeschliff'ne Säbel klirrt:
Schlachtenlärm meinst du zu hören,
Während nur die Geige schwirrt.

Die Musikanten in Ungarn spielen entweder einzeln oder in Banden von etwa 10 Mann. Sie kennen keine Note und musizieren nur nach dem Gehör, auf acht hochgestimmten Geigen, einer C-Klarinette und einem Cymbal. Zu dem Csárdás, zu dem Rákoczy u. s. w. spielen sie die Weisen auf. Die Zigeuner nehmen, wie Robert Franz in der Revue des deux Mondes ausführt, in der Mollton-Leiter die erhöhte Quarte, die verminderte Sexte und die erhöhte Septima; durch die so oft vorkommende Erhöhung der Quarte erlangt die Harmonie den wun-

derbaren Glanz einer aufregenden und beunruhigenden Befremdlichkeit. Mancher schulgebildete Musiker würde über diese genialen Leistungen gewiß mißfällig das Haupt schütteln und in der ungeregelten Kunst dieser Leute wohl gar falsche Töne finden. Allein der Rhythmus hat nun gerade einmal das Gesetz, kein Gesetz zu haben, daher sein Reichtum unberechenbar. Mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit verstehen es die Zigeuner, vom zwei- zum dreigeteilten Takte überzugehen, sie bringen dadurch Uebergänge von so berauschender Wirkung hervor, daß man sich in eine andere Welt versetzt glaubt. Was die Fiorituren anbelangt, so sind sie von ebenso angenehmer Wirkung auf das Ohr, wie die maurische Architektur es auf das Auge ist. So wie jeder Baumeister der Alhambra auf den Ziegel ein gefälliges Gedicht gemalt, so schmückt jeder Zigeuner seine Noten mit einer melodiösen Verzierung aus.

Die Zigeunerkapellen, welche zuweilen sogar aus 100 Mann bestehen, beginnen in Ungarn gewöhnlich ihre Konzerte mit dem ungarischen Nationalgesang „Szózat“ von Michael Vörösmarty, einem Meisterstück von feinem Stil und voll der melancholischen Schwermut, welche die Zigeunermusik charakterisiert. Die Hymne besingt die alten Freiheitskämpfe, die Heldenthaten der tapferen ungarischen Nation und tröstet das unterjochte Ungarn, das einer tapferen Zukunft entgegensehe. Der Szózat schließt mit den Worten:

Des Vaterlandes treuer Sohn,
O Ungar, bleibe du,
Jetzt dein Erhalter, deckt's dich einst
Mit seinem Rasen zu.

Sieh', auf der weiten Welt umher
Winkt keine Stätte dir;
Hier mußt du tragen, wie's auch sei,
Dein Los und sterben hier.

Dann folgen andere volkstümliche Weisen der buntesten und mannigfachsten Art.

Das Geschäft der Zigeuner ist im allgemeinen ein wenig einträgliches. Sie sind froh, wenn sie in der Csárda, im Konzert oder im Hause des Magnaten gute Verpflegung und ein kleines Zehrgeld bekommen, doch hat es auch Zigeunerhäupter — Primasse genannt — gegeben, die sich mit ihrem Fidelbogen große Summen ergeigt haben. So erzählt man z. B. vom Debrecziner Zigeuner Buzkó, daß er seiner Tochter 20000 Gulden Mitgift gegeben habe. Diese Zigeunerprimasse lieben das Wohlleben, halten viel auf glänzende Toiletten, lukullische Mahlzeiten und köstliche Weine.

In den letzten Jahrzehnten begnügten sich die Zigeunerprimasse nicht damit, im Karpathenreiche allein ihre Kunst bewundern zu lassen, — ihr Vaterland muß größer sein, und sie durchziehen Deutschland, Frankreich, England, sogar Amerika, überall Ruhm und — Gold einheimsend. Diese Banden

in ihren schmucken Phantasiekostümen sind im Auslande sehr beliebt, und gar mancher Zigeunerkönig hat manches deutsche, französische oder amerikanische Frauenherz erobert und — gebrochen!

Von einigen dieser Geigerkönige der Zigeuner will ich hier einiges meinen Lesern erzählen. Eines großen Rufes erfreute sich Farkas Miksa. Er war der Zigeunerheld in den Salons der Aristokratie, der bei keinem Feste fehlen durfte. Ich habe ihn leider! nicht gekannt. Doch schildert ihn Karl Braun, der das musikalische Ungeheuer von Angesicht zu Angesicht zu sehen die „Ehre" hatte, als eine große magere Gestalt mit gelblichem Teint, befehlshaberischem und zugleich mildem Ausdruck und von entzückend schönen Augen. In dem Schlosse, wo Karl Braun zu Gaste war und Farkas Miksa mit seiner Bande musizierte, durchmaß der Zigeunerkönig stolz den Saal, ohne ein Wort zu sprechen, selbst die häufigen Fragen seiner Umgebung unbeantwortet lassend. Nachdem er auf diese Weise ein paarmal den Saal durchschritten hatte, sah er plötzlich die Gräfin K... yi, ging auf sie zu und redete sie an. Karl Braun näherte sich ihm kühn und fragte ihn um den Grund seiner Bevorzugung der Gräfin vor den andern Anwesenden. Einen Augenblick betrachtete er den Fragenden und sagte dann: „Van lelke" — „Sie hat Geist!" — und fügte hinzu: „Te is!" — „Du auch!" — und drehte ihm dann den Rücken.

Wer kennt ihn nicht, den berühmten Geigerkönig Reményi Ede, der ganz Ungarn und Europa als Virtuos bereist und überall Triumphe geerntet hat? Um die Person dieses Künstlers hat sich ebenso wie um den von Franz Liszt ein ganzer Sagenkreis gebildet. Schon mit 17 Jahren soll er im Hauptquartier Arthur Görgey's, des einstigen Kommandanten der ungarischen Revolutionsarmee, sich befunden haben, wo er nach jedem Zusammenstoß mit dem Feinde seine Geige ertönen ließ. Später schloß er sich der Emigration an und teilte mit Kossuth, Graf Teleki, Franz v. Pulsky und anderen die Verbannung. Dann brachte er einige Zeit auf der Insel Guernsey zu, wo er Viktor Hugo kennen lernte. Von hier zog er nach Hamburg, London, selbst nach Amerika, überall mit dem rauschendsten Beifall für seine Leistungen belohnt. Als er nach Ungarn zurückgekehrt war, wuchs sein Ruf von Tag zu Tag. Die Crême der Aristokratie öffnete ihm freudig ihre Salons und er spielte überall, in den Bauernhütten wie in den Palästen, mit demselben Zauber und derselben Poesie. Robert Franz schildert ihn als einen Mann von feinem Anstand, nicht groß und nicht klein, nicht schlank und auch nicht stark. Sein Gesicht drückte Verachtung aus und doch lag etwas unendlich Gutmütiges in seinem Blick und in seiner Stimme. Er that den Mund merkwürdigerweise nur auf, um sein eigenes Lob zu

singen, sprach auch stets nur in der — dritten Person von sich. Sein Spiel war über alle Beschreibung wundervoll. In Rákos-Palota, in der Nähe von Pest, hatte er eine hübsche Besitzung. Wie weit die Verehrung für ihn ging, erzählt die folgende kleine Geschichte: In einem Dorf, in welchem er gespielt und sich daneben ein paar Stiefel bestellt hatte, brachte man ihm die letzteren mit der quittierten Rechnung, von dem betreffenden Gemeinderat bezahlt. Ich erwähne noch, daß Reményi so populär war, daß er mit seiner Violine für das notleidende Kroatien 30000 Gulden und für das — später in Budapest errichtete — Petöfi-Denkmal 10000 Gulden zusammenbrachte. Als Kuriosum sei noch bemerkt, daß er einst in Egypten auf — der Cheopspyramide konzertierte. Man kann ihn den „Liszt der Violine" nennen. Auch als Komponist hat er sich ausgezeichnet und ließ Transskriptionen von Werken Liszt's, Field's und Chopin's erscheinen.

Im vorigen Jahre sind in Ungarn zwei Zigeunerkönige gestorben, die sich einer außerordentlichen Volkstümlichkeit zu erfreuen hatten. Es waren dies Rácz Pali und Berkes Lajos. Ich habe beide Bandenchefs gekannt. Der erstere hatte eine herkulische Gestalt und aus seinen großen dunklen Augen blitzte es ganz unheimlich, besonders wenn er die Geige führte. Wer ihn einmal gehört hat, wird sein Spiel nie und nimmer vergessen. Er beherrschte

mit vollendeter Meisterschaft sein Instrument, welches bald erschütternd klagte und zu Tode betrübt war, bald himmelhoch jauchzte. Auch außerhalb Ungarns hat er sich einen bekannten Namen gemacht: er gastierte u. a. in Leipzig und London, überall mit glänzendem Erfolg. Rácz Pali hatte nicht weniger wie 35 Kinder, von denen meines Wissens noch 22 leben, — so wurde er der Begründer einer wahren Rácz-Dynastie. Er hatte noble Passionen, liebte Wein, Weib, Gesang und — Karten und war dabei ein vornehmer Kavalier, dessen gastfreies Haus jedermann offen stand. Er verkehrte mit Grafen und Fürsten wie mit seinesgleichen.

Berkes Lajos unterschied sich merkwürdigerweise sehr von den Zigeunerkönigen, die schwarz wie Satanas sind, — er war blond! Ein blonder Zigeuner! das klingt beinahe so, als wenn ich sagen wollte: „ein magerer Bierwirt"... Seine Geige hatte eine wunderbare Zauberkraft; sie tröstete den Unglücklichen und besänftigte den Aufgeregten. Während Rácz Pali unsere Nerven erregte und uns das Blut heißer durch die Adern jagte, hatte die Geige von Berkes etwas Beseligendes und Nervenstillendes — ich möchte fast sagen: Blondes! Er spielte auf der Pariser Weltausstellung und stellte ganz Paris auf den Kopf; dort erntete er reiche Lorbeeren und viele Tausendfrankscheine.

Neben den männlichen Zigeunervirtuosen darf

auch eine — Königin der Geige, Cynka Panna, nicht unberücksichtigt bleiben. Schön und wunderbar gleich einem Meteor tauchte im Anfang des vorigen Jahrhunderts Cynka Panna aus der geheimnisvollen Schar der Zigeuner Ungarns auf. Sie zeigte schon als Kind große musikalische Begabung und ihr herzbewegendes Spiel eroberte ihr alle Herzen in Ungarn, wie im Auslande, wo immer sie sich hören ließ. In ihren Bogenstrichen herrschte eine wunderbare Kraft und Kühnheit, in ihrem Anschlag eine Glut, die alle Hörer bezauberte. Ihr Adagio entlockte jedem Auge Thränen, ihr Allegro war wie ein Wirbelwind. Die ungarischen Volkslieder singen noch immer von Cynka Panna, um die sich erklärlicherweise ein ganzer Sagenkreis gebildet hat.

In unserer Zeit der aussterbenden Romantik sind die Zigeunerkönige die Vertreter des Romantischen und Phantastischen. Für den Ungar ist der Zigeuner unentbehrlich. Wie singt doch das magyarische Volkslied:

Spiel', Zigeuner, eine Klageweise,
Daß mein Herz sie in zwei Stücke reiße;
Meine Seel' hält tiefes Leid umfangen,
Weil mein braunes Lieb mich hintergangen.

Halt, Zigeuner! da ich just Eins dachte:
Wie, wenn mich die falsche Dirn verlachte?!
Trauern sollt' ich, da sie jauchzt und singet?
Streich' sogleich ein Lied, das lustig klinget!

———

Räuber-Romantik in Ungarn.

Eine andere Romantik, die des Räubertums, das einst Ungarn so berüchtigt gemacht, hat nunmehr schon längst aufgehört. Der ängstlichste Spießbürger kann jetzt das Karpathenreich durchstreifen, ohne daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt würde. Die Zeiten des Mittelalters sind seit einigen Jahrzehnten, seitdem die ungarische Regierung mit größter Entschiedenheit dem Räuberunwesen in den Wäldern, wie z. B. dem berüchtigten Bakony-Wald und anderen Schlupfwinkeln, ein Ende mit Schrecken bereitet, dahin. Ungarn ist jetzt auch ein Kulturstaat, und jene düstere Epoche der Wegelagerer schon längst ein überwundener Standpunkt. Aber die Sage und die Dichtung hat die Erinnerung an die größten Betyáren des Jahrhunderts wach erhalten und die „szegény legények“ — arme Bursche —, wie sie der Volksmund getauft hat, sind eigentlich im Liede wieder auferstanden.

Die berühmten Betyáren, z. B. Rozsa Sándor, Sobri Jozseph, Zöld Marczi und andere, waren elegante Kavaliere der Pußta à la Fra Diavolo, die nur im äußersten Falle zu den Mordwaffen griffen. Mit Vorliebe wählten sie sich die reichen Geldprotzen, die sie ihrer Habe erleichterten, während sie den Armen nichts thaten, ja es sind Fälle vorgekommen, daß die Unbemittelten von ihnen sogar unterstützt wurden. Ja, diese Betyáren hielten was auf — Ehre und Anstand! Daß die Räuber so viele Jahrzehnte hindurch sich halten konnten, lag einerseits an dem so jämmerlichen Pandurendienst der alten guten Zeit, anderseits an dem Umstand, daß das Landvolk mit den Räubern sympathisierte und ihnen sogar allerlei Vorschub leistete.

Der berüchtigtste Betyár der Slovaken war Peter Jánossy. Die Zeitgenossen rühmen seine Schönheit, körperliche Kraft und feinen Manieren. Er trug stets eine phantastische Kleidung: ein grünes, goldgesticktes Hemd, einen roten Dolman mit goldenen Schnüren und einen kostbaren Gürtel. Dieser Simson hatte auch seine Delila. Sie war die Tochter seines Leibdudelsackpfeifers, der er vertraute, daß das geheime Zaubermittel seiner Stärke in der Fangschnur bestehe, mit welcher er sein Unterkleid zusammenschnürte. Während seines Schlafes löste Delila die Schnur von seinem Körper. Die Häscher nahmen ihn dann gefangen. Die Chronik berichtet, daß er

vom Gerichtshof verurteilt wurde, an einer Rippe aufgehangen zu werden. Drei Tage hing er so am Galgen und rauchte, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen, drei Päckchen Tabak aus. Das Gericht wollte ihm schließlich das Leben schenken, er aber erklärte trotzig: „Wenn Ihr mich gebraten habt, so mögt Ihr mich auch essen.“

Unter den ungarischen Betyáren ist der bekannteste der erwähnte Rózsa Sándor. Jahre lang war er der Schrecken vieler Komitate; umsonst setzte die Behörde einen hohen Preis auf seinen Kopf — er konnte nicht eingefangen werden. Auch er wurde durch den Verrat eines Weibes in die Falle gelockt. Die Sage erzählt von ihm sogar, er hätte 1848 und 1849 an der Spitze einer berittenen Betyáren-Abteilung sich an der Revolution beteiligt. Diese Betyáren sind die fahrenden Gesellen der Steppe: verwegen, tollkühn, aber auch edler Regungen fähig. Rozsa Sándor war der Typus dieser Fra Diavolo's, und Sobri, der ein Edelmann aus alter Familie gewesen sein soll, kann sich mit ihm in Bezug auf die Großartigkeit der von ihm ausgeführten Streiche messen.

Sobri war ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle. Das Geld, welches er geraubt, verzechte er in der Schenke, beim Csárdástanz und in Gesellschaft von „Damen“. Auch verschenkte er manchmal seine Beute an die Armen und Bedürftigen, wie er denn

auch stets nur die notorisch Reichen ausplünderte. Von seinem Übermut erzählen zahlreiche Sagen und Volkslieder. Von letzteren citiere ich nur die eine Strophe:

Sobri Jozsi, der große Räuber,
Geht zu zechen in die Schenke,
Ein Seidentuch schmückt seinen Hals
Zwei Flaschen Wein schwingt seine Hand.

Auch existiert ein im Munde des Volkes gesungenes Schenkenlied, „Sobri's Schenkenlied", welches also lautet:

Trag' Engelswirtin! Wein auf, eine Flasche,
Geld füllet zur Genüge Sobri's Tasche;
Nicht nimmt gleich Andern er auf Borg die Labe,
Zahlt doppelt, giebt noch Küsse als Zugabe.

Du Engelswirtin! schenk nur voll den Becher,
Beim Schenken blick' ins Auge deinem Zecher,
Doch rat' ich: halt das Herz dir, ist dir's teuer,
Sonst schmilzt sein Eis von meines Auges Feuer . . .

Sobri hatte viele Verehrerinnen aus der vornehmen Gesellschaft. Er benutzte stets battistene Taschentücher, die er von zarten Händen geschenkt erhielt. Noch heute singt man in der Tapolczaer Gegend von der Liebe des Betyáren zu Antonia von P., der schönen Tochter eines adeligen Gutsbesitzers aus der dortigen Gegend:

An der Toni reichem Kleide
Flattert bunte Bänderzier,

Nicht bezahlt hat sie die Seide,
Sobri Jozsi gab sie ihr.

Von der Galanterie Sobri Jozsi's mag folgendes Geschichtchen eine Probe geben. Im Zalaer Komitat erfuhr er einst, daß der Gutsherr Michalowitz den Namenstag seiner jungen und reizenden Gattin festlich begehen werde, und er beschloß, der Feier beizuwohnen. Es hatte sich die ganze Intelligenz der Gegend versammelt, und gerade pokulierte man, als Sobri Jozsi in seiner breiten, gefransten Bauernhose erschien, bescheiden an die Hausfrau herantrat und sich vorstellte. „Ich bin Sobri Jozsi," sagte er, „und komme der gnädigen Frau zu ihrem Namenstage alles Gute zu wünschen." Darauf küßte er der Dame graziös die Hand. Im gastfreundlichen Hause wurde der Räuber willkommen geheißen, es wurde am Tische für ihn gedeckt und ihm Braten und Wein vorgesetzt. Er blieb eine halbe Stunde, erzählte die lustigsten Geschichten und benahm sich sehr artig. Dann entfernte er sich, nachdem er noch vorher ritterlich der Dame des Hauses die Hand geküßt und allen für den freundlichen Empfang gedankt hatte.

Es ist charakteristisch, daß der Räuber, „Betyár" und der „arme Geselle" vom Volke keineswegs verachtet und gefürchtet, sondern im Gegenteil oft als ein Held gefeiert wird. Er wird nie verraten, wenn die Panduren und Haiducken ihm auf den Fersen

sind, — ja es ist oft geschehen, daß selbst die Panduren ein Auge zudrückten und mit ihm lieber Bruderschaft tranken. Kommt er aber endlich an den Galgen, so folgen ihm nicht allein die Thränen der Frauen, die seine Geliebten waren, sondern auch die Teilnahme und das Lob des Volkssängers. Auch der Räuber preist darin seinen Stand wie jeder andere Mann:

Auf falbem Rößlein pfleg' ich zu traben,
Laß springen es, wo irgend ein Graben;
Es stehn mir ja alle Wege offen,
Und dürst' ich — ein Bach ist bald getroffen.

Ein Betyár bin ich, ein Bursch so frei,
Und stehe, naht Einer oder Zwei.
Zur Pußta reit ich wie der Wind,
Wenn Viele mir auf den Fersen sind.

Ein schönes Leben ist's Räuberleben,
Kann freier auf der Welt kein's geben;
Wo immerhin mich mein Herz mag ziehn,
Mein Rößlein trägt mich gar rasch dahin.

Wohl alle Mädchen der Welt sind mein,
Die schönen Frauen noch obendrein,
Und kommt des Wegs ein Wanderer reich,
Der bringt genug des Geldes mir gleich.

Selbst Petöfi hat dem Betyár manche Perle seiner Lyrik gewidmet. Er schildert ihn in folgenden Versen:

Schnell ist der Vogel und schnell der Wind
Und der Blitz, — und doch
Tausendmal schneller ist
Der Betyáre noch.

Heut erschnappt er ein Füllen
In Ketschkemét;
Über die Donau führt er's
Eh' noch der Tag vergeht.

Morgen dann zu Weißenburg
Verkauft er's schon,
Verkauft's und stiehlt ein neues
Und eilt davon.

Und übermorgen reitet er schon
Ein Rößlein, falb und schlank,
Bei Becskerek irgendwo: — —
Die Prügelbank.

Es ist kein Wunder, daß der schlanke, wettergebräunte Betyár auf das Herz mancher Schönen, selbst unter den besseren Ständen, einen tiefen Eindruck macht! Die Betyárenliebe ist ein besonderes Kapitel in der magyarischen Lyrik. Der Dichter besingt dieselbe also:

Es war die Wirtin dem Betyáren hold,
Doch dieser hat die Wirtin nicht gewollt.
Der Wirtin Pflegekind, 'ne junge Maid,
War des Betyáren einz'ge Seligkeit.

Die Wirtin baß darüber Neid empfand,
Und neiderfüllt stieß sie mit rauher Hand
In Gottes weite Welt hinaus das arme Kind —
Im Winter war's, und eisig blies der Wind.

Die Maid ging wenig Schritte vor das Thor,
Da hockte sie sich nieder und — erfror.

Als dies zu Ohren dem Betyáren kam,
Die Wirtin ein entsetzlich Ende nahm.

Darob verfiel dem Henker der Betyár;
Ihm that's nicht leid, er freute sich sogar,
Weil er, seitdem sein Mädchen lag im Grab,
Nicht eine Pfeif' Tabak für's Leben gab.

... Räuberromantik! Du bist verschwunden auf Nimmerwiedersehen! Die Aristokratie wie das Proletariat des Brigantentums hat keinen Platz mehr im Kulturstaat Ungarn, ... welches Glück, daß im Karpathenreiche noch des Romantischen genug geblieben, um ihm das Interesse Europa's zu bewahren!

Ein deutscher Dichter aus Ungarn.

(Nikolaus Lenau.)

Von den deutschen Dichtern, die auf ungarischem Boden erwuchsen, sind die bekanntesten und bedeutendsten: Graf Ladislaus Pyrker, J. J. Klein, Karl Beck und Nikolaus Lenau. Der genialste und tiefsinnigste ist jedenfalls der letztere, der zu den namhaftesten Dichtern nicht nur Deutschlands, sondern der Weltlitteratur überhaupt zählt. Dieser unglückliche Poet, der in seinen Lebensschicksalen die ganze Tragik des verzweifelnden Genies darstellt, ist in seiner Lyrik echt deutsch, doch erscheint manches nur so erklärlich und verständlich in derselben, wenn wir den Grund und Boden untersuchen, aus welchem diese eigenartigen Schöpfungen ihre Triebkraft sogen. Es liegt daher auf der Hand, daß eine gerechte und allseitige Würdigung des Dichters des „Faust“, des „Savonarola“ und der „Albigenser“ nur dann möglich ist, wenn wir auch die Beziehungen prüfen, welche

er zu dem Lande und dem Volke hatte, dem er infolge seiner Geburt angehörte. Eine solche dankenswerte Lücke in der Litteratur füllt eine vor einiger Zeit in Budapest in magyarischer Sprache erschienene Schrift* über Lenau aus, auf welche ich hier mit Nachdruck hinweisen möchte. Auf Grund dieses Buches, aber auch mit Benutzung anderer, teils veröffentlichter, teils noch unveröffentlichter Quellen will ich in folgendem die Beziehungen des Poeten zu seinem Vaterlande, sowie das magyarische Element in seiner Dichtkunst überhaupt, kurz skizzieren.

Nikolaus Lenau wurde bekanntlich am 13. August 1802 zu Csatád, einem Dorfe in Ungarn unweit Temesvár, geboren. Das Geburtshaus des Dichters im stillen Dorfe ziert seit 1876 eine Gedenktafel, auf

---

* „Lenau Miklós Élete És Művei. Irta Dr. Sonnenfeld Zsigmond.“ Budapest, Franklin-Társulat. „Das Leben und die Werke Nikolaus Lenau's. Von Dr. Siegmund Sonnenfeld.“ Budapest, Franklin-Gesellschaft. — Das lichtvolle und anregende Buch umfaßt sechzehn Kapitel, welche ihren Gegenstand durchaus erschöpfen, und zwar 1. Die Jugend des Dichters. 2. Die Universitätsjahre. 3. Der erste Aufenthalt Lenau's in Württemberg. 4. Die lyrischen Dichtungen Lenau's. 5. Nach Amerika und zurück. 6. Seine Wanderungen von Wien nach Stuttgart und zurück. 7. Faust. 8. Savonarola. 9. Neue Liebe. 10. Die Albigenser. 11. Der letzte Lichtstrahl. 12. Sophie. 13. Der Ausbruch der Krankheit. 14. Die letzten Jahre. 15. Die nachgelassenen Werke und andere Fragmente. 16. Der Dichter Lenau.

welcher die Worte zu lesen sind: „Weltbefreien kann die Liebe nur.“ Den Vater des Knaben, einen Beamten, schildert sein Biograph Dr. Sonnenfeld als einen leichtsinnigen, gewissenlosen Menschen, welcher durch seine Liederlichkeit und Untreue seiner Gattin zahlloses Herzeleid zufügte. Man kann sich denken, daß unter solchen Umständen das häusliche Glück stets gestört war! Ohne Zweifel hat diese Trauer auch auf die Seele des Knaben eingewirkt, und so hat Lenau denn die Melancholie gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen. Zwar fand Nikolaus in der hingebenden grenzenlosen Liebe seiner Mutter einen Ersatz, aber man wird nicht umhin können, in der ausschließlich weiblichen Erziehung, der übertriebenen Zärtlichkeit und dem Mangel einer energischen Leitung die Ursache jener Schwäche und Unentschlossenheit zu finden, welche später im Leben Lenau's von so traurigen Folgen waren. Nachdem der Vater das Vermögen seiner Gattin in Karten verspielt und seine Stellung in Csatád untergraben hatte, war dort seines Bleibens nicht. 1803 reiste er mit seiner Familie nach Alt-Ofen. Jahrelang kränkelte er hier und starb am 23. April 1807. Das Verhältnis zwischen ihm und dem Knaben war kein zärtliches. Der kleine „Niki“ war ein sehr lebhafter Junge, und der kränkelnde Vater, welcher den Lärm haßte, wies sein Söhnchen manchmal durch Thätlichkeiten zurecht, wodurch in der Seele des letz-

teren nicht Liebe und Achtung, sondern Antipathie erwachte. Deshalb suchen wir in den Dichtungen Lenau's vergebens nach dem Andenken seines Vaters gewidmeten Zeilen. Der Knabe zeigte schon frühzeitig große Vorliebe für die Geige. Mit seinem Lehrer Godenberg — von dem er das Violinspiel erlernte — ging er sehr oft auf den Vogelfang aus, der bei ihm später zur wahren Leidenschaft wurde. Auch zeigte sich schon frühzeitig sein fromm-religiöser Sinn: seine inbrünstigen Morgen- und Abendgebete, seine zum Herzen dringenden kindlichen Predigten rührten nicht allein seine Geschwister, sondern auch seine Eltern — die Mutter hatte sich am 11. September 1811 mit dem Militärarzt Dr. Karl Vogel in zweiter Ehe verbunden — zu Thränen. Im Jahr 1812 trat er ins Piaristen-Gymnasium zu Alt-Ofen ein, wo er bis zum Jahre 1815 blieb. Bis dahin verspürte der Jüngling vom magyarischen Leben nur wenig. Im elterlichen Hause wurde fast ausschließlich deutsch gesprochen und die Unterrichtssprache in der Schule war die lateinische; auch war damals in Pest vom nationalen Leben nicht viel zu merken. Aber alsbald hatte er Gelegenheit, sich damit bekannt zu machen. Da es seinem Stiefvater nicht besonders gut ging, siedelte er mit seiner Familie nach Tokaj über, wo es an Ärzten mangelte. Hier verbrachte Lenau zwei Jahre, vielleicht die glücklichsten seines Lebens. Die Schönheit der Natur, die Farbenpracht

und Herrlichkeit des ungarischen Lebens und die eigenartige Romantik der Gegend übten einen bleibenden Eindruck auf das empfängliche Gemüt des Jünglings aus. Die Melodien der ungarischen Volkslieder, das hinreißende Spiel der Zigeuner, das lustige und lärmende Leben der dort stationierten Husaren, der göttliche Wein der Hegyalja, der Zauber der hier zusammenfließenden Flüsse Theiß und Bodrog, die schwermütigen Lieder der Fischer, die feurigen Blicke der Mädchen, erweckten tausend und abertausend dichterische Gedanken und Empfindungen in dem jungen Mann, der damals denselben noch keinen Ausdruck gab, aber für sein ganzes Leben genügende und reiche Schätze in sich aufnahm. Hier prägte er in seine Seele jene ungarischen Bilder und Züge ein, die in seinen Gedichten einen so glänzenden und feurigen Ausdruck gefunden und welche in der deutschen Litteratur einen unwiderstehlichen Eindruck hervorriefen, sowie dem staunenden Lesepublikum eine ganz neue Welt aufthaten. Hier schlug auch in der Seele Lenau's jene Zauberkraft Wurzel, womit er die Stimmung der Natur so ergreifend zu schildern und deren wechselvollen Glanz und Schatten zu zeichnen weiß. Wie mächtig in ihm die Wirkung der Gegend war, das zeigen am besten die einleitenden Zeilen seines Gedichtes: „Mischka an der Theiß“:

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog klare Wellen

Mit der Tisza grünen, klaren,
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokajertraube lacht u. s. w.

Zwei Jahre seiner blühenden Jugend verbrachte der Dichter hier, alsdann machte er in Sátoralja-Ujhely ein glänzendes Examen in den Gegenständen der Humanitäts-Klasse. Um seine Studien eifriger fortsetzen zu können, reiste er neuerdings — im Herbst 1817 — in Begleitung seiner Mutter nach Ofen. Dort bezog er mit seiner Mutter und ihren fünf Kindern ein kleines, düster gelegenes Häuschen, und sein bisher fröhlicher Gemütszustand verfinsterte sich um so mehr, als die Mutter nicht im stande war, mit der kleinen Summe, die ihr der Gatte aus Tokaj sandte, die Familie zu erhalten. Dieser rasche und große Wechsel wirkte so stark auf die Seele des Jünglings, daß ihn eine Schwermut ergriff, wie wir sie selten bei der Jugend finden. Mit eisernem Fleiß setzte er seine Studien im Gymnasium zu Alt-Ofen fort, und zwar mit dem günstigsten Erfolg. Leider findet sich im Obergymnasiums-Archiv zu Alt-Ofen darüber nichts vor, wohl aber besitzen wir einen aus dem Jahre 1818 datierten Brief Lenau's an seinen Onkel Maigrafer, worin er schreibt — daß er am 5. Juni sein Examen abgelegt und den Beifall sowohl des Direktors wie der Lehrer geerntet habe. Die Unterschrift lautet: „Nicolaus Nimbsch, I anni Philo-

sophus“. Außer dem trübseligen Einfluß der Umgegend und der Verhältnisse quälten ihn bereits damals religiöse Skrupel. Er hatte nämlich einen Onkel mütterlicherseits, der nicht anstand, seine atheistische Ansicht ihm mitzuteilen und den felsenfesten Glauben des Jünglings an Gott zu erschüttern. All dies erscheint zwar unbedeutend, aber wir müssen dies schon hier ins Auge fassen, wollen wir die späteren Gedanken- und Seelenkämpfe, die Zweifel und die Skrupel des Dichters besser verstehen.

Als sechszehnjähriger Jüngling verließ Lenau Ungarn, um die Universität zu Wien behufs Studiums der Philosophie zu beziehen. Nachdem er drei Jahre lang sich damit vergeblich geplagt, ging er zur Jurisprudenz über und hielt sich dann ein Jahr lang von 1820—21 in Ungarn, in Preßburg, auf, wo er auf der dortigen Rechtsakademie studierte. Seine Mutter, welche zu ihm nach Preßburg gezogen war, mußte zu ihrem großen Schmerze gewahren, daß der Sohn dort seines Bleibens nicht hatte, sondern schon nach einem Jahre wieder den Wanderstab ergriff, um aufs neue nach Wien auf die dortige Universität zurückzukehren. Über diesen einjährigen Aufenthalt Lenau's in Preßburg findet man fast kein Wort in Schurz' großem zweibändigen Werke: „Lenau's Leben“; den Mitteilungen des ungarischen Advokaten und Buchhalters der Stadt Tirnau, Franz von Nemethy, und Dr. August Siebenlist jedoch

verdanken wir folgende interessante Daten aus dem Leben des Dichters in jener Zeit. Ersterer ist einer jener Preßburger Pensionäre, die im Studienjahre 1821 auf 1822 bei Lenau's Stiefvater, Dr. Vogel, Verpflegung und Unterkunft fanden; aus dem Munde dieses noch lebenden Urgreises hat Siebenlist sehr schätzbare Mitteilungen erfahren. Wir wissen nun, daß der Dichter in den Debatten, die er mit seinen Studiengenossen führte, nie verabsäumte, sich über die Ritterlichkeit und hervorragende Kenntnis der Rechtswissenschaft, welche er bei den Ungarn gefunden habe, geradezu schwärmerisch auszudrücken. Bei den Diskussionen bediente er sich nicht selten einer Form, welche, ähnlich wie in seinen gleichzeitigen Briefen, an kraftgenialischem Überschwange das Höchste leistete und mit dem Schwulste mancher Partien in Schillers „Räuber" liebäugelte! Wurde nun gar Badacsonyer Wein kredenzt, den die reichen Eltern der Pensionäre in die Wirtschaft lieferten, und stieg das feurige Naß in die Köpfe, wobei des jugendlichen Redners Logik auf Stelzen zu gehen begann, so suchte Lenau's Mutter das gefährdete Gleichgewicht durch ein sanftverweisendes: „Aber, Niki!" wieder herzustellen. Nie kam ein den Liebling direkt tadelndes Wort über ihre Lippen . . Entbehrung herrschte an allen Enden. Abgesehen von Lenau selbst, welcher das Speisezimmer für sich inne hatte und hier schlief, musizierte und meditierte, bewohnte die ganze übrige Familie bloß

eine gemeinschaftliche, geräumige Stube. Die Lagerstätten daselbst waren primitiv einfach, nur von Stroh; ja, es kam vor, daß man den warmen Mantel eines der Kostzöglinge benutzte, um sich, in Ermanglung einer rechten Bettdecke, gegen Kälte zu schützen. Bereits während des Preßburger Jahres bemächtigte sich Lenau's eine tiefe Gährung, aufreibende innere Kämpfe quälten ihn. Bereits damals begann, wie Siebenlist ausführte, jene unheimliche Fieberglut in ihm zu toben, welche ihn nie zu vollgeläuterter Harmonie des Seelenfriedens gelangen ließ. Die unselige Zweifelsucht fing auch hier schon ihre Minierarbeit an im Kopf und Herzen des Weltleidpoeten. All das spiegelt sich auch in den wenigen Gedichten wieder, die aus der Preßburger Zeit erhalten sind. Jene wunderliche vierzeilige „Frage", mit ihrem sich verflüchtigenden Sinne dem dunklen Diamanten gleichend, der die Lichtstrahlen auffängt, ohne sie durchzulassen; die Frage nach der Beschaffenheit des Glücks („O Menschenherz, was ist dein Glück?") hat der Dichter zwar, allem Anscheine nach, nicht in Preßburg an das Schicksal gethan, allein die Frage, welche dem schmerzbewegten Munde des noch so jugendlichen Sängers sich entrang, während er die ungarische Jurisprudenz studierte, bleibt nicht minder bezeichnend für seinen Seelenzustand, wenn er eben dort, gleichsam in Einem Atemzuge, „an der Erhörung Paradieses-küste" und „in der Verstoßung trauervolle Wüste"

sich versetzt fühlt . . . Schon während seines Preßburger Domizils versenkte er sich mit besonderem Eifer in eine populär-ungarische Arie: „Die Werbung“, sowie in mehrere Vertreterinnen desselben Themas, so zwar, daß jene Volksweise wohl als der Keim einer der herrlichsten und bekanntesten Schöpfungen des Dichters zu betrachten ist. Bereits zu Preßburg klagt er sich in dem Gedichte: „Unselbständigkeit“ selbst an:

Heute bin ich zum Exempel
Ganz ein Metaphysikus,
Morgen schallt in Themis Tempel
Mein unsteter Menschenfuß.
Heute steh' ich nachts am Giebel,
Suche Jungfrau, Stier und Bär;
Morgen les' ich in der Bibel,
Übermorgen im Homer.

Wirklich hörten die Zimmernachbarn, welche sämtlich ihr Lager mit bürgerlicher Pünktlichkeit aufsuchten, wie noch spät in der Nacht oder bei grauendem Morgen der jugendliche Forscher Bücher über Bücher durchblätterte, wobei er die rings um ihn Schlafenden völlig vergaß . . .

Ich übergehe die weiteren Studienjahre Lenau's in Wien und seine Ende Juni 1831 erfolgte Reise nach Karlsruhe und erwähne nur, daß der Dichter bei seinem Scheiden an seinen Schwager einen rührenden Brief gerichtet, worin bezüglich seiner Stell-

ung zu Ungarn folgender charakteristischer Passus enthalten ist: „Allerdings macht die hiesige ausgezeichnete Landwirtschaft einen guten Eindruck, indem man die Einwohner für wohlsituiert glaubt, aber ich kann es nicht leugnen, daß sie anderseits auf mich einen kleinlichen Eindruck hervorgerufen. Du siehst, mein lieber Alter, hier spricht wieder der Ungar aus mir, indem ich behaupte, daß hier die Menschen gleich den sich drängenden Bettlern auf alles ihre Hände legen, damit sie die Natur ausbeuten u. s. w." Ich übergehe auch seine übrigen rastlosen Wanderungen, welche Lenau als den modernen Ahasverus erscheinen lassen, und bemerke nur noch, daß er seit seinem Aufenthalt in Preßburg nach seinem Vaterlande nicht mehr zurückkehrte.

Daß Lenau, trotzdem er der magyarischen Sprache nur sehr unvollkommen mächtig war, sich stets als Ungar fühlte — dafür liegen zahlreiche Belege in seinen Schriften und den Erinnerungen seiner Zeitgenossen vor. Als der Dichter 1836 in Wien weilte, wurde er auf die Polizei citiert, wo man an ihn die Frage richtete, ob Niembsch von Strehlenau mit Nikolaus Lenau identisch sei? Auf diese Frage antwortete er mit einfachem „Ja", aber er verwahrte sich gegen die Anwendung der Wiener Zensur auf ihn, „denn er sei ein Ungar und in seinem Vaterlande herrsche die Preßfreiheit". — In seinen „Tagebuchblättern vom Jahre 1843" erzählt Karl Beck, daß Lenau

stets mit Begeisterung über Ungarn gesprochen habe. „Lebe, schönes ungarisches Vaterland! Ich liebe dich mit all deinen Fehlern!“ rief er einmal aus. Bitter beschwerte er sich über diejenigen, welche die Nachricht verbreiteten, daß er von seinem Vaterlande nichts wissen wolle: „Mögen die schändlichen Zungen verdorren“, sagte er, in Zorn aufwallend, „ich habe auch keine Minute mein Vaterland verleugnet, noch weniger verraten, obzwar man mit mir keineswegs freundschaftlich, sondern roh verfuhr. Jeden Tag segnete ich das Land sowie das Volk. O könnte man schon von einem ungarischen Volke sprechen, aber ich kenne bisher nur Herren und Sklaven, wird es je einen besseren Zustand geben?“ Dann erzählte er, wie er sich nach dem Leben in der Pußta sehne. „Wahrhaft wohl habe ich mich nur in der Pußta befunden“, sagte er, „die gewaltige Einsamkeit und der Zauber der fata morgana haben auf mich eine bewunderungswürdige Anziehungskraft ausgeübt. Ich könnte dort die langen Reihen der Jahre wohnen, das Leben verschlafend, verträumend und vergeigend und dreimal verachtend. Es ist möglich, daß Sie dies als eine krankhafte Empfindung betrachten, aber es ist gleich! Nimm mir diese Krankheit und du hast mir auch meine Poesie genommen!“ Als schon die Nacht des Wahnsinns den unglücklichen Dichter umfangen hielt, sagte er oft, er sei „der König der Ungarn“, und als er Geige spielte, exekutierte er

die ungarischen Lieder mit einer Leidenschaft, daß er sich aufregte und man gezwungen war, ihm das Instrument wegzunehmen. Unter seinen Liedern finden sich zwar nur wenig Spuren der heimatlichen Eindrücke, aber aus einzelnen Strophen ersieht man doch, daß die Jugenderinnerungen mächtig in ihm fortlebten.

Sicherlich beziehen sich auf seinen Geburtsort folgende Zeilen seines Gedichtes „Nach Süden“:

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
Rings umrauscht vom Waldesrande,
Mild von Sagen rings umweht.

Ein andres Lied, worin er unter dem Titel: „Einst und jetzt“ die Träume seiner Jugend mit der bitteren Wirklichkeit vergleicht, beginnt also:

Möchte wieder in die Gegend,
Wo ich einst so selig war,
Wo ich lebte, wo ich träumte
Meiner Jugend schönstes Jahr.

Hier schwebt ihm wohl sein Tokajer Aufenthalt vor; hierher gehören auch die Heidebilder, worin die ungarische Landschaft so trefflich wiedergegeben wird. Seit Petöfi hat die Heide niemand so treu, so poetisch, so glühend, so hinreißend besungen, wie Nikolaus Lenau. Kann man denn erschütternder der Melancholie der Pußta Ausdruck geben, wie es in folgendem Gedicht: „Himmelstrauer“ geschieht?

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düst're Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blitzet manchesmal,
— So blitzen Augen, wenn sie weinen wollen —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland:
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

In dem Gedicht: „Die Heideschenke“ schildert Lenau die oben von mir sattsam gekennzeichneten Räuber, „Betyáren“, wie sie in die Heideschenke einkehren, dort mit Dirnen den Rákoczy tanzen und von Zeit zu Zeit in die Nacht hinaus lauschen, ob nicht der Feind herannahe. Der Hauptmann der Bande „horcht gar in die Erde“:

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verriet
Ansprengende Husaren.

Als die Räuber abziehen, bleiben noch die Zigeuner-Musikanten zurück und der Dichter ergötzt sich an ihrem Spiele:

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,

Und spielten alte Lieder mir,
Rákoczy's, des Rebellen.

* *
*

Als im Jahre 1876, also vor einem Jahrzehnt, in Csatád am Geburtshause Nikolaus Lenau's, eine Gedenktafel angebracht wurde, gingen die Wogen der Begeisterung für den unglücklichen Dichter sehr hoch und manche Redner toasteten „auf ein künftiges Lenaudenkmal in Csatád oder in der Hauptstadt des Banats" — aber, trotzdem sich ein Komitee zur Errichtung des Denkmals gebildet und auch nicht unbedeutende Summen zu diesem Zwecke von den Verehrern Lenau's gespendet wurden, habe ich bisher von der endlichen Errichtung und Einweihung eines Monuments nichts gehört. Wo blieb der Enthusiasmus? In unserer Zeit der Denkmalsmanie, wo man oft ganz obskuren Größen Standbilder errichtet, sollte man doch auch solchen Heroen, welche ihrem Vaterlande zur größten Ehre gereichen, Denksäulen setzen! Hoffentlich regen diese Zeilen dazu an, daß das Versäumte endlich nachgeholt werde. Besser spät, wie gar nicht!

Dem Lenauhause hat der Berichterstatter eines Wiener Blattes vor noch nicht langer Zeit einen Besuch gemacht, und seiner Schilderung dieser pietätsvollen Stätte entnehme ich Folgendes: Das Lenauhaus steht auf dem belebtesten Punkte des hübschen Dörfchens Csatád, knapp neben der altehrwürdigen

Kirche, deren Glocken einst verkündeten, daß die Gemeinde, d. h. die Welt, einen neuen Bürger erhalten habe. In den Csatáder Pfarrbüchern ist die Geburt Lenau's also verzeichnet: „13. Augusti 1802. Proles Nicolaus Franciscus. Parentes Franciscus Nimbsch Regio Cameralis contrascriba, Theresia. Patrini Nicolaus Hehl Regio Cameralis Rationum Magister. Baptisans Josephus Gruber, parochus Csatadensis." Gegenüber der Kirche steht das Gemeindehaus, in welchem der freundliche Notar an der Seite des von den Dorfbewohnern gewählten Richters seines Amtes waltet, und nebenan zieht sich eine ganze Schar von niedrigen, weiß übertünchten Häusern hin. Das Lenauhaus, das einzige einstöckige im Dorfe, heißt im Munde des Volkes das Rent-Amt, eine Bezeichnung, die darauf zurückzuführen ist, daß bis zu jüngster Zeit in dem stattlichen Gebäude ein derartiges Amt wirklich untergebracht war, in welchem auch, wie bekannt, der Vater des Dichters als Beamter hauste. Wenn man die „Einfahrt" passiert hat, erblickt man im Umkreise dieser ärarischen Besitzung einen breiten, großen, leider nicht wohlgepflegten Garten, aus welchem uns indeß ein leises Lüftchen süße Düfte entgegenbringt. Links, in das letzte Stübchen, in welchem Frau Niembsch Edle v. Strehlenau der Welt den Dichter schenkte, treten wir ein. Es ist ein trauliches, nettes Gassenzimmer, in welches das Licht durch zwei mit-

telgroße Fenster dringt und in das die Morgensonne ihre Strahlen sendet, wie an jenem 13. August des Jahres 1802, da sie ein neues Menschenleben beschien, welches die süßesten und die bittersten Phasen durchmachen sollte, um endlich aus dem Vollglanze des Glückes und der besten Schaffenskraft in finstere Geistesnacht zu stürzen. . . .

Was auf den magyarischen Ursprung in der Lyrik Lenau's hinweist, sagt treffend Dr. Sonnenfeld, ist keine Reproduktion dessen, was der Dichter bei magyarischen Poeten gelesen, sondern das ist unter dem individuellen Einfluß Ungarns und des ungarischen Volkes entstanden. Als er zum Manne herangereift war, erklangen in seiner Seele jene melodischen Lieder, welche er am Ufer der Theiß gehört und dann bemühte er sich mit größter Begeisterung, die schöne Zeit zurückzuzaubern. Der große Erfolg, den die Lieder Lenau's in Deutschland davontrugen, ist nicht zum geringen Teil diesem magyarischen Grundzug zuzuschreiben. Worin diese Zauberkraft, welche die Dichtkunst Ungarns ausübt, besteht, ist schwer zu sagen, aber es steht fest, daß in Anbetracht der allgemeinen, im gewöhnlichen Geleise sich bewegenden Bilder und Begriffe der europäischen Poesie, die im ungarischen Charakter und der magyarischen Phantasie sich kundgebende individuelle Eigenart unmöglich ihre Wirkung verfehlen konnte. Dagegen ist die melancholische, grüblerische, die Frage des Seins

oder Nichtseins abwägende Poesie Lenau's keineswegs magyarisch, sondern echt deutsch. Wie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Goethe's „Werther" der damals herrschenden krankhaften Sentimentalität und Unzufriedenheit Ausdruck gab, so erblicken wir auch in den Gedichten Lenau's das treue Bild jener Stimmung und geistigen Richtung, welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in Deutschland, namentlich in Bezug auf die Religion, geherrscht hat. Ein geistiger Fahnenträger, ein Prophet der Glaubens- und Gewissensfreiheit war Lenau, und stets wird sein Name in der Geschichte der deutschen Litteratur fortleben als derjenige eines ruhmreichen Herolds des Menschentums, welcher mit Recht von sich sagen durfte:

So wie der müde Wand'rer an der Quelle
Schlaf ich an deinem süßen Strahlenbronnen,
Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!

Der deutsche Einfluß auf die ungarische Litteratur.

(Heinrich Heine.)

Die Lyrik Nikolaus Lenau's zeigt, daß ihr ein gewisser Duft heimatlicher Erde anhaftet, aber ebenso bekundet auch die magyarische Dichtung, daß sie sich dem deutschen Einfluß nicht ganz entziehen konnte. Am deutlichsten tritt dies in den Wirkungen hervor, die Heinrich Heine auf zahlreiche namhafte Lyriker der Magyaren geübt hat. Selbst auf den ursprünglichsten und genialsten Sänger des Karpathenreiches, auf Alexander Petöfi, ist diese Influation unverkennbar. Es läßt sich nachweisen, daß der letztere, welcher der deutschen Sprache vollständig mächtig war und deutsche Novellen und Gedichte ins Ungarische übersetzt hat, vom Heine'schen Genius mächtig angeregt wurde. Im ersten Augenblick könnte diese Behauptung befremden; denn während der ungezogene Liebling der Grazien vom Weltschmerz angekränkelt

ist und eine ungesunde Empfindsamkeit, ein nervöses, sich selbst verspottendes Gefühl bei ihm zuweilen die wahre Poesie ersetzt, ist die Muse Petöfi's gesund und robust wie eine Tochter der Pußta. Trotzdem ist die Wahlverwandtschaft bei beiden unverkennbar. Von Heinrich Heine hat Petöfi jene kecke, lyrische Sangweise, jene epigrammatische Kürze, jene Unmittelbarkeit in der Stimmung und jene Meisterschaft in der Form, die wir bei dem Verfasser des „Buchs der Lieder" so sehr bewundern. Heinrich Heine selbst schwärmte für den magyarischen Dichter, den er in der — nebenbei gesagt — ziemlich kläglichen Übersetzung des Herrn Kertbeny kennen lernte; er sagte unter anderem: „Er ist ein Dichter, dem nur Burns und Béranger vergleichbar sind, eine Natur so überraschend, so gesund und primitiv, daß ich ihm in Deutschland nichts an die Seite zu setzen wüßte. Ich selbst fand nur wenige solcher Naturlaute, an welchen dieser Bauernjunge so reich ist wie eine Nachtigall. Wir Reflexions-Menschen erscheinen neben solcher Ursprünglichkeit wahrhaft bemitleidenswert." Dieser Enthusiasmus macht Heine alle Ehre. Wenn er aber die Gedichte Petöfi's und besonders dessen handschriftlichen Nachlaß, den er nicht kennen konnte, im Original hätte lesen können, — er wäre erstaunt gewesen über die Wahlverwandtschaft zwischen ihm und dem armen Bauernjungen, der aber als Fürst im Reiche der Poesie gestorben ist. Beide sind Volks-

lyriker, die über packende Naturlaute verfügen, welche durch die Kunst der Versform geadelt werden; beide haben Volkslieder und Volkssagen und Märchen mit dem glücklichsten Erfolge angewandt, und wie Heine sich gegen den herrschenden Absolutismus in Staat und Kirche, gegen die Reaktion auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens auflehnte und durch seine kecken Lieder Jungdeutschland aus dem Schlafe rüttelte, so war auch Petöfi der flammende Poet der Freiheit, der Herold einer Sturm- und Drangperiode, welche zur Revolution führte, und bei aller Ursprünglichkeit ist auch die Reflexion bei ihm nicht ausgeschlossen, — und nur das dämonische Element der Heine'schen Muse tritt nicht so grell bei Petöfi zu Tage.

Maurus Jókai berichtet uns, daß Petöfi nicht nur die deutschen Klassiker genau gekannt und fleißig studiert, sondern sogar Heine auswendig gewußt habe. Es liegt auf der Hand, daß dieses rastlose Studium des deutschen Dichters schließlich auf die poetische Schaffensart des magyarischen Kollegen nicht ohne Einwirkung bleiben konnte, wovon sich jedermann überzeugen kann, der die Lyrik des ersten mit der des zweiten vergleicht. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier durch Gegenüberstellung der betreffenden Parallelstellen diesen Beweis erhärten. Als Probe der an Heine erinnernden Stimmungsbilder Petöfi's mögen hier nur die nachstehenden Verse des letzteren mitgeteilt werden:

Träum' ich oder wach' ich?
Was spaziert im Klee?
Ist's ein sterblich Mädchen
Oder eine Fee?
Ei, ob Fee, ob Mädchen,
Gleich ist's sicherlich.
Wollt' sie nur verlieben
Eilig sich in mich!

Wer denkt hier nicht an das Heine'sche Lied, worin es heißt:

Reich mir ihn nur zum Küssen dar,
Dann tröst' ich mich, mein Kindchen!

Ferner singt Petöfi:

Sei diese Welt, wie groß sie ist!
So klein doch du, mein Liebchen, bist.
Besäß ich aber dich, mein Leben,
Ich würd' dich um die Welt nicht geben!
Der Tag bist du, die Nacht bin ich,
Ich fühle voll vom Dunkel mich,
O, flössen unsre Herzen zusammen,
Welch Morgenrot müßte daraus entflammen!

Das ist echt Heinisch!

Hätte nicht auch Heine das nachstehende Gedicht aus dem Petöfi'schen Bauernmärchen: „Held János" dichten können?

Komm doch heraus, mein Engelskind,
Du kleines, blondes Weibchen,
Drei Küsse sind ja schnell geküßt,
Mein süßes Turteltäubchen! . . .
— — — — — — — — —

Er lockt das Mädchen aus dem Bach,
Mit seinem Liebesflehen,
Er schlingt voll Glut den Arm um sie —
Sie kann nicht widerstehen.
Nicht ein-, nicht zehn-, nicht hundertmal.
Sie nur einander küssen:
Es kann nur Er, der Alles weiß,
Die Zahl der Küsse wissen!

Einige Lieder erinnern ganz und gar an die schönsten Perlen des Buchs der Lieder, wo zuweilen, ebenso wie bei Heine, die satirische Pointe nicht fehlt. Ich citiere hier nur die folgenden zwei Gedichte:

1. 's regnet, regnet, regnet
Eine Küsseflut,
O, wie dieser Regen
Wohl der Lippe thut!

Regen, Regen führet
Blitze im Geleit,
Deine Augen blitzen,
Herzgeliebte Maid!

's donnert, donnert, donnert
Uns im Rücken g'rad . . .
Täubchen, laß mich laufen,
Hu, dein Alter naht!

2. Endlich, endlich steckt das Ringlein
Hier an meinem Finger fest!
Ihre Lippe, ihre Lippe
Endlich meine Lippe preßt!

O wie süß, wie süß von ihren
Roten Lippen ist der Kuß!
Wohl des Weltalls ganze Süße
Sich in ihm vereinen muß.

Küss', o küss' mich ... Niemand sieht es ...
Bis es mir den Odem raubt!
Aber säh' man's auch — Verlobten
Ist ja küssen schon erlaubt.

Derselbe bittere Sarkasmus, womit Heine seine Gegner verspottet, kehrt auch bei Petöfi wieder, und mit derselben Rücksichtslosigkeit, womit der Dichter von „Atta Troll“ und „Deutschland ein Wintermärchen“ die Schwächen so mancher Machthaber geißelt, greift auch der magyarische Kollege die Lächerlichkeiten und Überhebungen einzelner Stände an. Beide werden oft in ihrem Hasse ungerecht, aber diese Ungerechtigkeit wird gemildert durch einen sonnigen Humor, der zwischen Thränen lächelt.

Die Reisebilder Heine's veranlaßten auch Petöfi, „Reisebilder“ — „úti levelek“ — zu schreiben. Dieselben hat der größte Litterarhistoriker der Magyaren, Professor Paul Gyulay in Budapest, aus dem Nachlaß Petöfi's herausgegeben. Diese Reisebilder erreichen in keiner Weise ihr Vorbild, aber sie sind doch voll Humor und Sarkasmus, voll anziehender landschaftlicher Genrebilder und durchaus reizend in der Form. Eigentümlicherweise hat Petöfi mit Heine auch das gemein, daß er unseren größten

Dichter, Goethe, anzapft und sich über dessen Gemütskälte beklagt, fast mit denselben Worten, wie es Heine gethan hat, wenn er sich über die erhabene Ruhe des Weimarer Olympiers ärgerte!

Nicht wenig wurde diese Sympathie Petöfi's für Heine durch die ungarfreundlichen Gedichte des letzteren gesteigert. Der Tyrtäus der magyarischen Revolution konnte es nicht vergessen, daß der Dichter des „Romancero" das Wort gesprochen:

„Wenn ich den Namen Ungarn höre,
Wird mir mein deutsches Wamms zu enge."

Es ist bezeichnend für die Vorliebe der Ungarn für Heine, daß eine der ältesten deutschen Übertragungen der Gedichte Petöfi's durch Kertbeny, — Nürnberg, 1849 — dem Dichter auf der Matratzengruft zu Paris gewidmet wurde. Diese überschwängliche Dedikation lautet wörtlich: „Heinrich Heine — der große, ewig junge Dichter Deutschlands, empfange diese Übertragung eines fremden Genius als frühe und warme Huldigung im Namen der ungarischen Nation."

Derselbe Kertbeny machte einmal übrigens die treffende Bemerkung, daß bei Petöfi ebenso wie bei Heine das Abweichen von der konventionellen Form verblüffe. Beide, launisch subjektiv in der Behandlung der Prosodie wie der Prosa, bringen gerade durch diese scheinbar gedankenlose Ungebundenheit der Sprachweise, des Ausdrucks wie der Form eine tief-

gehende Wirkung hervor. Beide sind überdies graziös burschikos und vom Weltschmerz angehaucht. Und doch unterscheiden sich beide Dichter wesentlich von einander! Über die Berührungs- und Scheidungspunkte zwischen Heine und Petöfi sagt Gyulay u. a.: „In Heine ist, trotz all seiner Liebenswürdigkeit, etwas Dämonisches, welches auf das Gemüt einen düsteren Schatten wirft: über die Individualität Petöfi's ergießt sich heiterer Humor und allenfalls könnte man an mehrerem Unreifen Anstoß nehmen. Heine kokettiert mit Gefühlen, Poesie ist die Blasiertheit, der enttäuschte Idealismus und die bitterste Ironie im Mantel der Dichtkunst. In Petöfi spricht der Sohn der Natur, der mitten in seinem Elend und seiner getäuschten Hoffnungen sich den Glauben bewahrt hat und stets vertraut auf die Menschheit, die Freiheit und die Liebe. Alles was in Petöfi an Heine erinnert, ist ein Bündel empfindsam beginnender und scherzhaft endigender Lieder."

Das Beispiel Petöfi's blieb nicht ohne Nachfolge. Die Übertragungen Heine'scher Lieder mehrten sich. Vor Allem erwähne ich derjenigen des ungarischen evangelischen Bischofs Karl Szász. Seine Übersetzungen sind formvollendet und geben im allgemeinen ein treues Bild des Heine'schen Genius. Ich nenne ferner die Heine-Übersetzer: Karl Berecz, Koloman Zanáthy, Koloman Tóth, Johann Vajda, aber der namhafteste Interpret des ungezogenen Lieb-

lings der Grazien ist Prof. Alexander Endrödy in Großwardein, Nagyvárad. Im Jahre 1882 erschien von ihm (Budapest, Karl Aigner) eine treffliche Übersetzung der schönsten Perlen der Heine'schen Lyrik. In einem Vorworte schildert Endrödy die Bedeutung Heine's in der deutschen Litteratur, seine Liebes-Poesie, den Charakter seiner Lyrik u. s. w. in durchaus verständiger, mitunter enthusiastischer Weise. Wie man mir aus Ungarn schreibt, hat der glänzende Erfolg, den diese Übertragung in Ungarn davon getragen, Endrödy ermuntert, sämtliche Gedichte Heine's ins Ungarische zu übersetzen, worauf die Übertragung der Heine'schen Prosaschriften folgen soll.

Alexander Endrödy ist selbst ein Stimmungslyriker, dessen Lieder vielfach an Heine erinnern. Die Liebe und die Natur hat er in entzückenden Stimmungsbildern geschildert. Er verfügt über ungemein zarte Töne — seine Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit hat etwas sehr Anziehendes und Unmittelbares und auch der Humor treibt bei ihm die üppigsten Blüten. Auf dem Felde der Übersetzungskunst steht er aber einzig da. Seine Übersetzung der Buckle'schen „Geschichte der Civilisation“ wird sehr gerühmt, und was diejenige Heine's betrifft, so kann ich nach sorgfältiger und gewissenhafter Prüfung derselben sagen, daß sie eine pietätsvolle, vorzüglich gelungene ist. In diesem Gewande wird der Verfasser des Buchs der Lieder im Reiche der heiligen Stephanskrone voraussicht-

lich bald so populär werden wie Petöfi, Arany, Tóth, Kis und wie alle jene Lyriker heißen, die im Palast wie in der Hütte gelesen und — gesungen werden.

Die Übersetzung der Heine'schen Gedichte durch Endrödy ist ein Meisterstück. Der Heine Ungarns hat sich als solcher Künstler der Übertragung gezeigt, wie der Heine Italiens, Giosuè Carducci, der bekanntlich ein Dutzend Heine'scher Lieder in mustergültiger Weise ins Italienische verpflanzt hat. Besonders rühmenswert ist die Form; anmutig, die Einfachheit des Originals mit größter Genauigkeit nachahmend, entzücken die Liebeslieder von reinstem lyrischem Schmelz und voll Tiefe und Innigkeit jeden Leser, der sich für Poesie Herz und Sinn bewahrt hat. So ist denn diese Übersetzung in der That eine wahre Bereicherung der ungarischen Litteratur und der Magyare, der für Klangfarbe so sehr schwärmt, wird bei der Lektüre Endrödy-Heine's das Urteil des Kommentators unterschreiben: „Heine's Lieder klingen wie Musik in unser Ohr; eine so zauberhafte Verschmelzung der Form und des Rhythmus und eine so bewunderungswürdige Abrundung, wie sie jedes einzelne Gedicht zeigt, steht fast einzig da . . . Das Gemüt und das Herz des Lesers wird es fühlen, ob der Übersetzer das Ziel erreicht hat, welches er sich gesetzt."

Der Einfluß Heine's macht sich in der ganzen modernen ungarischen Dichtung geltend. Koloman

Tóth und die ganze Generation der fünfziger Jahre, wie Lisznyay, Beöthy, Gyulay, aber auch die Lyriker der Gegenwart zeigen fast überall die Spuren der Heine'schen Einwirkung.

Daß Heine im Karpathenreiche populär werden konnte, beweist, daß die Ungarn wahre Poesie zu schätzen wissen, wenn sie auch aus dem Ausland kommt. Wie einst Kertbeny, so ruft auch jetzt der Ungar seinem Heine ein stürmisches Éljen zu und bricht in den Gruß aus:

Glück, Sänger, dir und Heil!
Es beut dies Volk als Festespreis
Auch dir sein bestes Teil:
Du trafst des Liedes schönsten Ton,
Und treue Herzen sind dein Lohn!

Ungarische Litteratur-Bilder.

(Petőfi, Jókai, Kossuth.)

Alexander Petőfi.

Daß Ungarn in der Weltlitteratur Sitz und Stimme erreicht hat, verdankt es in erster Linie dem Lyriker Alexander Petőfi und dem Romanschriftsteller Maurus (Moritz) Jókai. Die Dichtungen des ersteren wie die Erzählungen des letzteren sind in alle lebenden Sprachen übersetzt und dieselben im Ausland fast ebenso bekannt wie in ihrem engeren Vaterlande.

Alexander Petőfi hat, wie ich weiter unten zeigen werde, auch als Prosaist nicht Unbedeutendes geleistet, aber den größten Erfolg erzielte er als Lyriker, mit jener Dichtungsgattung, von welcher Saar singt:

Immer und ewig
Bleibst du, froh aufstrebende Lyrik,
Blüte und Krone der Dichtkunst.

Dieser gottbegnadete Poet ist vor allem ein Sänger des Herzens, dessen Empfindungen aus dem Herzen kommen und deshalb zum Herzen gehen; er ist wahr und natürlich und bei ihm wird die Natur zur Kunst und die Kunst zur Natur. Ein Minnesänger, voll zarter und keuscher Empfindung, ein Herold der Freiheit sowie der Vaterlandsliebe zugleich, ist er überdies noch der Dichter des magyarischen Volkes und des Landes; und deshalb auch die unermeßliche Volkstümlichkeit, die er in seinem Vaterlande erlangt hat, wo er wie ein Heiliger gefeiert wird. Er hat die Seele des ungarischen Volkes gleichsam in das Lied gehaucht und seine Lyrik ist die Verkörperung des magyarischen Genius. Er war der erste unter allen ungarischen Poeten, der direkt aus dem Leben seiner Nation geschöpft hat und in ihm verschmelzen sich die Begriffe der Volkstümlichkeit und Natürlichkeit in Eins. Er schuf eine neue Dichtung; er schöpfte seine Sprache aus den Volksliedern; die originellen Eigenschaften des Volksliedes verschmolz er mit seiner eigenen Individualität und vom Standpunkt der volkstümlichen schlichten Denkungsart und Unmittelbarkeit ausgehend, drückte er am treuesten die Gedankenrichtung und Empfindung der geistigen Welt des Volkes aus. Petöfi hat auch herrliche Epen geschaffen, aber die Unsterblichkeit verbürgt ihm nur die Lyrik. Hier singt er von dem Vaterland, der Liebe, der Frau und der

Familie; er zeichnet erschütternde Landschaftsbilder und Weinlieder, politische, soziale und Herzensfragen finden in ihm einen gewaltigen Interpreten. Seine glänzende Phantasie, die qualitative wie quantitative Fruchtbarkeit seiner Muse, die Innigkeit und Wahrheit seines Gefühls und Empfindens, die Natürlichkeit und Frische des Ausdrucks, die Sangbarkeit seiner Lieder — all dies mußte einen hinreißenden Einfluß auf seine Nation erzielen. Er ist der treue, wahre und freie Maler des menschlichen Herzens. Er verschmäht jedes falsche Pathos, jede krankhafte Sentimentalität — seine Liebes- und Vaterlandslieder sind gleichsam Flammen, welche die Herzen entzünden und unsere Seelen erglühen machen.

Und nun erst die Sprache dieser Dichtungen, die sich den jeweiligen Stoffen stets innig anschmiegt und bald wie ein Zephyr säuselt, bald wie ein Sturm braust und wie eine Flamme lodert, bald wie ein Silberbach dahinrieselt, und bald wie ein mächtiger Gebirgsstrom alles mit sich fortreißt! Petöfi hat diese Eigenart seiner Poesie sehr wohl gekannt, denn er schildert dieselbe in seinem Poem: „Meine Lieder" sehr zutreffend. Das Gedicht lautet:

In Gedanken ich mich oft versenke,
Bis ich selbst nicht weiß, woran ich denke;
Flieg' durchs Vaterland die Kreuz und Quere,
Schwing' mich über Berge hin und Meere!
Und es ist das Lied dann meiner Kehle:
Mondschein meiner schwärmerischen Seele.

Doch statt Phantasien mich hinzugeben,
Sollte wohl ich meiner Zukunft leben . . .
Ei, was kümmert heute mich das Morgen?
Gott ist gut, er wird schon für mich sorgen.
Und nun sind die Lieder meiner Kehle:
Falter meiner sorglos heit'ren Seele.

Find 'ne schmucke Maid ich, unterdrücke
Vollends ich der Daseinssorge Tücke,
Blicke tief in ihres Auges Gluten,
Wie der Stern in stille Weiherfluten.
Und es sind die Lieder meiner Kehle:
Rosen meiner warmverliebten Seele.

Liebt sie mich: greif' ich beglückt zum Becher;
Bleibt sie kalt, bin ich ein düst'rer Zecher;
Doch sobald im Glas der Wein blinkt helle,
Ist der bunte Frohsinn auch zur Stelle,
Und es sind die Lieder meiner Kehle:
Farbenspiele meiner trunk'nen Seele.

Ach, indes die Becher fröhlich kreisen,
Liegt die Hand der Völker noch in Eisen,
Und je heller auch das Glas erklinge,
Um so finstrer klirren Kettenringe.
Da nun sind die Lieder meiner Kehle:
Wolken meiner gramerfüllten Seele.

Was auch trägt das Sklavenvolk die Schande!
Steht nicht auf, zu sprengen seine Bande!
Soll etwa von Gottes Gnad' durchnagen
Wohl der Rost die Fesseln, die sie tragen?
Dann, o! sind die Lieder meinèr Kehle:
Blitze meiner tief empörten Seele. — —

In der magyarischen Steppenwelt aufgewachsen, ein Sohn der Pußta, von den Volkssagen der Donau und Theiß umrauscht, auf seinen vielfachen Wanderzügen im Lande kreuz und quer Gipfel und Abgründe des wundersamen pannonischen Bodens seiner Einbildungskraft aufs innigste vermählend, wurde er zum Typus der modernen ungarischen Nationallitteratur. Was an Mut und Offenheit, an Lebensfreude und Liebessehnsucht, an kühnem Wagen und heroischer Todesverachtung, an überwallender Begeisterung für ideale Herzens- und politische Güter in dem türkisch-ungarischen Stamm vorhanden ist — sagt ein ungarisches Blatt — das spiegelt sich alles rein und klar in Petöfi's Gedichten wieder. In ihnen feiert das Weib, seine Schönheit und sein Gemüt die herrlichsten Triumphe, als Geliebte, Frau und Mutter; in ihnen klingen die beseligenden Töne der Freundschaft fort, welche von den Hellenen bis zu Schiller und Goethe die edelsten Dichtergemüter entflammte; in ihnen ziehen die Bilder der ungarischen Geschichte magisch verklärt herauf, in ihnen klirren die Ketten, stöhnt der Aufschrei eines ganzen geknechteten Volkes, in ihnen hören wir den Vulkan der kommenden Umwälzung kochen, vernehmen wir das nahende Geräusch des Ausbruchs. Dann hören wir die Schlachtdrommeten klingen, fröhlich sehen wir das Freiheitsbanner fliegen und wir jauchzen mit den Lerchenliedern einer auferstan-

denen Nation. Und wenn der Adler für unser Auge zu hoch weit hinein in die Wolken fliegt, so blicken wir ihm noch verzückt nach, wenngleich wir ihm nicht zu folgen vermögen. Denn die Wirklichkeit hat Bleisohlen und hält nicht Schritt mit der leichtbeflügelten Phantasie. . . .

In den zahlreichen Liedern, in welchen Petöfi die Freiheit besingt oder zum Kampfe für Recht und Vaterland auffordert, erinnert er in Bezug auf Schwung, Begeisterung und dröhnende Sprache an Theodor Körner, der ja bekanntlich, wie Petöfi, als Jüngling auf dem Schlachtfelde, mit der Leier und dem Schwerte zugleich kämpfend, verblutete.

Ich lasse aus der reichen Fülle dieser Kriegsgedichte nur das folgende schwungvolle Poem folgen, welches ganz Körnerisch ist:

Schlachtlied.

Horch, Trommelschall, Drommetenton,
Das Heer steht kampfgerüstet schon,
Nur vor!

Es klirrt das Schwert, die Kugel pfeift,
Das ist's, was Ungarns Helden reift,
Nur vor!

Empor laßt unsre Banner weh'n,
Der ganze Erdball mag sie seh'n,
Nur vor!

Er mög' sie seh'n und lesen dort:
„Freiheit"! dies große, heil'ge Wort,
Nur vor!

Wer Ungar und kein feiger Wicht,
Der schau dem Feind ins Angesicht,
Nur vor!

Wer Ungar ist, der ist ein Held
Und handelt so, wie's Gott gefällt,
Nur vor!

Die Erd' zu Füßen mir ist rot,
Man schoß mir den Gefährten tot, —
Nur vor!

Nicht schlechter werd' ich sein als er,
Ich stürz' mich in des Todes Meer,
Nur vor!

Und hieb' man uns den Arm auch ab,
Und müssen all' auch wir ins Grab,
Nur vor!

Und mäht uns auch des Todes Hand,
Wir sterben, nicht das Vaterland —
Nur vor!

Man vergleiche mit diesem Schlachtlied nur Körners „Schwertlied". Es ist derselbe Genius, der in beiden waltet!

Mit der Genialität des Dichters ging Hand in Hand seine fast fabelhafte Fruchtbarkeit. Er wurde bloß 26 Jahre alt und innerhalb dieser kurzen Spanne Zeit hat der Pußtensohn, neben seinen zahlreichen Gedichten, einen — mißglückten — Roman: „Der Strick des Henkers", ferner Epen, Dramen, Journalartikel, Reiseskizzen, Übersetzungen aus

dem Englischen, Französischen und Deutschen geliefert, so daß auch diese Vielseitigkeit Staunen erregt. Es ist kein Wunder, daß die feinfühlige und enthusiastische, wenn auch gar zu überschwengliche Bettina von Arnim sich einst dazu verstieg, Petöfi einen „Sonnengott“ zu nennen.

Der junge Genius hatte seine Laufbahn noch nicht vollendet und sicherlich hätte die Weltlitteratur ihm noch manche herrliche Spenden zu verdanken gehabt; aber auch so hat er sich Unsterblichkeit errungen und es bewahrheitete sich bei ihm das Wort:

O selig, wem gegeben
Des Schicksals güt'ge Hand,
Für Wein und Weib zu leben,
Zu sterben fürs — Vaterland!

* * *

Durch die zum Teil vortrefflichen Übersetzungen der Gedichte Petöfi's durch Kertbeny, Adolf Dux, Ladislaus Neugebauer, Ludwig Aigner, J. Schnitzer, Hugo von Meltzl, Franz von Szarvady, Dr. J. Goldschmidt u. a., deren Übersetzungen ich im großen und ganzen hier gefolgt bin, ist Petöfi als Lyriker in Deutschland in weiteren Kreisen bekannt. Daß der Poet aber auch als Prosaist eine hervorragende Stelle in der Litteratur einnimmt, ist nicht allgemein bekannt und so dürfte eine flüchtige Skizze dieser seiner Thätigkeit hier nicht unangebracht sein.

Der bereits wiederholt erwähnte Litterarhistoriker Professor Gyulay hat im Jahre 1863 die „Vermischten Schriften“ Petöfi's* in 3 Bänden herausgegeben. Nach ihm hat ein anderer magyarischer Schriftsteller unter dem Titel: „Petöfi-Reliquien“** eine Nachlese der prosaischen Schriften Petöfi's veranstaltet, und Prof. Dr. Butkowics in seiner Schrift über den Poeten*** manches Neue und Interessante publiziert. Auf Grund dieses Materials und anderer Quellen will ich dem geneigten Leser einiges über den Prosaschriftsteller Petöfi mitteilen.

In seinen in den „Vermischten Schriften“ enthaltenen Novellen bekundet sich eine lebhafte Phantasie und ein eigenartiger Humor. Er hat eine besondere Vorliebe für die Dorfgeschichte. Die Reisebriefe zeichnen sich durch ihre Frische, den reizenden Plauderton über Land und Leute und manche allerliebste Genrebilder aus. Überdies sind diese Reisebriefe — „útilapok“ — auch als Beiträge zur Zeitgeschichte von 1838—1849 von hohem Wert.

---

* „Petöfi Sándor vegyes müvei, 1838—1849, Kiadta Gyulay Pál.“ Vermischte Schriften Alexander Petöfi's aus den Jahren 1838 bis 1849, herausgegeben von Paul Gyulay. 3 Bände. Pest, Pfeiffer.

** „Petöfi-Reliquiák“ (Petöfi-Reliquien) von Aladar Halási. Budapest, Franklin-Gesellschaft.

*** „Petöfi Sándor“ (Al. Petöfi) von Dr. Al. Butkowics. Preßburg, Stampfel.

Als Theaterkritiker ist er sehr schneidig, aber voll von Vorurteilen und Leidenschaftlichkeit. In seinen zahlreichen Briefen, u. a. an Johann Arany — den namhaftesten ungarischen Epiker — und Gabriel Egressy — den größten Schauspieler Ungarns — bekundet er eine geradezu verblüffende Aufrichtigkeit. Hier lesen wir endlich Briefe, welche nicht in der Absicht geschrieben sind, daß sie einst gedruckt werden sollten, — und das thut gar wohl in einer Zeit, wo fast jede „Berühmtheit" in jeder Zeile ihrer Korrespondenzen verrät, daß sie für die Ewigkeit, an die Adresse der Mit- und Nachwelt schreibt. Als Publizist läßt er in Bezug auf Urwüchsigkeit der Sprache und Rücksichtslosigkeit des Angriffs nichts zu wünschen übrig. Er verwechselt in seinen politischen Artikeln zuweilen die Feder mit dem Prügel. In seiner Liebe wie in seinem Hasse kennt er kein Maß und wehe dem armen Schächer, den er sich zu secieren vorgenommen! Der Unglückselige verblutete sicherlich unter der scharfen Sonde des Kritikers! Seine Zeitungsartikel aus den Revolutionsjahren 1848/1849 spiegeln getreu die politische Erregung jener Zeit wieder. Sehr lebhaft offenbaren sich sowohl in seinen Journalaufsätzen wie in seinen höchst interessanten „Tagebuchblättern" die naive Begeisterung und der naive Glaube, der politische Ehrgeiz, der revolutionäre Trieb, die persönliche Eitelkeit, aber auch das edle Herz des Dichters. Schon

vor 1848 fühlte er das Herannahen der Revolution und bewährte das Wort, daß der Dichter ein Prophet sei. Während der große Patriot Graf Széchényi infolge der revolutionären Wendung der Dinge in Verzweiflung gerät, erwartet und segnet Petöfi die Revolution aus voller Seele. Wie Paul Gyulay mit Recht bemerkt, ist aus diesen Aufzeichnungen sehr deutlich ersichtlich, daß die ungarische Nation nur sehr langsam in die Revolution getrieben wurde. Der Dichter der Revolution ist vor 1848 sehr unpopulär, und erst im September dieses Jahres findet er mit seinen glühenden revolutionären Liedern größeren Anklang. Trotz all seiner Bemühungen sind ihm die Pforten des Abgeordnetenhauses verschlossen und sein Republikanismus erregt Entrüstung. Seine zeitweilige Unpopularität drückt ihn sehr, er sucht sich zu verteidigen und zu beweisen, daß er kein praktischer, sondern nur ein theoretischer Republikaner sei und nicht so sehr für die Unabhängigkeit, sondern für die politische Freiheit Ungarns schwärme. Wahrhaft rührend sind schließlich die an seine Gattin Julia von Szendrey geschriebenen Briefe: so liebt nur ein Dichter von tiefem Gemüt und innigster Empfindung!

In den „Petöfi-Reliquien" tritt in erster Linie der politische Dichter und der Publizist hervor. Die darin enthaltenen „Tagebuchblätter" aus den Revolutionsjahren bilden gewissermaßen die Chronik des

magyarischen Aufstandes und sind mit einer leidenschaftlichen Glut geschrieben. Mag hier ein Fragment über den 15. März 1848 abgedruckt werden, als in Ungarn die Zensur — gewaltsam — aufgehoben wurde:

„Die Presse ist frei! . . . Wüßte ich, daß das Vaterland meiner nicht mehr bedürfen würde, tauchte ich mein Schwert in mein Herz und schriebe mit meinem Blute sterbend diese Worte nieder, damit die roten Buchstaben dastehen wie die Strahlen des Morgenrots der Freiheit.

„Heute wurde die ungarische Freiheit geboren, denn heute fielen die Ketten der Presse . . . Oder giebt es einen Thoren, der glauben könnte, daß irgend eine Nation ohne eine freie Presse auf Freiheit Anspruch machen könnte? Sei gegrüßt, ungarische Freiheit, an deinem Geburtstag! Zuerst begrüße ich dich, der ich für dich gebetet und gekämpft habe, ich begrüße dich mit um so höherer Freude, als mein Schmerz um so tiefer war, da wir dich entbehren mußten!

„O du unsere neugeborene Freiheit, lebe lange auf Erden, lebe so lange, als noch ein Ungar lebt; wenn der letzte Sohn unserer Nation stirbt, dann lege dich wie ein Leichentuch auf ihn . . . Und wenn der Tod früher über dich kommen sollte, so reiße die ganze Nation mit dir ins Grab, denn es wäre eine Schande, ohne dich weiter zu leben, wohl aber ist das Sterben mit dir — Ruhm!

„Damit grüße ich dich; dies sei deine Wegzehrung fürs Leben! Ich wünsche nicht, daß du auf deiner Laufbahn keinen Gefahren begegnest, denn das ewig ruhige Leben ist ja ein halber Tod, aber mögest du ewig Manneskraft genug haben, um der Gefahren Herr zu werden!

„Es ist tiefe Nacht — gute Nacht, schöner Säugling! . . . Schön bist du, schöner als deine Geschwister insgesamt in diesem Lande, denn du hast dich nicht im Blute gebadet wie jene, dich haben reine Freudenthränen gewaschen; die Linnen deiner Wiege sind nicht kalte, starre Leichen, sondern freie glühende Seelen. Gute Nacht! . . . Wenn ich eingeschlafen bin, erscheine in meinem Traume in der Gestalt, wie ich dich dereinst zu sehen hoffe: groß, glänzend und von der Welt geachtet! . . .“

Der hier gethane Ausspruch Petöfi's, daß er bereit sei, die Worte mit seinem Herzblut niederzuschreiben, ist keine leere Phrase. Bekanntlich kämpfte er nicht nur mit der Leier, sondern auch mit dem Schwerte in der Hand für Vaterland und Freiheit, und als Märtyrer seines glühenden Patriotismus fiel er, wie der Leser weiter unten lesen wird, auf dem Felde der Ehre, bevor noch der Sturm des Lebens diese junge Menschenblume entblättert hatte!

In diesen Petöfi-Reliquien sind auch die politischen Artikel abgedruckt, die Petöfi in mehreren Zeitungen Budapests: in „Pesti Hirlap“ (Pester

Tageblatt), s. Z. Organ Kossuths, in „Életképek“ (Lebensbilder), in „Honvéd“ und in „Márczius tizenötödike“ — „15. März“ — veröffentlichte ... Das Ministerium Batthányi war nicht nach seinem Geschmack. In einem Artikel vom 10. August 1848 sagt er: „Während die Metternich'sche Gesellschaft durch ihre Thaten uns ruinieren wollte, wird das Batthányi-Kabinet uns durch seine Unthätigkeit zu Grunde richten. Was nützt es, wenn die Methode eine andere ist? Das Ergebnis ist dasselbe ... Von Tag zu Tag überzeuge ich mich immer mehr, daß das Ministerium einem Menschen gleicht, dessen Augen verbunden, dessen Hände gefesselt und dessen Füße in Ketten gelegt sind; meine ganze Hoffnung ist die Nationalversammlung“ ... Sehr interessant ist eine Replik, die er gegen Vörösmarty, den gefeiertsten ungarischen Dichter vor Petöfi, in „Pesti Hirlap“ veröffentlichte. Er sagt u. a.: „Vörösmarty schleudert mir die Beschuldigung ins Gesicht, daß ich nie sein aufrichtiger Verehrer war — daß ich die Anhänglichkeit an ihn simulierte — kurz, daß ich ein zweideutiger Mensch sei. Es ist dies die nichtswürdigste Charakterlosigkeit, deren ein Mensch fähig ist, und ich darf eine solche Beschuldigung nicht auf mir sitzen lassen. Ich rufe alle diejenigen in der ganzen Welt, die mich kennen, als Zeugen auf, ob sie bei mir auch nur einen Schatten von Zweideutigkeit bemerkt haben? — Wenn ja, mag die Verachtung der

Nation mich treffen! . . . Wenn Vörösmarty von Bescheidenheit sprechen will, so erkläre ich hier: ich halte dieselbe für einen sehr wohlfeilen Artikel, dessen Einstudierung ich nie der Mühe wert hielt, denn sie ist die Erfindung der Jesuiten. Goethe hat während seines ganzen Lebens einmal etwas Kluges gesagt, als er den Ausspruch that: „Nur Lumpe sind bescheiden.“ Am Schlusse seines Artikels sagt Vörösmarty: „Du bist noch zu klein, um einen Richter abzugeben.“ Ich will dagegen nichts erwidern und erkenne die Richtigkeit dieses Diktums an, wenn auch Vörösmarty in der Táblabiró-Anschauung lebt, daß man so lange zu klein zum Richter sei, bis man einen Schmerbauch hat. Im übrigen meine ich gleich Vörösmarty, daß dieser Federkrieg das zwischen uns beiden herrschende gute Einvernehmen nicht vernichten wird. Aber sollte dies auch nicht der Fall sein, so werde ich nicht nur ihm gegenüber, sondern aller Welt gegenüber frei meine Meinung aussprechen. Lieber will ich auch dann, wie bisher, der Märtyrer meiner mutig und unerbittlich ausgesprochenen Überzeugung sein, als daß man mich der Feigheit beschuldigen soll. Ich will mit mir selbst in Frieden leben, nicht aber mit der ganzen Welt.“

Eines der treuesten und rührendsten Freundschaftsverhältnisse, die wir in der litterarischen Welt kennen, war dasjenige zwischen Johann Arany, dem großen Epiker und Verfasser der klassischen Werke: „Buda's

Tod", „Toldy's Liebe" u. s. w., und Alexander Petöfi. Der Briefwechsel zwischen diesen beiden Dichterheroen ist in litterarischer Beziehung sehr wertvoll. Petöfi ergriff die Initiative zu dieser Verbindung, indem er am 4. Februar 1847 ein Gedicht und folgendes Schreiben an Arany richtete:

„Ich grüße Sie!

„Heute las ich Ihren „Toldy", heute schrieb ich dieses Gedicht und werde es noch heute absenden. Es wird in „Életképek" — Lebensbilder — erscheinen, aber ich will Ihnen so früh als möglich von der Überraschung, der Freude und der Begeisterung Ausdruck geben, die Ihr Werk in mir hervorgerufen. Umsonst, die Volkspoesie ist die wahre Poesie. Bestreben wir uns, daß sie zur Herrschaft gelange! Wird erst das Volk in der Poesie regieren, dann wird es auch leichter in der Politik regieren, und das ist die Aufgabe dieses Jahrhunderts, das ist das wünschenswerte Ziel jedes edlen Herzens, das zum Überdrusse gewahren muß, wie Millionen Märtyrer sind, damit nur einige Tausend faulenzen und genießen können. In den Himmel gehört das Volk, die Aristokratie in den Abgrund.

„Schreiben Sie mir, wenn Sie's nicht belästigt; schreiben Sie mir von sich, was Sie wollen, über alles; wie alt Sie sind, ob verheiratet oder Junggeselle, ob braun oder blond, groß oder klein, . . . alles

wird mich interessieren. Gott mit Ihnen! Leben Sie wohl!

Ihr aufrichtiger Freund

Alexander Petöfi."

Die Freundschaft zwischen beiden Genien dauerte bis zum Tode Petöfi's.

Unter den Briefen Petöfi's sind einige, die für den Menschen von hohem Interesse sind; ich meine die Briefe des Dichters an seine Gattin Julia von Szendrey. Man wird dieselben nicht ohne tiefe Bewegung lesen können. Unmittelbar vor dem Tode des Gatten geschrieben, atmen diese Kundgebungen vom Schlachtfeld an die junge, zärtlich geliebte Frau eine glühende Liebe. Das letzte Schreiben ist 10 Tage vor dem Hinscheiden des Sängerhelden datiert. Darin heißt es u. a.:

„In Bereczk traf ich mit Bem zusammen. Ich blieb neben seinem Wagen stehen und grüßte ihn; als er mich erblickte und erkannte, streckte er mir seine Arme entgegen. Ich fiel um seinen Hals und wir küßten uns. „Mon fils, mon fils, mon fils!" rief der Alte weinend. Die Umstehenden frugen Gabriel Egressy: „Ist dies der Sohn des Generals?" Jetzt ist er noch viel freundlicher, herzlicher und väterlicher gegen mich wie bisher, obzwar er es immer war. Heute sagte er zu dem anderen Adjutanten: „Melden Sie dem Kriegsministerium, aber geben Sie acht,

melden Sie das wörtlich: „Mein Major, der Adjutant Petöfi, welcher abgedankt hat wegen der schändlichen Behandlung des Generals Klapka, ist wieder in Dienst getreten.“ Heute sagte er mir unterwegs, daß ich Dir hier in Maros-Vásárhely Quartier machen und Dich hierher bringen solle. Dies ist auch mein sehnlichster Wunsch, aber bevor wir nicht festeren Fuß gegen die in der Nähe stehenden Russen gefaßt haben, wage ich dies nicht zu thun. Sie sind nur zwei Meilen von hier entfernt und die Eingeborenen sind vor einigen Tagen wie die Küchlein hierher geflüchtet. Sobald aber der Ort nur einigermaßen sicher ist, wird dies — Du kannst davon überzeugt sein — meine erste Sorge sein. Wie befindet Ihr Euch, meine lieben, angebeteten Seelen! O, könnte ich etwas von Euch hören. Wenn es nur irgendwie möglich ist, schreibe mir, mein Engel, ein Sterbenswörtchen. Ich versäume keine sich mir darbietende Gelegenheit. Liegt mein Kind an der Brust? Entwöhnt ihn je früher, je lieber und lehrt ihn reden, damit er mich überrascht. Ich küsse Eure Seelen und Herzen unzähligemal.

Dein Dich anbetender Gatte

Alexander.“

Schließlich kann ich die Urteile Petöfi's über einige deutsche Dichter nicht unerwähnt lassen. Von allen deutschen Poeten liebte er am meisten Heine

und Lenau. Nur für Goethe konnte er sich nicht erwärmen. Er war entschieden nicht „goethereif“. So sagt er in seinen „Reisebriefen“ — Útilevelek, vegyes müvek. 3 B., S. 80 ff. — „Ich liebe Goethe nicht, ich mag ihn nicht leiden. Sein Kopf ist ein Diamant, aber sein Herz ist ein Stein; in ihm ist keine Liebe; er war auch kein Patriot. Ich könnte mich eher mit demjenigen befreunden, der in seiner Leidenschaft mir tausendfältig Böses zugefügt, wie mit einem kalten Menschen, der mir noch soviel Gutes erzeigt. Ein flammendes Herz oder das kalte Grab! . . . Goethe ist einer der größten Deutschen. Er ist ein Riese, aber ein riesiges Marmorbild . . . Der andere nicht geliebt, den können andere nicht lieben, höchstens anstaunen. Und wehe dem großen Mann, den man nur bewundern, aber nicht lieben kann. Die Liebe ist ewig wie Gott; die Bewunderung vergänglich, wie die Welt“ . . . Ich bin überzeugt, das Urteil Petöfi's über den größten deutschen dichterischen Genius und den namhaftesten Poeten des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt wäre ein ganz anderes und sympathischeres geworden, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre.

* * *

Wie die Dichtung, so ist auch der Lebenslauf Alexander Petöfi's einer der wunderbarsten, die wir kennen. Nicht durch gelehrtes Wissen und durch Bücher

ist der Poet groß geworden, sondern durch die Natur und die Schule des Lebens. Wie ein glänzender Komet, dessen Erscheinen ebensowenig wie seine Bahn vorher berechnet werden konnte, tauchte er urplötzlich am Firmament der ungarischen Dichtung auf und verschwand — erst 26 Jahre alt — ebenso rasch wie er gekommen, aber die Spuren von seinen Erdentagen werden selbst in Äonen nicht untergehen. Wie die Fata morgana, welche den Wanderer durch ihr buntes Farbenspiel anlockt, sich aber rasch verflüchtigt, wenn man den Zauberspuk der Luft mit Händen greifen will, so war auch das Leben Petöfi's ein fast traumhaftes, irrlichterierendes, und selbst an seinen Tod knüpften sich die wunderbarsten Märchen und Sagen an, welche zum Teil die Phantasie des Volkes noch jetzt beschäftigen.

Petöfi wurde am 1. Januar 1823 in der kleinen ungarischen Stadt Kis-Körös, im Pester Komitat, als der Sohn eines schlichten Fleischermeisters geboren. Bald nach seiner Geburt übersiedelten seine Eltern nach Félegyháza, welche Stadt er stets als seine eigentliche Heimat betrachtete. Hier im ungarischen Tiefland, wo die endlose Heide sich ausdehnt, verlebte er seine ersten Knabenjahre. Er liebte diese seine Heimat mit der ganzen Glut seiner Feuerseele und der Pußta wie den Pußtenstädten hat er im Liede zur Unsterblichkeit verholfen. Als er schon in Budapest lebte und sich dort ein neues

Heim gegründet hatte, sehnte er sich doch nach dem Tiefland, „Klein-Kumanien“, zurück:

Da nun bin ich wieder
In der Hauptstadt Treiben, dem gestaltenbunten,
Aber in Gedanken weil' ich noch beständig
Dort im Tiefland unten.
Meine Augen schließ' ich,
Und das Aug' der Seele sieht im Wandelbilde
Leis vorüberschweben meiner Heimatstätte
Herrliche Gefilde.

In Félegyháza besuchte der Knabe die Schule nicht, sondern die Eltern sandten ihn zu dem evangelischen Geistlichen Martiny, wo er einigen Unterricht genoß. Später besuchte er die Schulen, beziehungsweise Gymnasien, zu Kecskemét, St. Lörinz, Gyönk, Aszód und Pest. Hier, wo er in den Jahren 1835—1838 die 2., 3. und 4. Klasse des Gymnasiums absolvierte, begann er, wie er in seinem Tagebuche erzählt, zum erstenmale Gedichte zu verfertigen. Im Jahre 1839 trat er in das lutherische Obergymnasium zu Schemnitz, der altberühmten Bergstadt, ein. Die große Frühjahrsüberschwemmung der Theiß von 1838 und andere Unglücksfälle brachten den Vater des jungen Mannes an den Bettelstab, und dieser Umstand verdüsterte das Gemüt Alexanders, der seine Eltern zärtlich liebte. Von frühester Kindheit hegte er glühende Liebe zum Theater und so entschloß er sich eines Tages, seine Stu-

dien an den Nagel zu hängen und unter die Komödianten zu gehen. Er reiste nach Budapest und ließ sich, unter dem Namen Rónai, als Statist am Pester Nationaltheater anwerben. Wie er erzählt, hatte er nichts anderes zu thun, „wie die Stühle und Sofas auf die Bühne zu bringen und auf Befehl der Schauspieler ins Wirtshaus zu laufen, um für sie Bier, Wein, Käse, Speck ꝛc. zu besorgen.“ Der erzürnte Vater tauchte plötzlich in Pest auf und zwang den Sohn, nach der Heimat zurückzukehren, damit er sich dort der Fleischhauerkunst widme. Er hatte aber begreiflicherweise keine Lust dazu. Später schildert er in seiner humoristisch-gemütlichen Weise den Kasus also:

Von Kindheit an, geliebter Vater,
Dein treuer Mund mich ernstlich bat,
Ich sollt', wie du, ein Metzger werden,
Dein Sohn jedoch ward Litterat.

Mit deinem Werkzeug schlägst du Ochsen,
Mein Kiel der schlägt auf Menschen los,
Genau genommen ist's dasselbe,
Verschieden ist der Name bloß.

Sein stark ausgeprägter Unabhängigkeitssinn, der sich nach Thaten sehnte, bewirkte, daß er nunmehr unter die — Soldaten ging und sich bei dem deutschen Infanterie-Regiment zu Ödenburg anwerben ließ als „Fußgänger, den Kragen grün, die Knöpfe gelb“. Er hatte sich die militärische Carriere sehr

hübsch gedacht, aber alsbald kam die Enttäuschung. Es verdroß ihn gewaltig, daß er gehorchen mußte, daß ihn sein Korporal drillte, daß er über die festgesetzte Zeit hinaus kein Licht brennen durfte, und dergleichen mehr. Die Strapazen des Marsches nach Kroatien warfen ihn aufs Krankenlager und er mußte ins Lazarett gebracht werden. Am 28. Februar 1841 erhielt er als „Invalid" seine Entlassung aus dem Militärverband und er entschloß sich aufs neue, „sein Glück" abermals beim Theater zu versuchen. Als wandernder Schauspieler durchzog er mit allerlei „Schmieren" und „Meerschweinchen" fast ganz Ungarn und wenn er auch während dieser seiner dornenvollen Laufbahn unendlich litt, darbte und hungerte, so lernte er doch sein Vaterland genau kennen und sein Gesichtskreis erweiterte sich immer mehr.

Petöfi hatte kein besonderes schauspielerisches Talent und so konnte er auch keine Lorbeeren einheimsen. In Debreczin wurde er sogar ausgepfiffen, was aber seine Überzeugung, daß er ein Garrick sei, keineswegs erschütterte. Seinem Unmut über die schnöde Behandlung gab Petöfi in folgenden Versen Ausdruck:

Ei, der heikeligen Menge,
Es ist wahrlich ein Skandal,
Unsre Truppe zu empfangen
Mit Gezische jedes Mal.

Und was man bei dem Fiasko
Überdies für Einnahm' hat!
Ganz verschuldet fliehn die Künstler
Früher, später aus der Stadt.

Zweimal einen Fuchs zu schinden,
Geht, ihr Herren, doch nicht an;
Werden wir schon ausgepfiffen,
Sei's bei vollem Hause dann.

Nach diesen stürmisch bewegten Lehr- und Wanderjahren erglänzte endlich im Jahre 1842 für den Jüngling der Stern des Erlösers: in diesem Jahre gelang es ihm, den damals berühmtesten ungarischen Dichter Michael Vörösmarty und den bedeutendsten Kritiker Bajza für seine lyrischen Gedichte zu interessieren; die beiden, entzückt und hingerissen von den Offenbarungen eines Originalgenies, öffneten ihm die Spalten des von ihnen herausgegebenen belletristischen Blattes: „Athenäum“ und es begann eine glänzende Dichterlaufbahn, die allerdings bloß sieben Jahre, bis zum Tode des Dichters auf dem Schlachtfelde 1849, dauerte, den jungen Adler aber auf jene Sonnenhöhe des Ruhmes und Erfolges erhob, auf welcher er jetzt unseren Blicken erscheint. Im Anfang freilich ging es auch mit der Schriftstellerei kümmerlich; die ungarische Litteratur war damals noch eine Ware, die geringen Absatz hatte und zu den Lorbeeren fehlten die Karpfen; noch 1843 mußte er als Schreiber der Reichstagsverhandlungen

zu Preßburg sich vermieten, um sich vor dem Hunger zu schützen, aber je mehr sein Ruf sich erhöhte, und in je weitere Kreise seine Gedichte drangen, desto sorgloser gestaltete sich seine Zukunft und desto mehr wich die Not des Lebens. Der 20jährige Jüngling wurde im Jahre 1844 Redakteur der von dem Schriftsteller Vahot herausgegebenen belletristischen Wochenschrift: „Pesti Divatlapok“ — Pester Modenblätter — und seine Gedichte wurden — etwas Unerhörtes im damaligen Ungarn! — wiederholt aufgelegt und brachten ihrem Autor nicht nur Ehre, sondern auch Geld.

Um jene Zeit erwachte in seinem Herzen eine mächtige Liebesleidenschaft zu der Schwägerin Vahots, Etelka Csapó, einem bildschönen Mädchen von fünfzehn Jahren. Dasselbe starb sehr früh. Da der Leichnam gar keine Spuren des Todes verriet, wagte man ihn lange nicht zu beerdigen und Petöfi wachte Tag und Nacht am Sarge der teuren Toten. In dieser Stimmung dichtete er jenen herrlichen Cyklus 35 Lieder: „Cypressenzweige vom Grabe Etelka's“, welcher zu den schönsten Perlen der Lyrik gehört und dessen ergreifende Schilderungen Etelka's Bild mit einem solchen Nimbus des Weihevollen umgeben, wie Petrarca's Sonette das Andenken Laura's und Dante's Gedichte dasjenige Beatricens. Erschütternd sind die Klagen des Dichters, der augenscheinlich zum erstenmale wahr und aufrichtig liebte. Man höre:

Dort hängt jetzt meine Laute unberühret,
Auf welcher ich gesungen meinen Gram,
Den Gram um dich, Geliebte meines Herzens,
Die, ach, das Grab in Hast für immer nahm.

Dort hängt jetzt meine Laute unberühret;
Und wenn zuweilen noch ein Ton erklingt,
So ist es nur der Ton von einer Saite,
Der Ton von einer Saite, die — zerspringt!

Und an einer anderen Stelle:

Du warst die Blume meines Lebens,
Du bist verwelkt, mein Herz ist wüst,
Du warst die Sonne meines Strebens,
Du bist verlöscht, mich Nacht umfließt,
Du warst die Schwinge meiner Musen,
Du bist erlahmt, mein Schwung mit dir,
Du warst die Glut in meinem Busen,
Du bist erstarrt, — — o ich erfrier!

Jókai berichtet, daß Petöfi ein ganzes Jahr lang melancholisch war und sich gar nicht trösten lassen wollte. In diesem Zustand schrieb er das düstere Poem: „Felhök" („Wolken"), welches mit den dunklen Bildern Byrons und Rembrandts wetteifern kann. Eine eigentümliche pessimistische Grundstimmung durchweht alle diese trübsinnigen Dichtungen. Zur Charakteristik dieser eigenartigen Poesie mögen einige kurze Gedankensplitter hier mitgeteilt werden:

1. Was ist der Ruhm? Ein Regenbogen licht,
Der Sonne Strahl, wenn er in Thränen bricht.

2. Was ist der Schmerz? Ein Ocean.
Was ist die Freude?

Die winzige Perle bloß im Ocean.
Ach, und auch die zerbricht so leicht,
Eh' du mit ihr das Tageslicht erreicht.

3. Was wird mit unsrer Erde dereinst einmal geschehn?
Wird sie zu Eis erstarren? Im Feuer untergehn?
Ich meine, sie wird sich ballen zu Eis: erstarrend bloß
Von den Herzen, den vielen Herzen, die da ruh'n
in ihrem Schoß . . .

Aber die Zeit heilt alles. Bald liebte er statt Grabesblumen üppige Rosen, und wenn man bösen Zungen glauben darf, soll Petöfi zu jener Zeit gleich einem Schmetterling von Blume zu Blume geflattert sein. Nach dem Tode seines Ideals verliebte er sich in eine polnische Tänzerin. Die schlaue Jüngerin Terpsichorens verwirrte den Poeten so sehr, daß er seinen Freund Vahot bat, ihm Unterricht in polnischen Tänzen erteilen zu lassen. Vahot verspottete ihn als einen „Narren der Liebe". Hierauf liebte er die Tochter eines Bankiers. Auf einer Musiksoiree Franz Liszts zog eine der schönsten und reichsten Damen Pests seine Aufmerksamkeit auf sich; kurz entschlossen, besuchte er den Vater seiner Angebeteten und hielt bei ihm um die Hand seiner Tochter an. Der Bankier, ein feingebildeter Mann, der den Dichter bereits aus seinen Werken kannte, nahm ihn sehr freundlich auf und sagte ihm allerlei Schmeichelhaftes, aber er müsse ihn an seine Tochter verweisen; wenn sie einwillige, so habe er nichts dagegen. Der Dichter

entfernte sich, vergaß aber dieses Erlebnis so ganz und gar, als wäre nichts geschehen. . . . Ob alle diese Legenden auf Wahrheit beruhen, will ich dahin gestellt lassen.

Im Jahre 1845 begab er sich auf Reisen; er wollte auch die wilde Romantik Oberungarns, die er bisher nicht kannte, kennen lernen. Diese Wanderungen glichen wahren Triumphzügen, denn überall veranstaltete die Jugend dem damals schon in ganz Ungarn berühmt gewordenen Dichter zu Ehren Fackelzüge und auf Banketten und Versammlungen wurde er aufs höchste gefeiert. Das Jahr 1846 bildete einen Wendepunkt im Leben des Poeten. Er fand sein Ideal in der braunen Schönheit Julia von Szendrey, in welche er sich sterblich verliebte. Am 8. September 1846 erblickte er sie zum erstenmale. Von diesem Zeitpunkt an datiert er sein neues Leben. In seinen Reisebriefen sagt er: „Vordem war ich nicht, existierte die Welt nicht, war nichts; damals entstand im großen Nichts die Million der Jahre und in meinem Herzen die Liebe. Und dies alles erschuf ein Blick Julia's.“ In Vers und Prosa verherrlicht er die Schönheit, die Anmut, die Herzensgüte seiner Geliebten. „Ich müßte“, ruft er aus, „meine Federn in die Sonnengluten tauchen, wollte ich ihre Seele in ihrem ganzen Glanze und ihrer ganzen Glut beschreiben.“ Und in einem seiner glühendsten Liebeslieder, bereits an seine Frau gerichtet, singt Petöfi:

O lieb' mich, lieb' mich, so wie ich dich liebe,
So heiß, so flammend und so grenzenlos,
Entsend' auf mich des Lichts, der Wärme Fülle,
Die dir ins Herz von Gottes Antlitz floß;
Denn dies dein Herz ist ja mein ganzes Leben,
Tags meine Sonn' und nachts mein Sternenschein —
Hätt' ich nicht deine Liebe, holdes Weibchen,
Wie düster würde diese Welt mir sein.

Julia von Szendrey war die Tochter eines Wirtschaftsbeamten auf dem Schlosse Erdöd. Petöfi erfreute sich zwar bereits einer großen Volkstümlichkeit — inzwischen waren u. a. „Held János", „Cypressen: Laub vom Grabe Etelka's", „Liebesperlen" und verschiedenes Andere von ihm erschienen, was die allgemeinste Aufmerksamkeit auf ihn lenkte —, aber ein Dichter ohne Vermögen, ohne Stellung, ohne feste Einnahmen hatte für den praktischen Gutsverwalter als Schwiegersohn wenig Verlockendes. Das schwärmerische Mädchen dagegen schloß ihn in ihr Herz ein und wußte bald den Widerstand des Vaters zu besiegen. Viele Biographen Petöfi's haben die Gattin als kokett und gemütsleer geschildert; mit Recht widerspricht dieser Annahme Maurus Jókai. Es muß eine starke Liebe genannt werden, sagt er, die ein an Reichtum, Luxus und Wohlleben gewöhntes, von Anbetern umschwärmtes Mädchen bewegt, dem Zorne der Eltern zu trotzen und ihr Leben an einen vom Schicksal verfolgten Dichter zu knüpfen! Der Frau

harrten nur Entbehrungen, aber sie war doch in seinem Besitze unermeßlich glücklich.

Die Hochzeitsreise des jungen Paares ging nicht nach Italien, der Schweiz oder Egypten — dazu fehlte es an Geld —, sondern nach Siebenbürgen. Dort empfing sie das gastfreundliche Schloß des Grafen Alexander Teleki in Koltó. Dort verbrachte Petöfi die schönsten Jahre seines Lebens. Er schrieb darüber an einen Jugendfreund am 14. Okt. 1847: . . . „In einigen Tagen reisen wir nach Pest und verlassen das liebe unvergeßliche Koltó, wo ich so süße Wochen verlebte und in einem so großen Glücke schwelgte, wie es ein Sterblicher kaum zu träumen wagt.“ Die ungarische Litteratur verdankt diesen Honigwochen 28 Gedichte voll gewaltiger Leidenschaft, in denen er sein Liebesglück besingt. Die Schönheit seiner Julia — mit dem Kosenamen Juliska — feiert er in begeisterten Liedern. Aus der Fülle derselben mag hier nur Folgendes mitgeteilt werden:

Nun bin ich in des Mannesalters Sommer,
Der heitre Lenz der Jugendzeit entschwand,
Er nahm mit sich die vielen schönen Blumen,
Die schönen Träume, die er einst gesandt;
Mit sich die Lerche, die mich oft erweckte
Mit ihrem Sang beim ersten Morgenschein . . .
Hätt' ich nicht deine Liebe, holdes Weibchen,
Wie düster würde diese Welt mir sein! . . .

Es rollte einst durch wildromant'sche Felsen
Ein Zauberquell süß murmelnd seine Flut:

Der Ruhmsucht Quell! Wie hab' an seinen Wellen
So oft ich mich berauscht voll Jugendglut.
Er fließt noch heut'! Mich aber dürstet nimmer,
Ich trinke nicht, mag andre er erfreu'n . . .
Hätt' ich nicht deine Liebe, holdes Weibchen,
Wie düster würde diese Welt mir sein!

Hier war es auch, wo Petöfi jenes prophetische Gedicht verfaßte, worin er seinen Tod, der in zwei Jahren erfolgen sollte, vorahnte. Dort heißt es u. a.:

Komm', süßes Weib, laß uns im Lenze kosen,
Denn sieh, der Duft zerstiebt, die Blüten flieh'n.
Heut lehnt dein Haupt an meiner Brust, doch morgen
Sinkst du vielleicht an meinem Grabe hin.
Und jenes öde Grab — wirst du's umschlingen
In Gram und Thränen mit dem Lilienarm?
Wird eines Andern Schwur dein Herz entreißen
Zu neuem Glücke jener Stunden Harm?

Und wirfst du einmal fort den Witwenschleier,
So schling ihn um mein Kreuz als Trauerflor,
Mit diesem Schleier aus dem Reich der Schatten
Rufst du den Mann zurück, der dich verlor.
Kann er noch Thränen trocknen, die vergossen
Die Liebe, die auch nicht im Grab vergißt,
So hol' ich ihn in meine stille Klause,
Wo du selbst dann noch angebetet bist.

Vorläufig dachte das junge Ehepaar freilich an nichts weniger als an den Tod. Von Koltó reiste Petöfi nach Pest, wo er mit Jókai eine gemeinsame Wohnung inne hatte. Jókai erzählt, daß er

Julia nie anders als im einfachen schwarzen Kleide sah; das Haar trug sie kurz geschnitten. Petöfi und seine Frau tranken nie Wein (aus Sparsamkeitsrücksichten), sie gingen nie in die Oper, auch machten sie nicht, noch empfingen sie Besuche, mit Ausnahme derjenigen Arany's. In der Wohnung gab es kein Klavier, keine Blume, keinen Singvogel, doch war Julia glücklich, denn Petöfi gehörte ihr ganz allein an ... Sein häusliches Glück kannte keine Grenzen, als seine Gattin ihn mit einem Söhnchen beschenkte, das den Namen Zoltán erhielt. Zoltán, im Jahre 1848 geboren, starb in dem jugendlichen Alter von 22 Jahren, im Jahre 1870.

*　　*
*

Alexander Petöfi starb als junger Gatte und junger Vater in der Blüte seiner Jugendjahre. Seine heißeste Sehnsucht, in den Reichstag gewählt zu werden, ging nicht in Erfüllung, aber sein leidenschaftliches Verlangen, auf dem Schlachtfelde zur Befreiung des Vaterlandes mitzukämpfen und für die Freiheit das Leben hinzuopfern, sollte sich bald realisieren. Petöfi wurde zum Hauptmann und dann zum Major in der Honvédarmee ernannt und kam als solcher beim Beginn des siebenbürgischen Feldzuges an die Seite des Oberbefehlshabers General Bem als dessen Adjutant. Der geniale Feldherr liebte den Dichter sehr und warnte ihn wiederholt,

seinen Eifer zu zügeln und den Tod nicht herauszufordern. In mehreren Schlachten zeichnete er sich wiederholt durch seine Tapferkeit und Kühnheit aus. Am 31. Juli 1849, als die Russen unter General Lüders die kleine Honvédarmee des Generals bei Schäßburg — Siebenbürgen — umzingelten und niedermachten, fand auch der Dichter, aller Wahrscheinlichkeit nach, seinen Heldentod auf dem Schlachtfeld. Der Militärarzt Dr. Joseph Lengyel, ein Augenzeuge dieser mörderischen Schlacht, schildert den Tod des Dichters u. a. also: „Zwei Regimenter russischer Lanziers lösten sich, kaum tausend Schritte vor uns, aus der Massen formierenden Division los. Die Husaren schlugen sich gut, aber was vermochten sie gegenüber einer solch' ungeheuren Mehrheit, sie, die kaum ihrer dreihundert waren? Ich schrie Petöfi an, wies hin auf den Anfall. Er blieb ruhig und sagte bloß: „Kleinigkeit!" Aber bald darauf floh die ganze Front. Ich zeigte hin auf den linken Flügel, wo auch General Bem floh. Petöfi warf einen Blick dahin, wendete sich wortlos und begann gleichfalls zu fliehen. Wir flohen der Landstraße zu, uns nach die zwei Regimenter russischer Lanziers. Als wir schon hübsch aus dem Dorfe hinausgelangt waren, sahen wir, daß während diese beiden Regimenter angriffen, ein drittes Russenregiment an der Seite des Flusses Küküllö sich in gerader Linie hinaufzog, und als es schon auf eine halbe Meile etwa

das abgebrannte Fehéregyház verlassen hatte, sich rechts wendete und, einen geraden Winkel bildend, sich bemühte, die Landstraße, uns somit die weitere Flucht abzuschneiden. Einem großen Teil unserer Kavallerie war es noch möglich, außerhalb dieses Kreises weiterzukommen, aber von unserer Infanterie rettete sich nur, wer zur Reserve gehörte; jene dagegen, die im Feuer gestanden, wurden von den Russen eingeschlossen, und die in jenem Kreise verblieben — ausgenommen 60—70 Verwundete — sie fielen alle. Mir half mein Pferd aus dem Kreise heraus. Aber Petöfi war zu Fuß und verblieb deshalb drinnen im Kreise. Auf einen Hügel gelangend, blickte ich zurück und glaubte Petöfi zu erkennen. Die Stelle, auf welcher ich ihn zuletzt sah, ist mir noch in diesem Momente so lebhaft in Erinnerung, daß ich auf sie hinweisen könnte, und so oft ich jetzt an ihr vorüberschreite, taucht unwillkürlich vor mir Petöfi's damalige Gestalt auf, wie ich ihn mit unbedecktem Haupte, offenem Hemdkragen und flatterndem Rocke fliehen sah." Da sein Leichnam auf dem Schlachtfelde nicht gefunden werden konnte, wollten die Magyaren an seinen Tod nicht glauben, und bis in die neueste Zeit sind falsche Petöfi's aufgetaucht, welche auf die Leichtgläubigkeit der Massen spekulierten. Alles spricht jedoch dafür, daß er unter dem Huftritt und den Lanzenstößen der Kosaken seine junge Seele auf dem Schäßburger Schlachtfelde ausgehaucht

hat. Der glühende Apostel der Revolution hat übrigens in prophetischer Ahnung lange vorher seinen Tod auf dem Schlachtfelde vorhergesehen. Man höre:

„Wenn jedes Sklavenvolk dann zieht
Zur Wahlstatt hin, des Joches müd',
Das Antlitz gerötet, mit rotem Panier,
Auf welchem die heilige Losung als Zier:
Für die Weltfreiheit!
Und diese man weit
Hinausposaunt von Ost' nach Westen dann,
Sich ihnen stellt zum Kampfe der Tyrann:
Dort fall' ich als Held
Im blutigen Feld,
Dort möge mein Blut mir, das junge entströmen,
Dort laß ich mein Scheidewort jauchzend vernehmen,
So werd' es verschlungen vom Schwertergeklirr,
Drommetengeschmetter und Schlachtengewirr,
Und über mich hin
Sie mögen dann flieh'n
Auf schnaubendem Roß nach erfochtenen Siegen,
Mich lassend zertreten im Felde wo liegen —
Und mein zerstreut' Gebein man sammeln mag
Erst dann, wenn da der große Gräbertag,
Wo dann man unter feierlichen Klängen,
— Voran die Fahn' mit schwarzen Florbehängen —
Zu Grabe trägt die Helden all', die sich geweiht
Dem Tod für Dich, Du heilige Weltfreiheit."

Wo das Grab des Märtyrers der Freiheit ist, wird ewig ein Rätsel bleiben. Den Unsterblichen sah niemand sterben.

Es läßt sich durch nichts beweisen, daß Petöfi

nicht in der Schlacht bei Schäßburg fiel. Große Wahrscheinlichkeit hat die Annahme des Professors Hugo von Meltzl in Klausenburg für sich, daß Petöfi von den Kosaken derart zerhackt und unkenntlich gemacht wurde, daß man vergeblich nach seiner Leiche suchte. Trotz alledem wollten sich die Ungarn nicht beruhigen und jeden Augenblick tauchte, in den letzten Jahren noch, die Nachricht auf, daß Petöfi noch lebe. War doch auch der General en Chef Bem drei volle Stunden lang, einem Toten gleich, am Wasser gelegen, und ist nur durch einen glücklichen Zufall von einem Husaren, der die rote Hutfeder aus dem Wasser hervorragen sah, bemerkt und wieder zum Leben gebracht worden!

Dieser Glaube an das Leben Petöfi's wurde von einigen schlauen Betrügern, den falschen Petöfi's, eifrig genährt, die auf eine äußere Ähnlichkeit mit dem Toten sich stützend, ihre Landsleute brandschatzten und die Leichtgläubigkeit des Publikums für sich fruktifizierten. Selbst 1877 tauchte in Siebenbürgen ein falscher Petöfi auf; ein anderer Hochstapler Namens Daniel Manasse, ein Unitarier, der angeblich in den Bleiwerken Sibiriens gearbeitet, erzählte, daß er Petöfi in den Silberwerken Sibiriens gesprochen habe. Die gutmütigen Magyaren, sie glaubten diesem edlen Manasse! Man reichte sogar eine Interpellation an die Regierung ein und bestürmte sie, daß sie energische Schritte bei dem russischen Kabinet unternehme, da-

mit sie den Dichter und vielleicht noch andere in Sibirien schmachtende Ungarn ausliefere. Bevor es aber zu dieser Interpellation kam, hatten die Behörden gegründete Ursache, dem Treiben des Manasse näher zu treten und siehe, da stellte sich's heraus, daß dieser angebliche Manasse ein wiederholt bestraftes, den Gerichten wohl bekanntes Individuum war, der nie aus Siebenbürgen herausgekommen war und nicht einmal wußte, wo Sibirien liegt, daß er gar nicht Manasse hieß, sondern die Lügen nur deshalb ausheckte, um von seinen Landsleuten Gelder zu erschwindeln.

Die eigene Gattin des Dichters glaubte jedenfalls fest an den Tod des Gatten, denn trotz der Mahnung desselben verheiratete sie sich bereits 1850 mit dem Professor Arpád Horváth, — sie warf den Witwenschleier von sich. Sie starb nach längerem Siechtum im Jahre 1867, ihrem unsterblichen Gatten stets die pietätsvollste Erinnerung bewahrend.

Es wird den Leser gewiß interessieren, schließlich noch etwas über das Äußere des unglücklichen Dichters, der eine so glänzende Zukunft noch vor sich hatte, zu vernehmen. Ich habe vor längerer Zeit einen Steckbrief gelesen, den Fürst Windischgrätz im Jahre 1849 gegen Petöfi erließ. Dieses sonderbare Aktenstück lautet: „Personalbeschreibung des Alex. Petöfi: Alter: 36 Jahre, Geburtsort: Siebenbürgen; Stand: verehelicht; Religion: reformiert; Sprache: deutsch, ungarisch, walachisch; Beschäftigung

und Charakter: früher Dichter; Körperbau: mager; Gesichtsfarbe: brunett; Stirn: hoch; Haare: schwarz, emporstehend; Augen: schwarz; Nase: breit; Mund: proportioniert; Zähne: gut; Kinn: etwas spitz; Bart: Schnurrbart. Besondere Kennzeichen: pflegt mit entblößtem Halse zu gehen, Bekleidung nach der deutschen Mode." Diese Personalbeschreibung verdroß Petőfi gewaltig. In einer ungarischen Zeitung jener Zeit persiflierte er diesen vom Fürsten Windischgrätz gegen ihn wegen seiner Teilnahme an der ungarischen Revolution erlassenen Steckbrief in recht gelungener Weise. Er sagt u. a.: „Wie es scheint, hat man die Äußerlichkeiten nach einem Bilde von mir gemacht und das Übrige nach Gutdünken geschrieben. Daß man mich im Jahre 1849 um 10 Jahre älter gestempelt, daß man mich als „früheren" Dichter hingestellt und die übrigen Lügen und Albernheiten haben mich nicht verletzt, aber darüber habe ich mich außerordentlich geärgert, daß man mich, der ich stets die ungarische Nationaltracht getragen, als nach der „deutschen Mode" gekleidet bezeichnet hat" ...

Eine ideale Erscheinung war Petőfi nicht, auch wenn man die Personalbeschreibung des hier mitgeteilten Steckbriefes nicht gelten läßt. Wohl aber war sein Äußeres durchaus charakteristisch. Er war von hagerem Wuchse, von mittlerer Größe, von blasser Gesichtsfarbe, hatte kleine schwarze Augen mit satyrähnlichen Brauen, eine spitzige Nase, die in der

Wurzel eingedrückt war; das Haar trug er hinaufgestrichen; der Mund war klein und infolge eines unregelmäßig hervorstehenden Zahnes zu einem satyrischen Ausdruck geneigt. Sein ganzes Wesen und sein Blick waren düster und verschlossen, ein Halstuch war ihm in der Seele zuwider, ein Umstand, der seinen völlig entblößten Hals noch vorgebeugter erscheinen ließ. Wenn aber sein Antlitz von der Flamme der Poesie verklärt wurde, wenn er seine Gedichte zu deklamieren begann, da sah man in jedem seiner Züge seine feurige Seele erglühen. Da strahlte sein Blick, seine Gestalt wuchs gewissermaßen, sie nahm die Attitüde einer Statue an; wer ihn in einem solchen Zustande sah und hörte, der mußte für ihn schwärmen. Er riß Männer wie Frauen zu begeisterter Anerkennung hin.

Das Petöfi-Denkmal in Budapest, von dem im vorigen Jahr verstorbenen ungarischen Bildhauer Adolf Huszár (vergl. das Kapitel: „Die ungarische Bildhauerkunst") geschaffen, ist das schönste Monument der ungarischen Hauptstadt. Es stellt den Dichter mit prophetischem Ausdruck im Antlitz, mit erhobenem Arm und mit vor Begeisterung geschwellter Brust dar. Die Gewandung ist die so malerische ungarische Nationaltracht. Das Standbild ist gleichsam aus tönendem Erz gemacht, denn es besteht aus lauter Geigentönen, indem die Grundlage zu demselben der ungarische Geiger Eduard Reményi er-

musiziert hat, der, wie ich oben erzählte, als fahrender Virtuos durch ganz Ungarn zog, um seine Nation für die Errichtung eines Petöfi-Monumentes zu begeistern. Wenn der Ungar an dem Monumente vorbeigeht, lüftet er unwillkürlich den Hut und ruft: „Éljen Petöfi Sándor!“ (Es lebe Alexander Petöfi!)

* * *

Maurus Jókai.

Ungarn hatte und hat zahlreiche Romanschriftsteller, die auch im Ausland gelesen wurden und werden, ich nenne nur Baron Nikolaus Josika, Baron Joseph von Eötvös, Frau Helene von Beniczky-Vajza, aber niemand hat eine solche Volkstümlichkeit erlangt, niemand kann sich mit ihm in Bezug auf blühende Phantasie, Erfindungsgabe, sprühenden Humor und Fruchtbarkeit messen. Er ist der Dumas père der ungarischen Litteratur. Mit derselben Leichtigkeit und Massenhaftigkeit produziert er wie der Franzose, und wenn er den Lesemarkt nicht so beherrscht, wie einst der französische Romancier, so liegt dies lediglich darin, daß die deutschen Übersetzungen der Romane Jókai's keineswegs ein getreues Bild der geistigen Individualität dieses außerordentlichen Erzählers geben. Überdies hat Frankreich stets den Vorzug gehabt, daß die Romane der dii majorum gentium sofort in alle Sprachen

übertragen wurden, was in Bezug auf die novellistischen Erzeugnisse der Ungarn nicht der Fall ist und sein kann. Trotz alledem gehört Jókai zu den Romanschriftstellern des Auslandes, die seit 40 Jahren — im Jahr 1846 trat er mit seinem ersten Roman auf — fortwährend das Interesse des Lesepublikums beanspruchen und die Beachtung der Kritik sich erzwingen.

Gleich Petöfi, ist auch Jókai der reinste Typus des magyarischen Geistes. In unvergleichlichen Schilderungen und Charakteristiken hat er einzelne Epochen in der Geschichte Ungarns verewigt. Aus der Vergangenheit wie der Gegenwart der ungarischen Gesellschaft schöpfte er seine Stoffe, und seine außerordentliche Einbildungskraft schuf Phantasiebilder voll des bestrickenden Zaubers ungarischer Waldromantik. Ein Erzähler allerersten Ranges, wird er nicht müde, immer neue Geschichten vorzubringen, immer neue Verwicklungen zu schaffen und eine Welt voll der abenteuerlichsten Gestalten, der heftigsten Leidenschaften und Kämpfe uns vorzuführen. All diesen Romanen und Erzählungen merkt man aber stets den heimatlichen Boden an, wo die starken Wurzeln ihrer Kraft sind; dieser verleiht ihnen einen besonders anheimelnden Duft, den Reiz des Ursprünglichen und Nationalen, die Frische des Unmittelbaren und Urwüchsigen. Hierzu gesellt sich noch ein heiterer, fröhlicher, wahrhaft wohlthuender Humor, der über

die düstersten Abgründe einen sonnigen Glanz verbreitet und in dem Leser nie das Gefühl des Unbehaglichen und Unbefriedigten aufkommen läßt. Wenn ich zu all diesen Eigenschaften noch die ideale Gesinnung des Dichters zähle, daß er trotz seiner nationalen Empfindung ein Weltbürger ist und für die großen Ideen des Fortschritts und der Humanität unseres Jahrhunderts kämpft, wird man die große Wirkung, die seine Schöpfungen auch in Deutschland erzielten, wohl begreifen können.

Der unermüdliche Mann hat sich mit dieser seiner novellistischen Thätigkeit nicht begnügt. Er ist Chefredakteur des großen politischen Tageblattes: „Nemzet“ (Nation), Reichstagsabgeordneter, Leitartikler, Feuilletonist und — Dramendichter in einer Person. Er schreibt oft zu gleicher Zeit drei Romane, zwei Schauspiele, unzählige Leitartikel und humoristische Gedichte und hat noch immer Zeit, den ungarischen Teil des von dem österreichisch-ungarischen Kronprinzen Rudolf herausgegebenen Werkes: „die österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ zu redigieren. Ob freilich diese Vielseitigkeit seinem eminenten Talente keinen Eintrag thut, und ob er nicht viel Dauernderes und Bleibenderes leisten würde, wenn er all seine Zeit auf seine Romane, die doch die Unsterblichkeit dieses Schriftstellers ausmachen, konzentrieren möchte, will ich hier nicht näher untersuchen.

Trotzdem Jókai den festen Glauben an die Zu-

kunft seiner Nation hat und für die Macht und Größe Ungarns schwärmt, schildert er doch in fast allen seinen Romanen die „gute alte Zeit" in den düstersten Farben. Er ist Pessimist durch und durch. Die trüben Zustände, die in Ungarn am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts geherrscht haben, werden von ihm erbarmungs- und schonungslos bloßgelegt und seine Kultur- und Sittenbilder sind selbst in ihren Übertreibungen und Verzerrungen von oft erschütternder Tragik. Man lese nur z. B. den dreibändigen Roman: „Bab Baby", worin der korrupte Adel und das durch und durch angefressene Beamtentum unter der Regierung Kaiser Josephs II. in den grellsten Farben geschildert wird. Daneben aber verleihen seinen phantastisch-düsteren Geschichten die Idealgestalten seiner Helden, deren Stirne von der Aureole des Ruhmes und des Idealismus umgeben ist, etwas ungemein Versöhnendes und Sonniges. Aber gleich dem Magyaren, der von einem Extrem ins andere verfällt, so auch der Erzähler Jókai. Er kennt nur vollendete Bösewichter, ausgemachte Schurken und — Engel voll paradiesischer Reinheit und Unschuld. Tertium non datur! Die Psychologie findet bei einer solchen Charakteristik nicht immer ihre Rechnung, und die Spekulation auf die Nerven des Lesers drängt die wahre Poesie, die stets sich den Exzentrizitäten fern hält, oft in den Hintergrund.

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die

psychologische Begründung der Charaktere die schwächste Seite des Jókai'schen Talents ist, so muß doch anerkannt werden, daß Jókai in Bezug auf frische Darstellungsgabe, geschickte Komposition und Lebenswahrheit zu den namhaftesten Romanciers unseres Jahrhunderts gezählt werden kann. Trotz ihrer nationalen Färbung werden seine Romane mit Recht im Ausland gern gelesen, denn die hier erörterten Eigenschaften machen diese Schöpfungen zum Gemeingut der gebildeten Menschheit. Sehr bezeichnend sagt Adolf Silberstein von den Romanen Jókai's: „Er vereinigt ein ganzes Orchester in seinem Geiste. Zum lieblichen, lyrischen Ton der Flöte gesellt sich der erhabene Schall der Posaune, große historische Gerechtigkeit verkündend; bald tänzelt er plaudernd auf den Violinsaiten, dann verkündet Hörnerklang und das Crescendo der Streich-Instrumente die Entwicklung der dramatischen Aktion. Unter schallenden Klarinetten durchfliegen wir die Tummelplätze der Weltgeschichte und wieder entlocken uns sentimentaler Sang, Cello und Fagott Thränen der Rührung und Sehnsucht. Nicht oft verschmäht der Dichter die blitzartigen Wirkungen der Pauken, das orgiastische Gerassel der Becken, nicht selten erheitern uns Brummbässe und Piccolo-Flöten, er rührt uns und macht uns lachen, er erhitzt unsere Phantasie und befriedigt unser sittliches Gefühl, er amüsiert und er läutert uns. Es ist ein ganz mächtiger Dichter, in welchem

hat. Der glühende Apostel der Revolution hat übrigens in prophetischer Ahnung lange vorher seinen Tod auf dem Schlachtfelde vorhergesehen. Man höre:

„Wenn jedes Sklavenvolk dann zieht
Zur Wahlstatt hin, des Joches müd',
Das Antlitz gerötet, mit rotem Panier,
Auf welchem die heilige Losung als Zier:
Für die Weltfreiheit!
Und diese man weit
Hinausposaunt von Ost' nach Westen dann,
Sich ihnen stellt zum Kampfe der Tyrann:
Dort fall' ich als Held
Im blutigen Feld,
Dort möge mein Blut mir, das junge entströmen,
Dort laß ich mein Scheidewort jauchzend vernehmen,
So werd' es verschlungen vom Schwertergeklirr,
Drommetengeschmetter und Schlachtengewirr,
Und über mich hin
Sie mögen dann flieh'n
Auf schnaubendem Roß nach erfochtenen Siegen,
Mich lassend zertreten im Felde wo liegen —
Und mein zerstreut' Gebein man sammeln mag
Erst dann, wenn da der große Gräbertag,
Wo dann man unter feierlichen Klängen,
— Voran die Fahn' mit schwarzen Florbehängen —
Zu Grabe trägt die Helden all', die sich geweiht
Dem Tod für Dich, Du heilige Weltfreiheit."

Wo das Grab des Märtyrers der Freiheit ist, wird ewig ein Rätsel bleiben. Den Unsterblichen sah niemand sterben.

Es läßt sich durch nichts beweisen, daß Petöfi

nicht in der Schlacht bei Schäßburg fiel. Große Wahrscheinlichkeit hat die Annahme des Professors Hugo von Meltzl in Klausenburg für sich, daß Petöfi von den Kosaken derart zerhackt und unkenntlich gemacht wurde, daß man vergeblich nach seiner Leiche suchte. Trotz alledem wollten sich die Ungarn nicht beruhigen und jeden Augenblick tauchte, in den letzten Jahren noch, die Nachricht auf, daß Petöfi noch lebe. War doch auch der General en Chef Bem drei volle Stunden lang, einem Toten gleich, am Wasser gelegen, und ist nur durch einen glücklichen Zufall von einem Husaren, der die rote Hutfeder aus dem Wasser hervorragen sah, bemerkt und wieder zum Leben gebracht worden!

Dieser Glaube an das Leben Petöfi's wurde von einigen schlauen Betrügern, den falschen Petöfi's, eifrig genährt, die auf eine äußere Ähnlichkeit mit dem Toten sich stützend, ihre Landsleute brandschatzten und die Leichtgläubigkeit des Publikums für sich fruktifizierten. Selbst 1877 tauchte in Siebenbürgen ein falscher Petöfi auf; ein anderer Hochstapler Namens Daniel Manasse, ein Unitarier, der angeblich in den Bleiwerken Sibiriens gearbeitet, erzählte, daß er Petöfi in den Silberwerken Sibiriens gesprochen habe. Die gutmütigen Magyaren, sie glaubten diesem edlen Manasse! Man reichte sogar eine Interpellation an die Regierung ein und bestürmte sie, daß sie energische Schritte bei dem russischen Kabinet unternehme, da-

mit sie den Dichter und vielleicht noch andere in Sibirien schmachtende Ungarn ausliefere. Bevor es aber zu dieser Interpellation kam, hatten die Behörden gegründete Ursache, dem Treiben des Manasse näher zu treten und siehe, da stellte sich's heraus, daß dieser angebliche Manasse ein wiederholt bestraftes, den Gerichten wohl bekanntes Individuum war, der nie aus Siebenbürgen herausgekommen war und nicht einmal wußte, wo Sibirien liegt, daß er gar nicht Manasse hieß, sondern die Lügen nur deshalb ausheckte, um von seinen Landsleuten Gelder zu erschwindeln.

Die eigene Gattin des Dichters glaubte jedenfalls fest an den Tod des Gatten, denn trotz der Mahnung desselben verheiratete sie sich bereits 1850 mit dem Professor Arpád Horváth, — sie warf den Witwenschleier von sich. Sie starb nach längerem Siechtum im Jahre 1867, ihrem unsterblichen Gatten stets die pietätsvollste Erinnerung bewahrend.

Es wird den Leser gewiß interessieren, schließlich noch etwas über das Äußere des unglücklichen Dichters, der eine so glänzende Zukunft noch vor sich hatte, zu vernehmen. Ich habe vor längerer Zeit einen Steckbrief gelesen, den Fürst Windischgrätz im Jahre 1849 gegen Petöfi erließ. Dieses sonderbare Aktenstück lautet: „Personalbeschreibung des Alex. Petöfi: Alter: 36 Jahre, Geburtsort: Siebenbürgen; Stand: verehelicht; Religion: reformiert; Sprache: deutsch, ungarisch, walachisch; Beschäftigung

und Charakter: früher Dichter; Körperbau: mager; Gesichtsfarbe: brunett; Stirn: hoch; Haare: schwarz, emporstehend; Augen: schwarz; Nase: breit; Mund: proportioniert; Zähne: gut; Kinn: etwas spitz; Bart: Schnurrbart. Besondere Kennzeichen: pflegt mit entblößtem Halse zu gehen, Bekleidung nach der deutschen Mode." Diese Personalbeschreibung verdroß Petöfi gewaltig. In einer ungarischen Zeitung jener Zeit persiflierte er diesen vom Fürsten Windischgrätz gegen ihn wegen seiner Teilnahme an der ungarischen Revolution erlassenen Steckbrief in recht gelungener Weise. Er sagt u. a.: „Wie es scheint, hat man die Äußerlichkeiten nach einem Bilde von mir gemacht und das Übrige nach Gutdünken geschrieben. Daß man mich im Jahre 1849 um 10 Jahre älter gestempelt, daß man mich als „früheren" Dichter hingestellt und die übrigen Lügen und Albernheiten haben mich nicht verletzt, aber darüber habe ich mich außerordentlich geärgert, daß man mich, der ich stets die ungarische Nationaltracht getragen, als nach der „deutschen Mode" gekleidet bezeichnet hat" ...

Eine ideale Erscheinung war Petöfi nicht, auch wenn man die Personalbeschreibung des hier mitgeteilten Steckbriefes nicht gelten läßt. Wohl aber war sein Äußeres durchaus charakteristisch. Er war von hagerem Wuchse, von mittlerer Größe, von blasser Gesichtsfarbe, hatte kleine schwarze Augen mit satyrähnlichen Brauen, eine spitzige Nase, die in der

Wurzel eingedrückt war; das Haar trug er hinaufgestrichen; der Mund war klein und infolge eines unregelmäßig hervorstehenden Zahnes zu einem satyrischen Ausdruck geneigt. Sein ganzes Wesen und sein Blick waren düster und verschlossen, ein Halstuch war ihm in der Seele zuwider, ein Umstand, der seinen völlig entblößten Hals noch vorgebeugter erscheinen ließ. Wenn aber sein Antlitz von der Flamme der Poesie verklärt wurde, wenn er seine Gedichte zu deklamieren begann, da sah man in jedem seiner Züge seine feurige Seele erglühen. Da strahlte sein Blick, seine Gestalt wuchs gewissermaßen, sie nahm die Attitüde einer Statue an; wer ihn in einem solchen Zustande sah und hörte, der mußte für ihn schwärmen. Er riß Männer wie Frauen zu begeisterter Anerkennung hin.

Das Petöfi-Denkmal in Budapest, von dem im vorigen Jahr verstorbenen ungarischen Bildhauer Adolf Huszár (vergl. das Kapitel: „Die ungarische Bildhauerkunst") geschaffen, ist das schönste Monument der ungarischen Hauptstadt. Es stellt den Dichter mit prophetischem Ausdruck im Antlitz, mit erhobenem Arm und mit vor Begeisterung geschwellter Brust dar. Die Gewandung ist die so malerische ungarische Nationaltracht. Das Standbild ist gleichsam aus tönendem Erz gemacht, denn es besteht aus lauter Geigentönen, indem die Grundlage zu demselben der ungarische Geiger Eduard Reményi er-

musiziert hat, der, wie ich oben erzählte, als fahrender Virtuos durch ganz Ungarn zog, um seine Nation für die Errichtung eines Petöfi-Monumentes zu begeistern. Wenn der Ungar an dem Monumente vorbeigeht, lüftet er unwillkürlich den Hut und ruft: „Éljen Petöfi Sándor!" (Es lebe Alexander Petöfi!)

* * *

Maurus Jókai.

Ungarn hatte und hat zahlreiche Romanschriftsteller, die auch im Ausland gelesen wurden und werden, ich nenne nur Baron Nikolaus Josika, Baron Joseph von Eötvös, Frau Helene von Beniczky-Bajza, aber niemand hat eine solche Volkstümlichkeit erlangt, niemand kann sich mit ihm in Bezug auf blühende Phantasie, Erfindungsgabe, sprühenden Humor und Fruchtbarkeit messen. Er ist der Dumas père der ungarischen Litteratur. Mit derselben Leichtigkeit und Massenhaftigkeit produziert er wie der Franzose, und wenn er den Lesemarkt nicht so beherrscht, wie einst der französische Romancier, so liegt dies lediglich darin, daß die deutschen Übersetzungen der Romane Jókai's keineswegs ein getreues Bild der geistigen Individualität dieses außerordentlichen Erzählers geben. Überdies hat Frankreich stets den Vorzug gehabt, daß die Romane der dii majorum gentium sofort in alle Sprachen

übertragen wurden, was in Bezug auf die novellistischen Erzeugnisse der Ungarn nicht der Fall ist und sein kann. Trotz alledem gehört Jókai zu den Romanschriftstellern des Auslandes, die seit 40 Jahren — im Jahr 1846 trat er mit seinem ersten Roman auf — fortwährend das Interesse des Lesepublikums beanspruchen und die Beachtung der Kritik sich erzwingen.

Gleich Petöfi, ist auch Jókai der reinste Typus des magyarischen Geistes. In unvergleichlichen Schilderungen und Charakteristiken hat er einzelne Epochen in der Geschichte Ungarns verewigt. Aus der Vergangenheit wie der Gegenwart der ungarischen Gesellschaft schöpfte er seine Stoffe, und seine außerordentliche Einbildungskraft schuf Phantasiebilder voll des bestrickenden Zaubers ungarischer Waldromantik. Ein Erzähler allerersten Ranges, wird er nicht müde, immer neue Geschichten vorzubringen, immer neue Verwicklungen zu schaffen und eine Welt voll der abenteuerlichsten Gestalten, der heftigsten Leidenschaften und Kämpfe uns vorzuführen. All diesen Romanen und Erzählungen merkt man aber stets den heimatlichen Boden an, wo die starken Wurzeln ihrer Kraft sind; dieser verleiht ihnen einen besonders anheimelnden Duft, den Reiz des Ursprünglichen und Nationalen, die Frische des Unmittelbaren und Urwüchsigen. Hierzu gesellt sich noch ein heiterer, fröhlicher, wahrhaft wohlthuender Humor, der über

die düstersten Abgründe einen sonnigen Glanz verbreitet und in dem Leser nie das Gefühl des Unbehaglichen und Unbefriedigten aufkommen läßt. Wenn ich zu all diesen Eigenschaften noch die ideale Gesinnung des Dichters zähle, daß er trotz seiner nationalen Empfindung ein Weltbürger ist und für die großen Ideen des Fortschritts und der Humanität unseres Jahrhunderts kämpft, wird man die große Wirkung, die seine Schöpfungen auch in Deutschland erzielten, wohl begreifen können.

Der unermüdliche Mann hat sich mit dieser seiner novellistischen Thätigkeit nicht begnügt. Er ist Chefredakteur des großen politischen Tageblattes: „Nemzet“ (Nation), Reichstagsabgeordneter, Leitartikler, Feuilletonist und — Dramendichter in einer Person. Er schreibt oft zu gleicher Zeit drei Romane, zwei Schauspiele, unzählige Leitartikel und humoristische Gedichte und hat noch immer Zeit, den ungarischen Teil des von dem österreichisch-ungarischen Kronprinzen Rudolf herausgegebenen Werkes: „die österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ zu redigieren. Ob freilich diese Vielseitigkeit seinem eminenten Talente keinen Eintrag thut, und ob er nicht viel Dauernderes und Bleibenderes leisten würde, wenn er all seine Zeit auf seine Romane, die doch die Unsterblichkeit dieses Schriftstellers ausmachen, konzentrieren möchte, will ich hier nicht näher untersuchen.

Trotzdem Jókai den festen Glauben an die Zu-

kunst seiner Nation hat und für die Macht und Größe Ungarns schwärmt, schildert er doch in fast allen seinen Romanen die „gute alte Zeit“ in den düstersten Farben. Er ist Pessimist durch und durch. Die trüben Zustände, die in Ungarn am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts geherrscht haben, werden von ihm erbarmungs- und schonungslos bloßgelegt und seine Kultur- und Sittenbilder sind selbst in ihren Übertreibungen und Verzerrungen von oft erschütternder Tragik. Man lese nur z. B. den dreibändigen Roman: „Bab Baby“, worin der korrupte Adel und das durch und durch angefressene Beamtentum unter der Regierung Kaiser Josephs II. in den grellsten Farben geschildert wird. Daneben aber verleihen seinen phantastisch-düsteren Geschichten die Idealgestalten seiner Helden, deren Stirne von der Aureole des Ruhmes und des Idealismus umgeben ist, etwas ungemein Versöhnendes und Sonniges. Aber gleich dem Magyaren, der von einem Extrem ins andere verfällt, so auch der Erzähler Jókai. Er kennt nur vollendete Bösewichter, ausgemachte Schurken und — Engel voll paradiesischer Reinheit und Unschuld. Tertium non datur! Die Psychologie findet bei einer solchen Charakteristik nicht immer ihre Rechnung, und die Spekulation auf die Nerven des Lesers drängt die wahre Poesie, die stets sich den Exzentrizitäten fern hält, oft in den Hintergrund.

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die

psychologische Begründung der Charaktere die schwächste Seite des Jókai'schen Talents ist, so muß doch anerkannt werden, daß Jókai in Bezug auf frische Darstellungsgabe, geschickte Komposition und Lebenswahrheit zu den namhaftesten Romanciers unseres Jahrhunderts gezählt werden kann. Trotz ihrer nationalen Färbung werden seine Romane mit Recht im Ausland gern gelesen, denn die hier erörterten Eigenschaften machen diese Schöpfungen zum Gemeingut der gebildeten Menschheit. Sehr bezeichnend sagt Adolf Silberstein von den Romanen Jókai's: „Er vereinigt ein ganzes Orchester in seinem Geiste. Zum lieblichen, lyrischen Ton der Flöte gesellt sich der erhabene Schall der Posaune, große historische Gerechtigkeit verkündend; bald tänzelt er plaudernd auf den Violinsaiten, dann verkündet Hörnerklang und das Crescendo der Streich-Instrumente die Entwicklung der dramatischen Aktion. Unter schallenden Klarinetten durchfliegen wir die Tummelplätze der Weltgeschichte und wieder entlocken uns sentimentaler Sang, Cello und Fagott Thränen der Rührung und Sehnsucht. Nicht oft verschmäht der Dichter die blitzartigen Wirkungen der Pauken, das orgiastische Gerassel der Becken, nicht selten erheitern uns Brummbässe und Piccolo-Flöten, er rührt uns und macht uns lachen, er erhitzt unsere Phantasie und befriedigt unser sittliches Gefühl, er amüsiert und er läutert uns. Es ist ein ganz mächtiger Dichter, in welchem

übrigens das Talent weit größer ist als die Reflexion. Er dichtet, wie eine vorzügliche Zigeunerkapelle musiziert. Er ist seiner Wirkung für den Moment ganz gewiß, ob nun der Generalbaß der Poesie damit zufrieden ist oder nicht . . .“

Jókai ist gegenwärtig der gefeierteste Schriftsteller Ungarns und mit Recht. Wie ich schon erwähnt habe, spiegeln seine Romane das ungarische Leben treu wieder und sie unterhalten zugleich das Publikum von der Donau bis zur Adria. Jókai bekundet eine Meisterschaft der Sprache, deren sich nur wenige rühmen können. Sein Stil ist glänzend, blendend, und seine Erzählungen bergen eine Fülle von Poesie in sich, welche in unserem Jahrhundert des Materialismus besonders wohlthuend berührt. Er hat es bisher im allgemeinen verschmäht, dem jetzt so grassierenden Naturalismus zu huldigen und von den Erfolgen Zola's und Genossen sich nicht beirren lassen. Es wird ihm daher stets zur Ehre angerechnet werden, daß er nirgends auf den schlechten Geschmack und die Skandalsucht eines gewissen Teils des Publikums Rücksicht nahm, sondern immer seinen eigenen Weg ging. Möchte er dieser Richtung immer treu bleiben und durch seine Massenprodukton nicht auf eine schiefe Ebene gelenkt werden!

Was ihm jedoch Sitz und Stimme in der Weltlitteratur sichert, ist seine schier unerschöpfliche Phantasie, weche ihn zu den genialsten Romanciers

aller Zeiten stempelt. Diese Phantasie ist oft bizarr und grauenhaft, wie die Viktor Hugo's, aber manchmal auch hinreißend und bezaubernd wie ein Feenpalast. Die Muse Jókai's, sagte einst einer seiner ungarischen Kritiker, ist ein Götterkind, dem die Feen Märchen zugeflüstert haben, ohne Anfang und ohne Ende. Mag deshalb auch in den vielen, vielen Märchen, die er uns erzählt, Anfang und Ende nicht immer stimmen — er hat da wahrscheinlich zwei Märchen verwechselt — aber er hat immer zu erzählen. Das perlt und fließt und rollt und wälzt sich vom ersten bis zum letzten Worte und steht nimmer still. Er mag manchmal selbst nicht wissen, wie und wo er hinauskommt, aber er kommt immer fort, hat immer zu erzählen, denn immer geschieht etwas in ihm, immer thun und handeln die Leute, wechseln die Scenen, verwickeln und wenden sich die Ereignisse mit einer Rastlosigkeit und Unerschöpflichkeit, wie die Wellen in ewigen Strömen. Da giebt es kein Stillstehen der Betrachtung, wie bei den meisten Erzählern, um die Motive einer Handlung bloßzulegen. Kein Secieren der Gefühle, Interessen bis in die kleinste Fiber, keine chromatische Skala der Psychologie, welche hundert Seiten braucht, um zu erklären, wie es kam, daß die Heldin sich selbst klar wurde, daß sie A nur achte und eigentlich nur B, den sie nicht achte, lieben müsse, — zu all dem hat Jókai keine Zeit. Nicht etwa weil er schnell arbeitet, nicht, weil

er sich selbst die Zeit nicht gönnt, nein . . . ein Etwas in ihm läßt ihm die Zeit nicht: es ist seine — Phantasie. Das ist eine reiche, eine übergewaltige Gabe in ihm, denn sie hat ihn, nicht er sie. Sie wandert fort mit ihm, wie ein „durchgehendes Roß“: er weiß nur, wo er herkommt und wo er absteigt, aber die Wege, die er wandelt, und die Rast, die er halten kann, um den Weg vor und hinter sich zu überschauen, die kennt er nicht. Nun wäre dies allerdings die wichtigste Aufgabe des Künstlers, der Harmonisches zu schaffen berufen ist, daß er dem Flügelpferde die Zügel des überlegenden und überlegenen Verstandes anzulegen wisse. Ist einem doch manchmal bei allem Genusse an den Jókai’schen Romanen zu Mute, als ob man ängstlich halt! halt! rufen müßte . . .

* * *

In den letzten Jahren hat Jókai mit einigen Dramen sehr beachtenswerte Erfolge errungen. Wie in seinen Romanen, so versteht er es auch von der Bühne aus, sein Publikum hinzureißen. Das nach seinem gleichnamigen Roman: „Der Geldmensch“ für das Theater bearbeitete Drama hat auch in Wien, Berlin und anderen Städten außerordentlich gefallen. Es ist dies eine Schicksalstragödie voll packender, dramatischer Wirkung. Die Handlung spielt auf der „Niemand-Insel“, die sich im Laufe

der Jahrhunderte inmitten der Donau gebildet hat. Er schrieb ferner ein Drama: „König Koloman“, welches gleichfalls sympathisch aufgenommen wurde. Doch ist das Drama nicht das eigentliche Gebiet Jókai's. Der Verfasser der Romane: „der neue Gutsherr“, „Schwarze Diamanten“, „der ungarische Nabob“, „die armen Reichen“ u. s. w. läßt leider die zu einem vorzüglichen Drama so notwendigen Eigenschaften vermissen, als da sind: konsequente Charakterzeichnung, strenge Komposition und dramatische Gestaltungskraft! Trotz alledem arbeitet der Dichter rüstig für die Bühne weiter, denn die Arbeit ist ihm Bedürfnis, ein innerer unwiderstehlicher Drang! „Die Feder“ sagt er einmal, „ist meine Mutter und meine Geliebte . . . Wenn uns weder Speise noch Trank mundet, das Träumen nicht behagt, die Worte einer schönen Frau nicht erwärmen, so ist das all zu ertragen. Das wirkliche Elend beginnt erst, wenn uns die Arbeit nicht mehr behagt . . .“ Daß diese Arbeiten auch fruchtbringend sind, d. h. eine bedeutende Rente abwerfen, beweist die Strauß'sche Operette: „Der Zigeunerbaron“, deren Text J. Schnitzer nach einer Novelle Jókai's für die Bühne bearbeitet, und die ihre Runde über alle bedeutenden deutschen Bühnen angetreten . . . Und der Litteratur kann durch einen solchen außerordentlichen „Arbeiter“ nur ein großer Dienst geleistet werden! Die Zahl seiner Bücher beträgt bereits an 300 Bände und da er

noch sehr rüstig ist und in der Vollkraft seines Schaffens sich befindet, dürfte diese Summe im Laufe der Jahre sich noch verdoppeln! Um einen Begriff von dieser unglaublichen dichterischen Fruchtbarkeit zu geben, erwähne ich noch, daß Jókai in der Budapester Landesindustrieausstellung im vorigen Jahre einen Schrank ausstellte, der eine stattliche Bibliothek von hunderten von Bänden enthielt: lauter Erzeugnisse der an der Façade des Behältnisses in Goldschrift prangenden Firma: „Maurus Jókai". Seltsamer Weise befand sich das Jókai'sche Objekt in der Industrie-Abteilung!

* * *

Wie ich schon in dem vorhergehenden Kapitel erwähnt habe, waren Petöfi und Jókai intime Freunde. Über die Beziehungen zwischen den beiden Poeten äußerte sich Jókai gelegentlich der Enthüllung des Petöfi-Denkmals in Budapest u. a. dahin: „Ich war Student in der „Physik"-Klasse in Pápa, als Petöfi zum erstenmale auf der Straße in einem schäbigen, schwarzen Kragenmantel, mit zerknittertem Hute und nacktem Halse vor mir erschien. Mein Stubenkollege, mit dem ich gerade zur Schule ging, kannte ihn und rief ihm zu: „Guten Morgen, bús magyar!" („trauriger Ungar"). Das war sein Spitzname. Jeder von uns besaß einen solchen. Mich nannte man „Jámbor" („der Fromme"). Er erwiderte den Gruß

nicht und machte stets solche Schritte, als ob er im Distanzgehen begriffen wäre. In der Schule begegnete ich ihm nur selten. D'rum fing ich an, ihn gering zu schätzen. Anstatt in die Schule zu gehen, schrieb er Gedichte, die er in den Sitzungen des Bildungsvereins „Képzőtársaság" deklamierte. Da begann ich, ihm neidisch zu werden. Dann lernte ich seine Lebensweise kennen. Von jedermann verlassen, kopierte er Arbeiten für die jungen Herren. Da begann ich ihn zu achten. Als wir auseinandergingen, da liebte ich ihn schon. Doch weder Elend noch Leiden brechen seinen Körper, brechen seinen Geist. Vor des Winters Kälte hüllt er sich in seinen Stolz und wie weiß er zu verherrlichen das trockene Brot und den Bettelstab! Ich bin ein Zeuge dessen, daß diese Gefühle alle wahr gewesen sind. Ich habe mit ihm lange zusammen gelebt; ich weiß, wie viel er entbehrte und daß er selbst von seinem besten Freunde niemals eine Unterstützung annahm; ja, als ihm einmal für ein Gedicht, das er zur Erhöhung einer Feier hätte schreiben sollen, die Stadt Pest eine bei seinen Verhältnissen beträchtlich zu nennende Geldsumme anbot, war seine Antwort eine monumentale Grobheit. Jemanden in Versen für Geld loben, und sei es auch ein großer Mann, das vermochte Petöfi's Feder nimmermehr.

„Im Herbst 1847 kamen Petöfi und seine Frau nach Pest. Wir hatten eine gemeinsame Wohnung, die

aus drei Zimmern bestand, eines war mein, das andere war das gemeinsame Speisezimmer, das dritte war das Zimmer der Petöfi's, ihr Schreib-, Schlaf- und Empfangszimmer: Helikon und Vaucluse zugleich. Ein einfaches Mobiliar, das kostbarste davon war die Bibliothek, lauter Prachtausgaben mit Stahlstichen: Béranger, Viktor Hugo, Heine, die Geschichte der Girondisten, Shakespeare, Ossian, Byron, Shelley. An den Wänden die hervorragenden Gestalten der französischen Revolution; unter diesen befand sich nicht nur Madame Roland, sondern auch Charlotte Corday, das war sein einziger Luxus.

„Nach den Märztagen von 1848 redigierten wir zusammen die „Életképek“ — „Lebensbilder“ und in jenem halben Jahre erschienen in diesem Blatte die schönsten Werke fast aller litterarischen Kapazitäten, die damals gelebt. Von Vörösmarty „Szentember“, von Arany „Rodostó“, „Die Frau Rákóczy's“, „Sklavenseelen“, „János pap országa“ und „Traum und Wirklichkeit“, von Tompa in jeder Nummer Gedichte oder Prosa, von Petöfi oft auch zwei Gedichte in einer Nummer. Da erschienen die schönsten Gedichte von Gyulay, Szäß, Andreas und Koloman Tóth, Lißnyay, Lévay, Jámbor und Bozzai; das letzte Werk Garay's, Prosa von Vasváry, Szilágyi, Kolmár, Lázár, Dobsa, Helfy, G. Pap und Roboz; dann die humoristischen Werke Bernát's und Lauka's. Ich selbst schrieb stets den vierten

Teil des Blattes; nie gab es noch so viele ungarische belletristische Schriftsteller unter einem Hut zusammen, und vielleicht wird es deren auch nicht mehr so viele zusammen geben; doch ließen wir uns eine Unterlassung zu schulden kommen; wir vergaßen das Modebild und das wog schwerer in der Wagschale, als wir Alle, Petöfi nicht ausgenommen. Inmitten des größten moralischen Sieges gingen wir materiell zu Grunde. Weder seine Meisterwerke noch mein Charivari und nicht einmal Ludassy's königsmörderische Lustspiele nützten mehr; das Publikum ließ uns im Stich und im glorreichen ersten Jahre der Preßfreiheit sank unser Blatt von 1500 Abonnenten auf 300 hinab, so daß uns der Verleger schon im Juli kündigte. Doch schieben wir die Schuld nicht auf das Modebild: die Politik tötete unser Blatt, sie, die alles verschlingende Astaroth. Niemand brauchte Poesie und schöngeistige Litteratur mehr. Dann kam ein Tag, — die Chronik hat ihn als den 21. August bezeichnet — an welchem das politische Leben ein Moment aufwies, das für ewig unvergeßlich bleibt: im ungarischen Reichstage debattierte man über die zu errichtende ungarische Honvéd-Armee. Die Opposition griff die Regierung heftig, leidenschaftlich, schonungslos an; die glänzenden, großen Gestalten Kossuth's, Batthyány's, Széchényi's mußten sich gegen die leidenschaftlichsten Elukubrationen mit der ganzen Beredsamkeit des Patriotismus und der

Überzeugung verteidigen. Diese großen, edlen Gestalten mußten schließlich zu Bitten ihre Zuflucht nehmen, um die Parteien zum Aufgeben des persönlichen Kampfes zu bewegen. Dann kam es zur Abstimmung und Kossuth und die ungarische Regierung siegten mit einer Zweidrittel-Majorität über die radikale Opposition. Mit der Regierung stimmte auch Vörösmarty. Darauf schrieb Petöfi jenes Gedicht. Ich bat ihn, dasselbe nicht in unserem Blatte zu veröffentlichen. Er that es dennoch. Darüber zerschlugen wir uns so, daß wir bis zur Belagerung Ofens nicht mehr zusammenkamen. Die hundertfünfzigpfündigen Argumente brachten uns einander wieder näher."

* * *

Es erübrigt noch, einige Worte über den Lebensgang Maurus Jókai's zu sagen. Bei zahlreichen Veranlassungen sowie in seiner Schrift: „Zonen des Geistes" hat er sich über seine Laufbahn und seinen Bildungsgang wiederholt in seiner geistvollen Weise geäußert. Ich folge hier seinen Angaben wie meinen eigenen Beobachtungen. Maurus Jókai wurde am 19. Februar 1825 geboren und zwar zu Komorn, wo sein Vater Advokat und Gerichtstafelbeisitzer war. In seinem zehnten Jahre wurde er zum Professor Zsigmondy nach Preßburg gebracht,

um dort Deutsch zu lernen. An der Hochschule zu Pápa (1840) studierte er juridische Wissenschaften; auch begann er bereits dort seine ersten dichterischen Versuche zu machen. Über diese Periode äußert sich unser Dichter wie folgt: „... Hier schrieb ich die phantastisch-greuliche Erzählung: „Das Gottesurteil", wofür ich von einer litterarischen Gesellschaft 1 Dukaten als zweiten Preis erhielt. Dieser eine Dukaten und das noch kostbarere Wort: „Strebe vorwärts!" wurden maßgebend für mein ganzes Leben. Das letztere habe ich nie vergessen; den ersteren habe ich nie verausgabt. Und doch gab es in meinem Leben auch einen Tag, an welchem ich nicht mehr Geld hatte, als diesen einen Dukaten und den ganzen Tag über gehungert habe. Es war nach „Világos"; ich war unterwegs; Brot gab man keines mehr für solche Banknoten, wie ich sie besaß, meinen Dukaten aber hätte ich nicht hergegeben, selbst wenn ich vor Hunger gestorben wäre. Da traf ich einen meiner guten Freunde; mein geretteter Preis-Dukaten befindet sich heute noch unter meinen Reliquien. Eine aus dem Verkehr geschwundene „Devise" — in der Krämersprache; für mich aber eine wegweisende Devise. Man sagt, ein Perlsplitter in der Größe eines Staubkörnchens könne — in eine Perlenmuschel gelegt — diese zur Perlen-Erzeugung bringen. Ähnliches glaube ich auch von den Konkurrenzpreisen. In den unerschlossenen Muscheln des

jugendlichen Gemüts vermag selbst ein Perlsplitterchen den schaffenden Instinkt zu erwecken."

Im Jahre 1842 ging Jókai nach Kecskemét, um dort seine juridischen Studien fortzusetzen und 1844 nach Pest, wo er in der Kanzlei des Advokaten Molnár arbeitete. Tags schrieb er Repliken, abends Novellen und Gedichte. Er fand an der Advokatur aber keinen Geschmack, und als 1846 seine „Novellen" erschienen und sehr beifällig aufgenommen wurden, warf er sich der Journalistik in die Arme. Wie schon erwähnt, redigierte er mit Petöfi die „Életképek", die er bis 1848 leitete. In den Märztagen proklamierte er im Verein mit noch anderen rebellischen Geistern die „zwölf Pester Punkte" auf dem Pester Marktplatze. Unter Führung Petöfi's setzte er am 15. März die Revolution in Scene. Überall war Jókai dabei mit der roten Feder auf seinem ungarischen Hute. Er folgte der ungarischen Regierung nach Debreczin, wo er die „Esti Lapok" — „Abendblätter" — herausgab. Hierauf flüchtete Jókai nach Világos vor den Russen, wo bekanntlich am 28. August 1849 die Kapitulation der Görgey'schen Armee erfolgte. Unter großen Gefahren schlug er sich bis Pest durch, und heiratete hier rasch die berühmte Schauspielerin Rosa Laborfalvi, Jahrzehnte hindurch die erste Tragödin des Pester Nationaltheaters.

In der Zeit des Bach'schen Regiments begann

Jókai seine Romane zu schreiben, die sich rasch im ganzen Lande verbreiteten und ihn in kurzer Zeit zu dem berühmtesten Schriftsteller Ungarns machten. Im Jahre 1863 gründete er sein großes politisches Tagesblatt: „A Hon“ — „Das Vaterland“ —, welches das Organ der ungarischen Reichstagslinken wurde. Er plaidierte darin für die Versöhnung aller Nationalitäten, für Volksschulen, für Gleichberechtigung aller Konfessionen u. s. w. Als der Ausgleich von 1867 kam, gesellte er sich zu den Anhängern des Ministerpräsidenten Koloman von Tisza, dessen Fahne er bis heute treu blieb und dessen freisinnige Politik er als Chefredakteur des „Nemzet“ noch immer mit ebenso viel Wärme wie Geschick verficht. Er ist nebenbei auch Volksredner, Abgeordneter, Delegierter, Vorleser und seinen Reden fehlt nie die ideale Auffassung, sie sind witzreich, geistsprühend und von frischestem Humor gewürzt.

Der königliche Hof zeichnet den Dichter auf jede Weise aus und Ihre Majestät die Königin Elisabeth ist eine sehr eifrige Verehrerin der Romane Jókai's, und der Kronprinz Rudolf kommt mit ihm, einem der Redakteure des wiederholt genannten Werkes: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, recht oft in rege litterarische und persönliche Berührung. . . . Trotz aller Fehler und Mängel ist Jókai ein ursprünglicher schöpferischer Genius, der sich ein halbes Jahrhundert hindurch seine naive

Frische und Jugendlichkeit bewahrt hat. Er ist dabei ein großer Freund Deutschlands und der deutschen Litteratur, ein glühender Verehrer des Reichskanzlers und die verkörperte Bescheidenheit. Seine interessante und naive Persönlichkeit hat er am besten in einem Toast bezeichnet, den er im vorigen Jahre auf der Landesindustrieausstellung als Antwort auf die ihm seitens der Wiener „Concordia“ gewordene Huldigung ausbrachte. Er sagte da u. a.: „... Dieser Ort, wo wir ein Fest feiern, ist das Gebiet der Industrie, das siegreiche Schlachtfeld des materiellen Schaffens. Wohl fragte man schon vor mir, als ich als Aussteller hier erschien: Was suchen die Litteraten unter den Industriellen; was tragen sie bei zur mächtigen Maschinerie, die bloß aus Thatsachen und irdischer Materie besteht, sie, deren Arbeit in das Reich des Geistes gehört? Nun, zu dieser großartigen Maschinerie des Fortschrittes geben wir das Oel her! Die Arbeit ist die wirkliche Weltsprache, die Arbeit ist die richtige Weltpolitik, die Arbeit ist die wahre Weltreligion! Und nun, nachdem ich hoffe, als Industrieller und Politiker den Gefühlen Aller Ausdruck gegeben zu haben, nehme ich mir noch die Freiheit, ein separates Motiv, das des Schriftstellers, vorzubringen: Wir alle ungarischen Arbeiter des Parnasses, deren Wirken ein enges Sprachgebiet begrenzt, haben in der deutschen Litteratur das einzige freie

Meer vor uns, durch welches wir in die große Welt gelangen können, ein Meer, über welches uns erprobte Piloten führen, die man Übersetzer nennt, und drüben erwarten 'uns sichere Häfen, deren Name Verleger ist und ein Volk, das uns mit Begeisterung aufnimmt. Wohl kosten auch andere fremde Völker hie und da etwas von uns, aber die Deutschen, die verschlingen uns: ersehnte Kannibalen!"

Mir gegenüber hat sich Jókai vor einigen Jahren gelegentlich eines Besuchs in begeisterter Weise über Deutschland und seine Litteratur ausgesprochen und sich dagegen verwahrt, daß man ihn für einen verbohrten Chauvinisten halte. Er spricht, wenn auch mit ungarischem Accent, sehr gut deutsch. Im Wiener „Verein für Litteraturfreunde" hielt er einst eine deutsche Vorlesung und sagte dann, an diese Thatsache anknüpfend: „Vor einigen Jahren hatte ich die Ehre, hier in Wien eine Vorlesung zu halten, natürlicherweise in deutscher Sprache. Nun wurde mir zu Hause dies ein wenig verargt und die liebe Jugend veranstaltete mir zu Ehren eine lärmende Demonstration, die aber durch jene Freunde der Ordnung, welche die Vorsehung repräsentieren, vereitelt wurde. Ich schrieb damals in meinem Blatte: „Aber Kinder, nehmet doch Vernunft an, verberget doch nicht Eure Tugend bei Nacht und Nebel und kommt bei Tag zu mir und saget mir, daß Ihr

bessere Patrioten seid.“ Als die lieben Musensöhne erfuhren, daß dies Eine, was sie verbrochen, eine Tugend sei, so blieben sie zu Hause. Der nationale Kampf dauert fort. Er soll auch fortdauern. Lieber sollen wir gute Feinde sein, die einander achten, als gute Freunde, die einander verachten. Wir Ungarn achten die deutsche Nation. Eure großen Meister, die Jahrhunderte überleben werden, haben ja für uns gearbeitet. Was wir Ungarn durch die deutsche Nation an geistigem Reichtum, an Aufklärung gewonnen, das zu leugnen wird in diesen Tagen niemand wagen. Als Entgelt für diese Achtung genieße ich das seltene Vergnügen, daß einer der gefeiertsten Mimen der Metropole sich der Mühe unterzieht, unseren größten Dichter Petöfi beim deutschen Publikum bekannt zu machen. Und der Empfang, den eine so auserlesene Gesellschaft diesem Vortrage entgegenbringt, überzeugt uns, daß unsere Achtung nicht unerwidert bleibt. Ich danke Ihnen für die Auszeichnung, die Sie mir sinnbildlich überreichten. Ich will dieselbe nach Hause tragen, sie meinen Freunden zeigen und sagen: „Sehet, wir werden geliebt, wir müssen wieder lieben.“ Liebe führt zur Freiheit, Haß führt zur Knechtschaft. Dieser Kranz muß noch verdient werden — und er soll verdient werden.“

Als einen solchen Apostel der „Liebe und Freiheit“ wird Jókai Deutschland stets zu ehren wissen!

Ludwig Kossuth.

Den Diktator von 1848, den Redner, den Gouverneur von Ungarn kennt Deutschland; daß aber derselbe Ludwig Kossuth auch als Schriftsteller in der ungarischen Litteratur einen beachtenswerten Platz einnimmt, ist nur wenig bekannt. Als dritter im Bunde der Freiheits- und Vaterlands-Schriftsteller, neben Petöfi und Jókai, muß auch Kossuth genannt werden, und eine ganz kurze Schilderung seiner litterarischen Thätigkeit mag diese Serie der ungarischen Litteraturbilder zum Abschluß bringen. Selbstredend ist Kossuth nur ein politischer Schriftsteller. Die poetische Begabung ist ihm versagt, und wenn ich ihn neben diesen beiden größten Dichtern Ungarns nenne, so geschieht es nur, weil die freiheitliche Gesinnung des Dioskurenpaares sich mit der seinigen deckt. Als Memoirenschreiber seiner Zeit hat er für die Geschichte seines Vaterlandes immerhin eine hohe Bedeutung, wenn man es auch beklagen muß, daß diese Memoiren nicht objektiv genug sind, indem der unversöhnliche Revolutionär, welcher in die veränderte Lage der Welt sich nicht schicken kann, gar vieles durch die Brille seines radikalen Standpunktes betrachtet. Immerhin haben diese Memoiren schätzenswerte Eigenschaften: klaren und lichtvollen Stil, anziehende Darstellung und eine Fülle fruchtbarer Ideen. Diese Memoiren erschienen

unter dem Titel — „Schriften aus der Emigration“ — vor einigen Jahren im Verlage des Athenäum in Budapest in ungarischer Sprache in 6 dicken Bänden.

Aus der Fülle des hier niedergelegten Materials mag nur Folgendes mitgeteilt werden:

Kossuth erzählt, daß schon vor dem italienisch-österreichischen Kriege, im Jahre 1859, Napoleon III., trotzdem Preußen neutral blieb, ein Feind der deutschen Einheit war. Napoleon III. sagte zu Kossuth: „Zwei Deutschlands — meinetwegen, aber ein Deutschland — nein; ça ne me va pas.“ In einem Artikel des offiziellen Moniteur vom 15. März 1859 finden sich heftige Ausfälle gegen die nationalen Bestrebungen Deutschlands. Es heißt dort u. a.: „Die den deutschen Patriotismus auf Irrwege leiten, haben die Zeitrechnung verfehlt. Man kann von ihnen sagen, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben. Sie haben 1813 verschlafen und erwachen nun nach einem halbhundertjährigen Traum mit Gefühlen und Leidenschaften, die schon längst in das Grab der Geschichte gebettet sind und die heutzutage keinen Sinn haben. Es sind das visionäre Schwärmer, die mit allen Kräften das verteidigen wollen, was anzugreifen selbst im Traum niemand im Sinn hat.“

Sehr interessant ist der Briefwechsel, den Kossuth mit den namhaftesten Männern seiner Zeit führte; ich nenne: Louis Napoleon, Plon-Plon, Gari-

baldi, Klapka, Farini, Franz von Pulszky, Graf Teleki u. v. a. Mag aus einem Brief Kossuth's an Garibaldi, London, 2. Dezember 1859, nachstehendes hier abgedruckt werden, um den Stil des Schreibers zu charakterisieren:

„In großen Augenblicken liebt es die Geschichte, die Bedürfnisse des Zeitalters in ihren Auserwählten zusammenzufassen und den Genius der Nation in einem Manne zu verkörpern. Die öffentliche Meinung der zivilisierten Welt handelt nur nach Recht und Billigkeit, wenn sie in Ihnen den Genius der Nation und der gegenwärtigen Bedürfnisse Italiens verkörpert erkennt.

„Ich muß gestehen, daß unter den schweren Prüfungen, die Italien auf dem Prokrustesbett der Diplomatie erlitt — keine schmerzlicher überraschte, als die unerwartete Nachricht Ihrer Abdankung . . .

„Das italienische Volk spiegelt sich in Ihnen wieder. Es ermattet nicht, weil Sie nicht ermatten. Die belebenden Strahlen Ihrer mutigen Anstrengung und Ihrer unermüdlichen Thätigkeit spenden Wärme nach allen Richtungen. Ihre Abdankung wirkt wie Wolken auf diese Strahlen. Es ist wahr: Sie trachten durch ermutigende Worte die Begeisterung aufrecht zu erhalten, aber der Umstand allein schon, daß Sie ermutigen müssen, bezeugt den Beginn der Zaghaftigkeit. Und endlich sind auch Ihre Worte trotz aller Erhabenheit zu schwach, Ihre

Gegenwart zu vertreten. Der Mond kann niemals das Licht der Sonne ersetzen."

Doch der Politiker Kossuth, dessen Standpunkt ich überdies perhorreszziere, interessiert uns hier nicht so sehr, wie die sonstigen interessanten Partien in seinen Memoiren. Namentlich sind die Jugenderinnerungen des merkwürdigen Mannes in hohem Grade anziehend und unterhaltend. Hier nur einige Proben. Kossuth ergeht sich zunächst mit fesselndem Humor in Betrachtungen über das fürchterliche Ungeheuer Berühmtheit und über die mannigfachen Fatalitäten, denen ein diesem Ungeheuer verfallenes Menschenkind in diesem Leben ausgesetzt ist. Als Belege erzählt er zwei wirklich ergötzliche Reklamengeschichtchen, zu deren unfreiwilligem Helden die „Berühmtheit" ihn selbst in Amerika gemacht. Vor etlichen Jahren machte das Ergebnis eines Interwiew die Runde durch die amerikanischen Zeitungen, das angeblich ein Reporter eines Frankfurter Blattes bei Kossuth in Turin unternommen. Der Heros der ungarischen Revolution wurde von diesem findigen Reporter dargestellt als ein tief gebeugter Mensch, der seine finstere, schmutzige Mansarde in einem der finstersten, schmutzigsten Gäßchen Turin's nur verläßt, um — von Hunger und Not getrieben — deutsche Lektionen zu 40 kr. die Stunde in Turin zu geben. Die Gattin hat Kossuth ein grausames Geschick bekanntlich längst in den ersten Jahren seines Exiles schon ent-

rissen. Der noch grausamere Reporter mordete ihm auch die beiden, derzeit schon zu tüchtigen Männern herangereiften Söhne ohne Erbarmen und ließ ihn einsam und verlassen als „deutschen Sprachmeister", à 40 kr. die Stunde, dieses Jammerthal durchwandeln oder daheim in der schmutzigen Dachstube sein Schicksal beweinen, deren ganzes Mobiliar — nach Angabe des Reporters — aus einem gebrechlichen Bett, zwei Strohsäcken, einem Tisch bestand, auf welchem sich eben ein Stück Schwarzbrot mit kaltem Braten befand, endlich einem simplen Brettgestelle, worauf die ganze Bibliothek des berühmten Mannes untergebracht war — eine deutsche Sprachlehre nebst etlichen Deutsch-Italienischen Wörterbüchern. Natürlich war die ganze lamentable Darstellung erlogen. Dieselbe ward auch nicht in dem Frankfurter Blatte zum erstenmale aufgetischt, sondern von dem Lokalblättchen eines weit drüben in einem entlegenen Winkel Nordamerika's situierten deutschen Ansiedlerheims „Frankfurt" benamset. Das hinderte indessen nicht, daß das Volk in der neuen Welt drüben völlig in Wehmut und Mitleid sich auflöste, daß die frommen Pastoren und „Propheten", die drüben wild wachsen, durch die Phantasiegeburt des Reporters sich zu larmoyanten Sonntagspredigten über „die Vergänglichkeit irdischer Größe" anregen ließen; ja daß spiritistische Blaustrümpfe mit den über- und unterirdischen Mächten sofort in Verkehr traten, um

ein Näheres darüber zu erfahren, wie lange noch die Erdenpein der großen ungarischen Berühmtheit in der Turiner Dachstube andauern werde. Eine dieser menschenfreundlichen Damen setzte sich auch stracks hin und vermeldete dieser „Berühmtheit" nach Turin brühheiß das Ergebnis der Unterredung, welche sie — die spiritistische Dame — mit dem Geiste Washington's gepflogen. Dieser ehrenwerte Geist habe nämlich jener Dame die Versicherung erteilt, daß „die ganze Engelschaft im Himmel soeben über Hals und Kopf damit beschäftigt sei (are busily engaged), oben im siebenten Himmel einen Palast für Kossuth zu bauen, und sowie der Bau fertig, werde er — Washington — seinen Amtsbruder Kossuth in denselben einberufen."

Minder tragisch und minder transcendental, aber darum nicht minder — echt amerikanisch ist das folgende andere Reklamestückchen, das Kossuth aus seinem Leben erzählt: Auf seiner berühmten Rundreise in den Vereinigten Staaten wurde er im Staate Massachusetts mit ganz besonderen Ovationen empfangen. Unter brausendem Zuruf einer unabsehbaren Menge bewegte sich der Wagen Kossuth's nach dem Kapitol, vor dessen flaggengeschmückten Riesenpforten der Staat mit den Spitzen der Behörden den Gast feierlichst empfangen sollte. Als Kossuth eben am Fuß der Treppe dem Wagen entstieg, um sich ins Kapitol zu begeben, wurde ihm von einem baumlangen Yankee ein klaftergroßer, buntfarbiger

Papierbogen in den Wagen geworfen, den der Begleiter des Gefeierten, um die festliche Stimmung nicht zu stören, rasch zusammenfaltete und, ohne zu besehen, einsteckte. Nach der Feierlichkeit heimgekehrt, wurde der bunte Wisch dann näher besehen und — was glaubt man wohl, was derselbe enthalten? Zu oberst figurierte in ellengroßen Buchstaben der Name des Exdiktators „Kossuth“. Darunter folgte in kleinerer Schrift eine Verherrlichung in wenigen Zeilen; es wurden da die Großthaten aufgezählt, die Kossuth vollbracht und zu vollbringen im stande ist. Zum Schlusse endlich wieder in schreienden Lettern wie folgt: „Aber Eines kann dieser Kossuth denn doch nicht, nämlich — Hemden nähen! Das kann nur ich N. N. Mein Verkaufsladen befindet sich Xstraße Nr. 4. Preise: so und so.“ Das „Ungeheuer Berühmtheit“ hatte in dieser Weise Kossuth zum unfreiwilligen Träger der Reklame für einen ingeniösen Leinenwäsche-Fabrikanten gemacht.

Als achtzigjähriger Greis schrieb Kossuth seine „Memoiren“. In der Einleitung lesen wir die folgenden beweglichen Zeilen, welche deutlich genug beweisen, daß der Exdiktator keineswegs, wie seine Feinde behaupten, mit Schätzen beladen nach der Niederwerfung des Aufstandes geflüchtet ist, sondern daß er im Exil hart arbeiten mußte im Kampfe um das Dasein: „Ich scheue mich nicht, zu gestehen, daß ich die Herausgabe meiner Schriften nur deshalb

nicht meinen Söhnen überlassen habe, weil mich der Zwang meiner materiellen Verhältnisse bemüßigt, mich dieser schwierigen Arbeit zu unterziehen. Ich habe mir in der Verbannung mein tägliches Brot durch die Arbeit meines Kopfes und meiner Hand erworben, und auch diesen Broterwerb war ich bedacht, mit der patriotischen Pflicht zu verbinden. So will ich mir denn auch in den letzten Tagen meines Lebens mein Brot verdienen, wenn es möglich ist: „Ich stehe als Arbeiter vor Euch", sprach ich zu den Engländern, als ich die Vorlesungen eröffnete, mit denen ich meinen Lebensunterhalt zu erwerben gedachte. Erhobenen Hauptes, mit offener Stirn stelle ich mich als solcher auch dem Publikum Ungarns vor."

Das Theater in Ungarn.

(Gabriel Egressy.)

Das ungarische Theater hing mit der Blüte der magyarischen Litteratur zusammen. Selbst in der Hauptstadt des Landes gab es vor den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kein ungarisches Theater und die Vorstellungen geschahen in deutscher Sprache. Am 25. Oktober 1790 spielte zum erstenmale eine Schauspielertruppe in Ofen in ungarischer Sprache. Dies galt als ein kühnes Wagnis und sogar als Kuriosum. Die damals in Ofen erschienenen: „Ungarische Staats- und Gelehrte Nachrichten" brachten über diese Vorstellung die nachstehende Kritik: „Als eine Merkwürdigkeit verdient angezeigt zu werden, daß am 25. Oktober im hiesigen Schauspielhause das Schauspiel: „Der Bürgermeister" in ungarischer Sprache von einer Gesellschaft aufgeführt worden ist, welche sich dem ungarischen Theater widmen will. Die Freunde der ungarischen Sprache

haben diesen ersten Versuch mit vielem Beifall aufgenommen" . . . Nun, an lakonischer Kürze läßt diese Notiz nichts zu wünschen übrig! Im Jahre 1792 entstand in Klausenburg gleichfalls eine ungarische Schauspielergesellschaft und später auch in anderen Städten Ungarns und Siebenbürgens. Einen größeren Aufschwung nahm die ungarische Bühne aber erst, als einige Original-Lustspiel- und Schauspieldichter auftraten, deren Stücke glänzenden Erfolg erzielten. Ein solcher war Alexander Kisfaludy; durch ihn wurde das ungarische Theater selbständig und begann in Budapest feste Wurzeln zu schlagen. Die Bedeutung Kisfaludy's zeigte sich im historischen Drama, namentlich aber im Lustspiel. Er schilderte naturwahr die ungarische Gesellschaft und brachte so eine Anzahl nationaler Typen auf die Bühne.

Das erste stehende ungarische Theater wurde aber erst am 22. April 1837 in Pest eröffnet und durch den Reichstag von 1839/1840 wurde es zum „Nationaltheater" — „nemzeti szinház" — erhoben. Seit dem Ausgleich ist dieses Kunstinstitut zur vollsten Blüte gelangt, indem dort die besten ungarischen Dramen und Lustspiele in mustergültiger Darstellung zur Aufführung kommen. Die Stücke von Katona, Madács, Szigeti, Szigligeti, Csiky, Berczik, Dóczi und vielen anderen, die auch in Deutschland einen guten Klang haben, gingen und gehen dort zum erstenmale in Scene. Mit der Entwicklung der Na-

tionallitteratur ging auch der gedeihliche Aufschwung des Schauspiels und Lustspiels Hand in Hand. Auch entstanden der ungarischen Bühne Schauspieler und Schauspielerinnen von namhafter Begabung. Ich nenne nur Frau Cornelie Prielle im Konversationsstück, Frau Laborfalvi-Jókai als Heroine, Frau Feleki als sentimentale Liebhaberin und die Herren Feleki, Gabriel Egressy u. s. w.

Neben dem Nationaltheater in Budapest giebt es auch ein Volkstheater — „népszinház“ —, welches nur Volksstücke und Possen pflegt, in denen Berczik, Rákosi, Tóth u. a. Meister sind. Hier glänzen die Damen Pálmai, Blaha und die Herren Solymosi, Tihanyi und andere. Ebenso blüht auch die ungarische Oper, wo nur ungarisch und italienisch gesungen wird, und Sängerinnen wie Signora Turolla wirken, die auch in Deutschland sich einen glanzvollen Namen gemacht haben.

Der bedeutendste Schauspieler, den bisher die ungarische Schauspielkunst hervorgebracht hat, war unstreitig Gabriel Egressy. Seine Leistungen haben das Publikum des Nationaltheaters Jahre lang begeistert und erschüttert und er hat sich in seinem Vaterlande einen Ruf erworben, wie z. B. Davison in Deutschland, Garrick in England, Talma in Frankreich und Salvini in Italien. An ihn hat einer seiner glühendsten Verehrer, kein geringerer als Alexander Petöfi, das nachstehende Gedicht gerichtet:

Besingen will ich dich, — doch du bist schuld,
Wenn meinem Sange fehlt der freie Schwung;
Du hast mein liebeglühend Herz berauscht,
Durch deine Kunst bis zur Begeisterung!

O wärst du eines bessern Landes Sohn,
Wo man Verdiensten freudiger gewogen,
Es hätte deines Ruhmes heller Strahl
Die Gauen einer halben Welt durchflogen! . . .

Dich freilich drückt nicht der Ermattung Wucht,
Du stehst noch felsenfest und ohne Schwanken,
Mit wie geringem Preise dir die Nation
Die Nächte, welche du durchwacht, mag danken!

Doch nein! dein Künstlerlohn, er bleibt nicht aus,
Es wird, es muß der düst're Nebel fallen,
Es kommt die Zeit dann deiner Würdigung —
Und einst noch wirst du Liebling von uns Allen!

Diese 1844 geschriebene Weissagung ist bald darauf glänzend in Erfüllung gegangen. Gabriel Egressy wurde in der That der Liebling seiner Nation und als er 1866 starb, stand trauernd an seiner Bahre ein ganzes Volk, und niemand hat seitdem den Tragöden übertroffen!

Gabriel Egressy verband mit seinem unvergleichlichen schauspielerischen Genie auch rastloses Studium; er war kein Naturalist, sondern ein denkender Künstler, der als Theoretiker gleichfalls Hervorragendes leistete. Er schrieb ein Werk: „Das Buch der Schauspielkunst", welches zu den besten ästhetischen Schriften der ungarischen Litteratur gehört. Die dramatischen Lehren,

welche er hier erteilt, die ästhetischen und künstlerischen Grundsätze, die er entwickelt, die Fülle der scharfsinnigsten Beobachtungen, die er auf seiner glanzvollen schauspielerischen Laufbahn zu machen Gelegenheit hatte, — alle diese Vorzüge vereinigen sich zu einem erquicklichen Ganzen. Er verstand es, von seinen allerdings schon von der Natur sehr reich bedachten Mitteln weisen Gebrauch zu machen und durch beharrlichen Fleiß und Energie erklomm er bald die höchsten Gipfel der dramatischen Kunst. Gabriel Egressy hatte nicht allein die Begabung, Gestalten zu schaffen, sondern auch die Leidenschaften des betreffenden Charakters zu individualisieren. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, daß er kein Nachahmer war, sondern als Originalgenie seine Figuren sich erschuf.

Die namhaftesten Rollen Egressy's waren: Lear, Bolingbroke, Richard III., Kean, Garrick, Molière, Marquis Posa, Brutus, Karl III., Coriolan, Zar Peter, und in den Originaldramen in magyarischer Sprache die Rollen „Bank-bán“, „Apafi“, „Brankowics“ u. a. Welche Vielseitigkeit und individuelle Auffassung bekundete er in allen diesen Rollen!

Geboren 1808 in Lászlófalva — Ungarn —, diente er der Schauspielkunst von der Pike auf. Als Statist und Chorist begann er an einer obskuren Provinzbühne, um schließlich an dem ersten ungarischen Theater als die genialste Zugkraft Jahrzehnte lang zu wirken.

Die Revolutionsjahre von 1848 und 1849 verscheuchten ihn auf kurze Zeit von der Bühne. Ein Stürmer und Dränger, stürzte er sich kopfüber in den Strudel der Politik, für welche er im Grunde genommen kein Talent besaß. Im Kriege spielte er die Rolle des Volksredners, des Regierungskommissars, des Kriegsorganisators und Guerillachefs. Nach der Waffenstreckung bei Világos flüchtete er sich mit zahlreichen anderen Emigranten auf türkischen Boden. In Viddin, Sumla, Rustschuk, Nepotin und Belgrad verbrachte er etwa 13 Monate. Seine Exilfahrten und sein körperliches und seelisches Elend hat er in seinem Buch: „Tagebuch aus der Türkei" in sehr anschaulicher Weise geschildert.

Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande trieb ihn dazu, 1850 wieder den ungarischen Boden aufzusuchen. Hier wurde er vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt, aber infolge der Intervention einflußreicher Gönner begnadigt, — unter der Bedingung, daß er nie wieder die Bühne betrete.

Drei Jahre darauf wurde er von diesem Bann erlöst; er trat als Mitglied des Nationaltheaters zum ersten Male als König Lear auf und entzückte das Publikum durch seine vollendete Kunst der Menschendarstellung. Bis zu seinem Todestage gehörte er, mit wenigen Unterbrechungen, dieser vornehmsten ungarischen Bühne an, welche ihm teilweise ihren Aufschwung zu verdanken hat. Als echter Soldat

der Schauspielkunst starb er auf dem Felde der Ehre, auf der Bühne.

Ich habe bereits des Gedichtes Petöfi's an Egressy Erwähnung gethan; es dürfte den Leser vielleicht noch interessieren zu erfahren, daß Petöfi Egressy auch wiederholt rezensierte. Aus einer Kritik vom Jahre 1847 mag hier folgende, bisher ins Deutsche nicht übersetzte Auslassung des Dichters mitgeteilt werden, welche überdies ein anschauliches Bild von der schauspielerischen Individualität des Künstlers giebt:

„Gabriel Egressy hat aus Richard III. eine Gestalt geschaffen, welche wir von ihm erwartet haben und die wir nur von ihm erwarten können. Es ist wohl unnötig, die Stellung zu bezeichnen, welche Egressy unter den ungarischen Schauspielern einnimmt. Er ist unstreitig der größte ungarische Schauspieler. Was ist der Unterschied zwischen Egressy und seinen übrigen hervorragenden Kollegen? Diese sind alle ausgezeichnet in ihrem Genre, aber Egressy hat bereits in jedem Genre Ausgezeichnetes, Bewundernswürdiges geleistet. Wie in der Dichtung, so ist auch in der Kunst die Vielseitigkeit der Maßstab der Größe. Deshalb ist im Drama Shakespeare größer wie Molière, deshalb ist in der Lyrik Vörösmarty größer wie Victor Hugo, und deshalb ist im Schauspiel Egressy größer als seine übrigen Kollegen. Während diese nur einzelne Instrumente sind, repräsentiert unter den Genannten ein jeder ein ganzes Orchester. Richard III.

ist eine der gelungensten und unvergeßlichsten Rollen Gabriel Egressy's. Schon seine Maske verdiente für alle Zeiten in Marmor verewigt zu werden. Dieses Antlitz mit den kleinen listigen Augen und dem großen gierigen Mund hat etwas Fürchterliches. Wenn du im Traume dieses Antlitz erblickst, erstarrt dein Blut, und wenn es lacht, dann hörst du keinen menschlichen Ton. Seine Worte stößt er hervor, wie der Tiger, dessen Kehle ausgetrocknet ist und der nach Blut lechzt. Ich war neugierig auf jene Scene im letzten Akte, in welchem Richard nach dem Erscheinen der Geister aus seinem Traume erwacht; ich fürchtete, daß Egressy den Monolog hinausschreien werde, womit man zwar großen Applaus erntet, aber der Kunst keinen Dienst leistet. Meine Befürchtung war vollständig überflüssig. Egressy opferte dem Beifall nicht die Kunst. Als er aus dem Bette aufspringend, stürzte, und mehrere Schritte auf der Erde hinkroch, worauf er sich an einen Stuhl klammerte, als wäre dieser ein lebendes Wesen, welches ihn schützen sollte, flüsterte er nur seinen Monolog. Es berührte angenehm, den riesigen Verbrecher, welcher bisher auf den Köpfen anderer ging, jetzt auf der Erde ausgestreckt, als eine Beute der schrecklichsten Verzweiflung und elend und zitternd, wie eine zerdrückte Schlange, zu sehen. Und desto überraschender ist dann sein Aufrichten vom Boden in der letzten Todesverzweiflung, um in die Schlacht zu stürzen, damit sein Tod ein tapferer

und versöhnender sei, nachdem sein Leben ein so verwerfliches gewesen. So stellte sich Shakespeare Richard III. vor und so gab ihn Gabriel Egressy."

Wie ich schon erwähnt habe, war Egressy auch als dramaturgischer Schriftsteller erfolgreich thätig. Seine Schriften in Vers wie in Prosa enthalten viele gute Gedanken, zeugen von geläutertem Geschmack und sind formell künstlerisch abgerundet. Seine theoretischen Werke sind die Lehrbücher der jüngeren schauspielerischen Generation geworden, die aus diesem Quell zu ihrem Vorteil geschöpft hat und noch immer schöpft.

Damit der Leser sich ein Bild von seinen ästhetischen Anschauungen verschaffe, will ich hier Einiges aus den Aphorismen des Künstlers aus dem magyarischen Urtext übersetzen:

„Allerdings ist die Welt der Bretter nur eine Scheinwelt und nicht sehr weit, aber merkwürdiger Weise hat sie Raum für die — Unendlichkeit. Oder ist nicht die Welt der menschlichen Seele eine unendliche und ist die Bühne nicht ihretwegen eigentlich vorhanden? Denn hier nimmt alles Bezug auf die menschliche Seele, wie auf den Mittelpunkt des Lebens: hier spiegelt sich die Außenwelt in ihrer ganzen Größe wieder."

———

„Unreife Nationen, welche die zivilisierten Völker in ihren Äußerlichkeiten nachahmen, gleichen den

Theateranfängern, welche die Manieren großer Künstler nachäffen, oder dem Kinde, das das Schwert seines Vaters umgürtet, sich einen Schnurrbart malt und auf einen Stuhl steigt, um groß zu erscheinen.“

„Nur eine Macht giebt es, die unwiderstehlich siegt, es ist die geistige Macht, welche mit den hehren Vollkommenheiten der Kunst und Wissenschaft Eroberungen macht.“

„Protektion! Teilnahme! Wehe dem Theater, dessen Existenz stets von diesen Bettelworten abhängig ist! Das Schauspiel muß interessieren und anziehen; nicht aus Gnade und Barmherzigkeit, sondern infolge seiner Leistungen. Es muß teure Schätze um einen billigen Preis darbieten, kurz, so zum Lebensbedürfnis werden wie das tägliche Brot.“

„Das Theater ist das lebendige Museum der moralischen Schätze, Empfindungen und Gedanken der Nation. Es ist der Zauberspiegel ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Eine unsterbliche Sybille, in deren Büchern die Geheimnisse des Lebens und das Schicksal der Nation verzeichnet sind. Ewiges Instrument, auf welchem die Seraph-Musik der vaterländischen Sprache gespielt wird. Eine Blüte vom Himmel im Garten des Vaterlandes, welche mit süßem Duft die Atmosphäre erfüllt und auf den Tisch der Nation teures Obst bringt.“

„Die größten Feinde einer gerechten und wahren Sache waren immer deren Mystifikatoren, welche das göttliche Geheiß schlecht interpretieren und auf diese Weise das Verständnis des Volkes verwirren. Dem Gedanken haben diejenigen am sichersten Triumphe bereitet, die ihn in seiner vollsten Klarheit und Wahrheit dem Publikum vorführten“ ...

In Budapest besteht seit 1865 eine Landestheaterschule; sie befindet sich unter der Leitung Eduard Paulai's und hat bereits schöne Erfolge erzielt, indem sie der ungarischen Bühne so manche strebsame Kraft geschenkt hat. Freilich gute Schauspieler, geschweige denn Genies, müssen geboren werden, und an Menschendarstellern von Gottes Gnaden ist gerade kein großer Überfluß im Karpathenreiche, — trotz allem muß doch gesagt werden, daß die ungarische Schauspielkunst in den letzten Jahrzehnten einen großen Aufschwung genommen und so ist zu hoffen, daß das Theater in Ungarn sich noch gedeihlicher entfalten und dadurch die Kultur der Nation noch wirksamer fördern werde als bisher!

Die bildende Kunst.

(Adolf Huszár.)

Auf dem Petöfi-Platz in Budapest, der linken Seite der Donau, erhebt sich das auf einem Granitsockel ruhende 12 Fuß hohe Bronze-Denkmal Alexander Petöfi's. Wer dieses Standbild erblickt, wird nicht umhin können, die große Kunst seines Schöpfers, des Bildhauers Adolf Huszár, zu bewundern. Das Petöfi-Denkmal ist das größte Monument der magyarischen Hauptstadt. Der feurige Tyrtäus der ungarischen Revolution, aber auch der schwungvolle Lyriker ist durch den Meißel des Künstlers so verklärt und doch so lebenswahr verkörpert, daß schon diese eine Schöpfung hingereicht hätte, den Namen Huszár berühmt zu machen. Aber neben diesem Denkmal hat Huszár noch andere Monumentalwerke geschaffen, welche den Stempel des Genies an sich tragen. Die Gestalten der großen Männer seines Vaterlandes, eines Frhr. v. Eötvös, Franz v. Deák u. a. ver-

stand er in Erz und Marmor mit dem Ausdruck seines Geistes zu verlebendigen.

In der Vollkraft seines Lebens und Schaffens, auf der Höhe seines Ruhmes ist Adolf Huszár, geboren 1843 zu Neusohl in Ungarn, am 21. Januar des vorigen Jahres (1885) in Budapest verblichen; mit ihm haben die Ungarn nicht nur ihren besten, sondern auch ihren nationalsten Bildhauer verloren, denn Huszár hatte, mit geringen Ausnahmen, nur vaterländische Stoffe zum Gegenstand seiner Darstellungen gewählt.

Adolf Huszár hatte eine traurige Jugendzeit durchzumachen. Sein Vater verarmte, indem eine walachische Zigeunerbande ihn um sein Hab und Gut brachte; als Adolf neun Jahre alt war, verlor er obendrein seinen Ernährer und Erzieher. Einem Gönner, dem Kanonikus Hromoda, der sich hochherzig des strebsamen Knaben angenommen, hatte er es zu verdanken, daß er, wenn auch spät, gründlichen Schulunterricht erhielt. Als 14jähriger Knabe arbeitete er als Techniker im Rohnitzer Eisenhammer, aber diese Beschäftigung vermochte ihn nicht zu befriedigen, und so wanderte er in seinem 17. Jahre nach Wien, um dort sein Glück zu versuchen. Wie so viele, mußte er dort furchtbar ringen im Kampfe um das Dasein. Seine Lehrjahre verbrachte er in den Ateliers der Bildhauer Fernkorn und Gasser. Seine materielle Lage besserte sich erst, als er im Jahre 1869

von der ungarischen Regierung ein Stipendium auf drei Jahre erhielt; auch richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, als sein Modell des Eötvös-Denkmals unter den Konkurrenzentwürfen den ersten Preis errang und er mit der Ausführung des Monuments betraut wurde. Noch mehr als die 4000 Frs., die er erhielt, spornte ihn die ihm gewordene Anerkennung an, und er entschloß sich, nach Budapest zu übersiedeln und seine Kraft hier dem Dienste der nationalen Kunst zu widmen. Seit 1874 lebte er, mit Ausnahme einiger Unterbrechungen, d. h. einiger zum Zweck des Studiums unternommener Reisen nach Deutschland, Frankreich und Italien, fortwährend in der magyarischen Hauptstadt.

Hier entfaltete sich nun seine schöpferische Thätigkeit zur vollsten Blüte. Er schuf eine ganze Reihe Denkmäler in Erz und Marmor: für das pester Staatsgymnasium das Standbild König Franz Josephs I., ferner die Büsten Franz v. Deáks, Stephan v. Toldy's, Franz v. Pulszky's, des Bildhauers Nikolaus Izsó u. a. m. Zu jener Zeit verfertigte er auch einige reizende Genrewerke, so z. B. im Auftrage des Grafen Zichy „Venus und Amor", welche Gruppe in Florenz in Marmor gehauen wurde, ferner das Genrebild „Spiel' auf, Zigeuner!", die allegorischen Figuren „Die vier Jahreszeiten" auf dem Gebäude des ofener Schloßgartens. Die Schaffung des Petöfi-Denkmals wurde ihm gleichfalls übertragen. Wie

glänzend er diese seine Aufgabe gelöst hat, habe ich bereits oben erwähnt. Als man am 15. Oktober 1882 das Petöfi-Denkmal enthüllte, wurde dieser Tag von der ungarischen Nation wie ein Nationalfest gefeiert, und Maurus Jókai und Koloman v. Tisza, der ungarische Ministerpräsident, unterließen es nicht, bei diesem Anlaß auch der ruhmvollen Verdienste Hußzárs zu gedenken. In den letzten Jahren waren es hauptsächlich zwei Kolossalwerke, denen er seine ganze Zeit und Thätigkeit widmete; er wurde beauftragt, das Denkmal der „Arader Märtyrer“ und dasjenige Franz von Deáks zu verfertigen. Leider sind beide Werke beim Tode Hußzárs unvollendet geblieben. Die Hauptfigur des Denkmals für die „Arader Märtyrer“ war zwar beendet, aber die übrigen Standbilder waren noch nicht in Angriff genommen, und beim Deák-Monument fehlte den allegorischen Gestalten „Die Vaterlandsliebe“ und „Der österreichisch-ungarische Ausgleich“ die letzte Feile; die Nebenfiguren waren in Gips hergestellt.

Adolf Hußzár war seit 4 Jahren Professor der Bildhauer- und Modellierungskunst an der Landesmusterzeichenschule zu Budapest; die Zahl seiner Schüler betrug 50 bis 60, die ihn, trotz seines heftigen Temperaments, liebten. Er bildete sich an der antiken bildenden Kunst. Phidias, Praxiteles und Scopas waren seine Ideale. Besonders schwärmte er für Michel Angelo. Wenn er mir von diesem Heros erzählte, wurde dieser

sonst so schweigsame Mann beredt und begeistert, denn er hielt den Schöpfer des Moses für den größten Bildhauer aller Zeiten. Fern von allem Pathetischen verstand er es, realistische Darstellung mit Idealismus zu vereinen. Originalität der Konzeption, Kühnheit der Ausführung und technische Meisterschaft gingen bei ihm Hand in Hand und verliehen dadurch allen seinen Arbeiten einen außerordentlichen Reiz.

* * *

Zwischen Huszár und Izsó, seinem Lehrer, dem eigentlichen Vater der ungarischen Bildhauerkunst, klafft ein Jahrhundert, so groß ist der Unterschied zwischen dem Jünger und dem Meister. Ersterer ist ein Künstler, seiner Ziele sich bewußt, der nach dem höchsten strebt, letzterer ein, wenn auch begabter, Naturalist; in ihm steckte ein gewaltiger Künstler, aber es fehlte ihm die nötige Schulung. Den bedeutendsten Beifall fanden seine Volksgestalten („Trauernder Schafhirt", „Sterbender Honvéd" u. s. w.). Er entwarf drei Dichter-Denkmale, für Csokonay, Dugonits und Petöfi, doch konnte er nur das erstere vollenden. Das Standbild des Begründers der ungarischen Nationallyrik, des Vorläufers Petöfi's, steht seit 1871 in Debreczin. Die zwei anderen Denkmale führte Huszár nach eigenen Entwürfen aus.

Was die übrigen namhaften Bildhauer Ungarns

betrifft, so sind hier noch zu nennen: Nikolaus Tilgner, Julius Donath, Georg Zala, Joseph Strobl und Georg Kis.

Viktor Tilgner ist ein Bildhauer, der vor allem nach realistischem Ausdruck strebt. 1844 geboren, lebt er seit Jahren in Wien, wo er ein Schüler Gassers war. Den meisten Einfluß aber hatte auf ihn der in Wien weilende französische Bildhauer Deloge, ein Realist von eminentem Talent. Bald erregten seine mit feinem Lebensgefühl und in flotter Manier geschaffenen Porträtbüsten Aufsehen. Namentlich gefiel die Porträtbüste Charlotte Wolters, die ihm den Ruf eines beliebten „Salon-Bildhauers“ erworben. In der That hat Tilgner seinen größten Erfolg auf dem Gebiete des Porträts errungen. Seine Bildnisse sind erstaunlich naturtreu, ohne daß dieselben zu seelenlosen Photographien würden. Die psychologische Vertiefung ist für ihn die Hauptsache. Von den Berühmtheiten, die er noch verewigt hat, seien ferner genannt: Sonnenthal, Franz Liszt, Graf Zichy und Fürstin Auersperg. Die Aufmerksamkeit des Wiener Hofes erregte Anfang der 70er Jahre das Bild: „Frauenraubender Triton“; diese Gruppe gefiel so sehr, daß sie seitens des Hofes angekauft wurde. Bekannt sind seine zahlreichen Brunnengruppen, das Coburg'sche Grabmal, die Statuen für das neue Burgtheater („Phädra“, „Hanswurst“ und „Falstaff“) und ein höchst anmutiger italienischer Mädchenkopf in

Bronze. Seine letzte Schöpfung war das Hummel-Denkmal für die Stadt Preßburg.

Julius Donath gehört zu den gesuchtesten Bildhauern Budapests. Für öffentliche Gebäude und zahlreiche Palais auf dem Andrássy-Platze hat er prächtige Monumente geschaffen, die von der Begabung des noch jungen Meisters ein rühmliches Zeugnis geben. Er studierte in München unter Leitung des Professors Knabl, dann in Wien bei Semper. Für das Budapester Opernhaus hat er die Büsten von Pergolesi und Arezzo, Orlando di Lasso, Thalia und dem „Quartett" angefertigt. Reiche Erfindungsgabe, Anmut und feine Ausführung zeichnen alle seine Schöpfungen aus.

Der jüngste unter den ungarischen Bildhauern ist Georg Zala. Er studierte in Wien im Atelier von Fellner und Hellmer und dann in München. Sein bedeutendstes Werk ist wohl: „Maria und Magdalena." Die plastische Ruhe kommt hier zu einer monumentalen Wirkung. Wir erblicken die Mutter Gottes, wie sie die zu ihren Füßen niederfallende Magdalena zu sich aufhebt und sie mit den Worten der Religion zu trösten sucht. Magdalena gewinnt durch den Ausdruck des unendlichen Schmerzes und der Entsagung unsere innige Sympathie. Von seinen Büsten ist besonders bemerkenswert diejenige der ungarischen Volksschauspielerin Luise Blaha, welche freilich von Manieriertheit nicht freizusprechen ist.

Alois Strobl, der Vollender des Huszár'schen Deák-Monuments, ist ein Schüler Zumbuschs. Auf der Landes-Industrie-Ausstellung zu Budapest war er mit einer Reihe sehr geistvoll konzipierter und ausgeführter Arbeiten vertreten. Seine namhaftesten Werke sind: „Perseus mit dem Gorgonenhaupte", „Szegediner Fischermädchen" und verschiedene Büsten. Alle seine Arbeiten vereinigen lebensvolle Auffassung mit feiner Kunstempfindung.

Georg Kis ist der Sohn eines Bauerntischlers. Im Foyer des Pester Künstlerhauses befindet sich eine Gruppe von ihm: „Barmherziger Samaritaner", die sehr anspricht. Das Deák-Mausoleum schmückt sein Trauergenius. Überdies schuf er vortreffliche Denkmäler von Arany, Kisfaludy und Kossuth, sowie verschiedene reizende Genre-Gruppen, von denen ich hier nur: „Pferdedieb" und „Hühnerfänger" nennen will.

Bei aller Anerkennung der Leistungen der ungarischen Bildhauerkunst muß doch gesagt werden, daß die ungarische Plastik noch im Anfangsstadium ihrer Entwicklung sich befindet und mit der ungarischen Malerei nicht Schritt halten kann, welche bekanntlich eine hohe Stufe der Vollendung erreicht hat. (Ich brauche hier nur die Namen: Michael Munkácsy, Julius Benczur, Alexander Wagner und Michael Zichy zu nennen. Eine junge, strebsame Künstlergeneration erweckt gleichfalls große Hoffnungen auf die Zukunft.)

Graf Stephan Széchényi soll sogar seinen Landsleuten das Bildhauertalent abgesprochen haben. Dieses Paradoxon ist entschieden übertrieben, denn alle die hier genannten Hauptvertreter der Bildhauerei sind zweifellos hochbegabte Jünger des Praxiteles, aber wenn man erwägt, daß Ungarn keine Traditionen der bildenden Künste aufzuweisen hat, muß man schon den jetzigen Fortschritten auf diesem Gebiete Anerkennung zollen. In Ungarn sind nämlich ältere Werke der Plastik dünn gesäet. Tataren, Mongolen und Türken haben die Bildwerke in tausend Stücke zerschlagen und die schönen Gebilde der Menschenhände vernichtet. Wohin sind die Erzbilder und Bildwerke in der ofener und visegrader Königsburg geraten, von denen die Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts so viel zu erzählen wissen? Wo sind die Erzstandbilder des Königs Ladislaus und all die Königsstatuen geblieben, welche am Ende des 14. Jahrhunderts den Großwardeiner Dombauplatz schmückten? . . . Nun, alles ist dem Bilderhaß des sunnitischen Islam zum Opfer gefallen, und so ist ganz erklärlich, daß erst nach dem Aufhören des türkischen Druckes sich neue Kunstkeime entwickeln konnten! Hier gilt vor allem der Ausspruch: „Ungarn war nicht, sondern wird sein!“

Schlußwort und Ausblick.

Die vorliegenden Landschafts-, Sitten-, Litteratur- und Kulturbilder werden gewiß dem geneigten Leser den Beweis erbracht haben, daß Ungarn ein in vielfacher Hinsicht höchst interessantes Land ist, dessen Studium sich wohl verlohnt. In geographischer, ethnographischer, geschichtlicher, litterar- und kulturhistorischer Beziehung bietet das vielsprachige und buntgestaltete Karpathenreich so viel des Anregenden und Beachtenswerten, daß ich mich der Hoffnung hingeben darf, man werde in Deutschland seinen Bestrebungen eine größere Beachtung zuwenden, als es bisher der Fall war. Wenn Ungarn auf der seit zwei Jahrzehnten so erfolgreich betretenen Bahn des Fortschritts in geistiger, politischer und gesellschaftlicher Beziehung unentwegt und beharrlich — sincere et constanter — weiter wandelt, wenn es mit allen Mitteln daran arbeitet, um den bahnbrechenden großen Ideen des 19. Jahrhunderts immer mehr Eingang zu verschaffen, so ist nicht daran zu

zweifeln, daß diesem Reiche noch eine schöne und große Zukunft bevorsteht.

Die Landes-Industrie-Ausstellung zu Budapest vom vorigen Jahre, deren ich wiederholt Erwähnung gethan, hat Tausende und Abertausende aus aller Herren Ländern nach Budapest und Ungarn geführt, und der objektive Beobachter von Land und Leuten konnte sich der Überzeugung nicht verschließen, daß das moderne Ungarn ehrlich arbeitet, schafft, denkt und handelt und Wissenschaft, Litteratur, Kunst, Handel und Industrie nach Kräften hegt und pflegt. Überall ist ein erfreulicher Wettkampf auf dem Felde der Intelligenz zu bemerken, und dieses einst so barbarisch verschrieene Volk ist unter der Sonne der Freiheit, die ihm seit zwei Jahrzehnten leuchtet, zu einer, hohe sittliche Aufgaben anstrebenden, Kulturnation geworden.

Gewiß ist Ungarn noch kein Reich, welches ein Idealstaat genannt werden kann, aber immerhin schon ein mächtig aufstrebender Staatsorganismus. Mit Achtung erfüllt uns die Zähigkeit, womit dieses Land gegen die vielfachen Schwierigkeiten auf volkswirtschaftlichem und finanziellem Gebiete unablässig ankämpft und sich im Innern zu konsolidieren sucht, und mit Bewunderung blicken wir auf die staatsmännische Kunst der Ungarn, welche die Nationalitäten zu versöhnen bestrebt ist, dabei aber dem ungarischen Staatsgedanken Geltung zu verschaffen weiß.

Nicht groß ist die Zahl der bahnbrechenden Geister in Poesie, Kunst, Wissenschaft u. s. w., die das Reich der heiligen Stephanskrone hervorgebracht, aber immerhin beweisen geistige Heroen wie Petöfi, Jókai, Tisza, Kossuth, Munkácsy, Huszár, Liszt u. s. w., daß auch die ungarische Rasse Genies von Gottes Gnaden gezeitigt hat. Doch nicht die Genies allein machen die Größe einer Nation, eines Staates aus, sondern die Tüchtigkeit all seiner strebsamen und begabten Kräfte, und in dieser Beziehung gewahren wir mit Freude, daß der alte Pessimismus geschwunden ist und neuer Thatkraft und frischer Schaffenslust Platz gemacht hat.

Freilich ist noch manches zu vollbringen, wenn Ungarn seine Mission voll und ganz erfüllen soll.

Die Justizpflege ist noch immer nicht ganz so, wie sie sein müßte. Die hygienischen Reformen lassen noch auf sich warten; die Kommunikationszustände könnten besser sein, obschon das Eisenbahnnetz immer verzweigter wird; die ungarische Gesellschaft selbst leidet an manchen schlimmen sozialen Leiden, als da sind: Verschwendungsluft, Spielsucht, und Leichtsinn. Doch die Kinderkrankheiten des modernen, unabhängigen und freien Staates hat Ungarn bereits längst glücklich durchgemacht und es hat alle Anwartschaft, stark und mächtig zu werden.

Unsere Ausblicke in die Zukunft sind daher sehr erfreulicher Art. Zuvörderst drängt sich uns die

Beobachtung auf, daß alle materiellen Kräfte der Nation, unterstützt von einer erleuchteten und zielbewußten Regierung, in den Dienst der sittlichen und Kulturideen der Zeit gestellt sind. Aus einem so freudigen, einmütigen und geschlossenen Vorgehen aller Faktoren kann nur Großartiges entstehen. Dies zeigt sich bei jedem Anlaß; ob es eine Landesindustrieausstellung, eine Goldschmiedarbeiten-Ausstellung oder welche kulturelle Veranstaltung immer es ist, stets ist es der patriotische Geist, der alle Hände in Bewegung setzt, alle Herzen höher schlagen läßt. Und eine Nation, die solche Ideale hat, die so hoher Begeisterung fähig ist, die den Ehrgeiz besitzt, an der Seite der übrigen civilisierten Nationen und Kulturstaaten zu marschieren, muß immer reüssieren — ihr Gedeihen und Blühen ist außer aller Frage.

Aber noch ein anderes, für Europa besonders wichtiges Moment kommt hier in Betracht. Ungarn ist infolge seiner Lage, seiner Stellung zu der Gesamtmonarchie, seines Bestrebens nach innerer Konsolidation ein Staat, der vor allem den Frieden wünscht. Es bietet daher seinerseits eine Friedensbürgschaft ersten Ranges. Europa kann dessen sicher sein, daß Ungarn seine Zustimmung zu einem Kriege, mit welcher Macht immer, nur in dem alleräußersten, allernotwendigsten Falle, d. h. erst dann geben würde, wenn seine vitalsten Lebensinteressen in Frage stün-

den und es auf einen Kampf auf Tod und Leben herausgefordert würde. Eine freisinnige Regierung, eine freisinnige Parlamentsmajorität und eine freie Presse — wahrlich, dieses Trifolium ist ein sehr wirksames Ventil im internationalen Verkehr!

Zwischen Ost und West ist Ungarn der Vermittler der Kultur, der Bannerträger der Freiheit. So lange es sich selbst treu bleibt und dessen eingedenk ist, daß die höchsten Güter des Lebens nur durch das Einsetzen des ganzen Lebens gesichert werden können, wird das Karpathenreich stets gleich einem Aar mächtig und frei seine Schwingen entfalten!

K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg. Carl Grüninger. Stuttgart.

